

Kriegsgefangenschaft

Biographische Quellen zur deutschen Geschichte nach 1945

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte
und in Verbindung mit dem Bundesarchiv
von Wolfgang Benz

Band 10

R. Oldenbourg Verlag München 1991

Kriegsgefangenschaft

Berichte über das Leben in
Gefangenenlagern der Alliierten
von Otto Engelbert, Kurt Glaser,
Hans Jonitz und Heinz Pust

Herausgegeben von Wolfgang Benz und
Angelika Schardt

R. Oldenbourg Verlag München 1991

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Kriegsgefangenschaft : Berichte über das Leben in
Gefangenenlagern der Alliierten / von Otto Engelbert ... Hrsg.
von Wolfgang Benz und Angelika Schardt. – München :
Oldenbourg, 1991

(Biographische Quellen zur deutschen Geschichte nach 1945 ; Bd. 10)

ISBN 3-486-55866-8

NE: Engelbert, Otto; Benz, Wolfgang [Hrsg.]; GT

© 1991 R. Oldenbourg Verlag GmbH, München

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf, München

Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe GmbH, München

ISBN 3-486-55866-8

Inhalt

<i>Wolfgang Benz</i>	
Einleitung.....	7
<i>Heinz Pust</i>	
Als Kriegsgefangener in der Sowjetunion. Erinnerungen 1945–1953	17
<i>Otto Engelbert</i>	
Die Antifa-Schule Talizy. Schule des „Zwiedenkens“	65
<i>Hans Jonitz</i>	
In amerikanischer und französischer Kriegsgefangenschaft	85
<i>Kurt Glaser</i>	
Kriegsgefangener auf drei Kontinenten	131

Einleitung

Am Ende des Zweiten Weltkriegs befanden sich mehr als 8 Millionen Deutsche als Kriegsgefangene in Gewahrsam der Siegermächte. Innerhalb eines Jahres waren zwar 5 Millionen entlassen, aber es waren auch zahlreiche Todesopfer zu beklagen, und es gibt eine ungeklärte – und mit Sicherheit nicht mehr zu klärende – Anzahl von Vermissten. Weit über eineinhalb Millionen solcher Schicksale von ehemaligen Wehrmachtangehörigen verzeichnen die Statistiken. 1950 sprach man von 1,3 Millionen Vermissten im Osten und 100 000 im Westen, der Suchdienst des Roten Kreuzes hat 1,086 Millionen deutsche Soldaten für tot erklärt.

Zur statistischen Dimension des Kriegsgefangenenproblems gehört auch die Verständigung der Alliierten darüber, daß ein Teil der deutschen Kriegsgefangenen zum Wiederaufbau und zur Wiedergutmachung angeordneten Schadens eingesetzt werden sollte. Aufgrund dieser Verabredung übergaben Amerikaner und Briten ca. eine Million Gefangene an Frankreich; die Sowjetunion überstellte 80 000 Deutsche an Polen. Jahrelang schufteten ehemalige Landser in Bergwerken und Holzfällerlagern, in Fabriken und beim Straßenbau in der Sowjetunion und in Frankreich, in Polen und Jugoslawien, benutzt als Arbeiterheer, das in der Regel gerade so gut behandelt wurde, wie notwendig war, die Arbeitskraft einigermaßen zu erhalten. Man benötigte die Arbeitsleistung und investierte so wenig als möglich in die Reste der Deutschen Wehrmacht, und schon gar keine Gefühle.

Den Bewachern galten sie als „boches“ oder als Nazis. Die Spuren der Verwüstung des Krieges und der deutschen Besatzung waren überall noch sichtbar, die Wunden frisch. Was kümmerte da Hunger, Elend, Krankheit und Tod deutscher Kriegsgefangener? Mehr als drei Millionen sowjetischer Soldaten, die in Gefangenenlager der Deutschen Wehrmacht geraten waren, sind dort umgekommen, d. h., sie sind systematisch ermordet worden, nicht nur durch Hunger und planmäßige Vernachlässigung in jeder Hinsicht, sondern auch durch Erschießen.¹ Wehrmacht und Waffen-SS hatten bei der Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen alle internationalen Konventionen mit Füßen getreten – aber das war längst verdrängt und vergessen, als man im besiegten Nachkriegsdeutschland das ungewisse Schicksal der in sowjetische Kriegsgefangenschaft Geratenen beklagte.

Am frühesten – beginnend Ende Juli 1945 – entließen die Amerikaner die deutschen Kriegsgefangenen, allerdings wurden viele von ihnen aufgrund interalliierteter Vereinbarungen nach Frankreich und Großbritannien

zum Arbeitseinsatz überstellt. Auf der Moskauer Außenministerkonferenz im Frühjahr 1947 wurde der Dezember 1948 als Endtermin für die Repatriierung der ehemaligen Soldaten der Deutschen Wehrmacht festgesetzt. Alle westlichen Gewahrsamsmächte, auch die Tschechoslowakei und Jugoslawien, hielten sich an diesen Beschluß, nicht jedoch die Sowjetunion und Polen. Für die Kriegsgefangenen, die erst 1949 und 1950 entlassen wurden, bürgerte sich der Begriff Spätheimkehrer ein; die noch länger Zurückgehaltenen hießen Spätestheimkehrer.

Während überall in der Bundesrepublik Kundgebungen der Trauer und des Protestes zu einem Gedenktag für die deutschen Kriegsgefangenen veranstaltet wurden, versammelten sich die Abgeordneten des Bundestags am Vormittag des 26. Oktober 1950 zu einer Sitzung – es war die 94., und sie dauerte 12 Minuten –, „um Zeugnis abzulegen, daß das deutsche Volk jederzeit an die noch im Ausland befindlichen Kriegsgefangenen denkt“. Mit diesen Worten kündigte Präsident Ehlers die Erklärung des Bundeskanzlers an, die mit dem Dank an die Vereinigten Staaten und Großbritannien für die Nachprüfung der Verurteilungen begann, woran die Bitte an Frankreich geknüpft war, die Verfahren gegen deutsche Soldaten zu Ende zu bringen, und, fein abgestuft, folgte „ein Wort der Anerkennung“ an Jugoslawien, das den größten Teil der Kriegsgefangenen heimgesandt hatte. „Entsetzlich aber“, fuhr Adenauer fort, sei „das Schicksal der Deutschen, der früheren Angehörigen der Wehrmacht, der verschleppten Männer, Frauen und Kinder, die in Sowjetrußland noch zurückgehalten werden“. Nach sorgfältiger Prüfung des Materials betrage deren Zahl mehrere hunderttausend. Namens der Bundesregierung appellierte Adenauer an die Weltöffentlichkeit, die UNO müsse eine Kommission in die Sowjetunion entsenden, die sich ein Bild über die Situation und das Schicksal der Verschleppten und Kriegsgefangenen machen müsse.

Den rhetorischen Höhepunkt, aber auch die Substanz der Erklärung – und in dieser Empfindung herrschte Übereinstimmung im ganzen Land – bildeten folgende Sätze: „Das Schreckliche ist, wie ich glaube, für jeden irgendwie menschlich Empfindenden, daß diese Zurückhaltung vorgenommen wird nicht etwa im Kriege, nicht etwa in der Erregung des Kampfes, nicht etwa in einem noch nicht abgeebbten Rachegefühl nach Abbruch des Krieges. Sie wissen, daß die bedingungslose Kapitulation im Mai 1945 erfolgt ist, und jetzt schreiben wir Oktober 1950. Das sind fünf-einhalb Jahre nach dieser bedingungslosen Kapitulation. Jede Entschuldigung für ein solches Verfahren fehlt. Es ist keine Gefährdung für die Sowjetunion und für Polen damit verbunden. Ich habe eben schon hervorgehoben, daß auch das vielleicht im ersten Jahre verständliche Gefühl der Erregung und der Rache jetzt nach fünf-einhalb Jahren nicht mehr bestehen kann und herrschen darf. Nein, meine Damen und Herren, es handelt sich hier um eine Maßnahme kalter Grausamkeit, durch die über vielleicht eine Million Deutsche in Sowjetrußland, aber über eine ganze Anzahl von

Millionen der Angehörigen in Deutschland Schmerz und Kummer und Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit verhängt ist. Ich weiß nicht, meine Damen und Herren, ob in der Geschichte jemals mit einer solchen kalten Herzlosigkeit ein Verdikt des Elends und des Unglücks über Millionen von Menschen gefällt worden ist. Die Geschichte wird auch darüber einst zu richten haben.“²

Es dauerte noch bis 1956 – das war das Jahr nach dem Besuch Adenauers in Moskau –, bis die letzten deutschen Kriegsgefangenen aus den Lagern in der Sowjetunion heimkehren durften. Kriegsgefangene und ihre Angehörigen bildeten im ersten deutschen Nachkriegsjahrzehnt ein Problem, das heute eher in Vergessenheit geraten ist. Ganz abgesehen von den psychologischen Folgen der Gefangenschaft, die quantitativ nicht meßbar sind (aber die Kinder, die ohne Väter aufwuchsen, spürten sie ebenso wie ihre Mütter), gehörten die Heimkehrer und Spätheimkehrer zu den sozialen Folgekosten des Krieges. Sie mußten in die Gesellschaft und den Arbeitsprozeß eingegliedert werden, je später sie kamen mit desto größeren Schwierigkeiten.

Die Geschichtsschreibung hat sich des Massenschicksals der Kriegsgefangenen frühzeitig angenommen. Eine „Wissenschaftliche Kommission für deutsche Kriegsgefangenengeschichte“, gegründet vom damaligen Bundesvertriebenenministerium in Konsultation mit dem Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes, dem Evangelischen Hilfswerk für Kriegsgefangene und Internierte, dem Deutschen Caritas-Verband und dem Verband der Heimkehrer, nahm im Frühjahr 1958 die Arbeit auf. Die Maschke-Kommission, wie sie nach ihrem Leiter genannt wurde, war errichtet worden, um das Schicksal der etwa 11 bis 12 Millionen deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs zu dokumentieren. 1962, nachdem das umfangreiche Quellenmaterial aufbereitet worden war, wurden ursprüngliche Konzeption und Name des Unternehmens („Wissenschaftliche Kommission für die Dokumentation des Schicksals der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs“) geändert. Man hatte sich entschlossen, anstelle der Ausbreitung dokumentarischen Materials (wie es in der „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“, die zunächst als Vorbild gedient hatte, betrieben wurde) den Stoff in monographischen, reich mit Quellenzitaten belegten Studien in sachthematischen Zusammenhängen zu verarbeiten. Als Quellen standen den Autoren der Kommission drei Kategorien von Material zur Verfügung. Erlebnisberichte und Aussagen von Heimkehrern aus den Lagern aller Gewahrsamsstaaten sowie Tagebücher, Briefe und Gesprächsaufzeichnungen bilden die erste Quellengruppe. Dazu kamen die Unterlagen der Verbände, die Kriegsgefangene und Heimkehrer betreuten. Weiterhin sind Delegiertenberichte des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz über Lagerbesuche aus den Jahren 1944–1948 benutzt worden; für die westlichen Länder kamen Berichte der YMCA (Young Men's Christian Association) über de-

ren Kriegsgefangenenfürsorge hinzu. Wichtig waren ferner interne Materialien und Akten zum Kriegsgefangenenwesen der Gewahrsamsmächte Großbritannien, Kanada, Australien, USA, Frankreich und der Benelux-Länder.

Die Kommission arbeitete zwar unabhängig vom Auftraggeber, dem Bundesvertriebenenministerium, sie war aber hinsichtlich der Veröffentlichung ihrer Ergebnisse an die Zustimmung des Auswärtigen Amtes gebunden. Bis 1961 hatte es ohnehin gedauert, bis sich die Auftraggeber entschließen konnten, die Forschungen überhaupt zu publizieren. Zwischen 1962 und 1974 sind insgesamt 22 Bände der Schriftenreihe „Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs“ erschienen, aber das Publikum bekam die Bücher nicht in die Hände. Seriös und gründlich sind nach Gewahrsamsländern und Sachzusammenhängen gegliedert alle Aspekte des Kriegsgefangenenwesens behandelt. Neun Bände sind der Gefangenschaft in der Sowjetunion gewidmet, darunter finden sich Themen wie Hunger, Arbeit, Kulturelles Leben, Straflager. Von Jugoslawien bis zu den Benelux-Ländern sind die kleineren Gewahrsamsstaaten behandelt, für Frankreich, Großbritannien und die USA gibt es sechs Bände. Dazu kommen zwei Beihefte mit Erlebnisberichten und eine abschließende Zusammenfassung.³

Gründliche Arbeit wurde also geleistet, aber sie ist bald ins Gerede gekommen. Schuld daran war in erster Linie die Ängstlichkeit der Auftraggeber. In den Bonner Amtsstuben fürchtete man negative Wirkungen auf die Außenpolitik – zuerst gegenüber den Staaten im Westen, dann für die Neue Ostpolitik –, und man fand es diplomatisch und politisch klug, die Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen zwar drucken zu lassen, gleichzeitig aber die Öffentlichkeit an der Kenntnisnahme zu hindern. Bis Anfang der 70er Jahre waren die Bände „Nur für den Dienstgebrauch“ freigegeben. „Zwecks wissenschaftlicher Auswertung“ standen sie zwar auch in den großen Wissenschaftlichen Bibliotheken, aber sie durften zunächst nicht in den Katalogen erscheinen und der Zugang war erschwert.

Als der Haushaltsausschuß des Bundestags 1963 die Mittel genehmigte, beschloß er auch, um Provokationen des Auslands zu verhindern, daß jeder Band vom Auswärtigen Amt zu begutachten und freizugeben sei. In einer Fragestunde des Bundestags gab Außenminister Willy Brandt am 25. April 1969 Auskunft über den Stand der Dinge: „Nachdem die beiden ersten Bände vorlagen, entschieden sich jedoch die beteiligten Stellen mit Billigung des Auswärtigen Amtes, diese Bände zu veröffentlichen. Für die restlichen Bände kam das Auswärtige Amt zu dem Ergebnis, daß es einstweilen besser sei, über die ursprüngliche Zweckbestimmung nicht hinauszugehen. Dies sollte von vornherein, so meinte mein Amt, das Mißverständnis ausschließen, mit einer massierten Publizierung des Materials werde eine politische Absicht verfolgt und eine Diskussion in der Öffentlichkeit des Inlands oder gar des Auslandes provoziert. Dies hätte bei al-

len Beteiligten – oder bei vielen Beteiligten – alte Wunden aufreißen können und wäre der auf Versöhnung gerichteten Außenpolitik der Bundesregierung nicht dienlich gewesen.“⁴

Diese Geheimniskrämerei hat der Rezeption der Forschungsergebnisse der Kriegsgefangenenkommission geschadet. Immer wieder beschäftigten sich Sensationsjournalisten mit dem Thema und nährten den Argwohn, Dinge von monströsem Ausmaß seien vertuscht oder im Dunkeln gehalten worden. Das änderte sich auch nicht, als Ende 1972 die Kommissionsarbeit beendet war und als die 22 Bände uneingeschränkt öffentlich zur Verfügung standen. Wegen der unglücklichen Veröffentlichungspolitik drang die Tatsache nicht ins allgemeine Bewußtsein, daß sich die Historiker so frühzeitig und gründlich mit der Geschichte der Kriegsgefangenen beschäftigt haben.

Nachträgliche Aktenfunde oder die Tatsache, daß die Quellenbasis in den 50er und 60er Jahren noch nicht optimal war, ändern nichts daran, daß der Komplex „Kriegsgefangenschaft“ wissenschaftlich gut bearbeitet wurde, daß weder hinsichtlich der gesamten Dimension noch der Details wesentliche Korrekturen erforderlich wären.

Zweifellos wäre es vernünftiger gewesen, die Ergebnisse des amtlichen Dokumentationsprojekts „Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs“ nicht unter Verschuß zu halten. Dadurch wurde nicht nur die Tätigkeit der wissenschaftlichen Kommission von vornherein diskreditiert, sondern auch der Boden bereitet für Legenden.

Aufsehen erregte nun die monströse Spekulation des kanadischen Journalisten Bacque, die in der These gipfelt, Amerikaner und Franzosen hätten nicht nur fahrlässig, sondern in bewußter Racheabsicht eine Million deutscher Kriegsgefangener umgebracht und die Deutschen – Historiker wie Politiker – hätten der Westallianz zuliebe den Mantel des Schweigens darübergebreitet.⁵ Die Hauptschuld weist Bacque dem damaligen Oberkommandierenden Eisenhower zu, den er zum deutschenhassenden Kriegsverbrecher stilisiert. Die Methode des Buches ist Spekulation, gestützt auf Aktensplitter und Kronzeugen, gipfelnd in unbeweisbaren Hochrechnungen. Die Behauptung, Lebensmittel hätten 1945/46 reichlich zur Verfügung gestanden, ist ebenso abstrus wie die Annahme, ein oder zwei Wochen Gefangenschaft seien ausreichend gewesen, um die Identifizierung von Kriegsverbrechern erfolgreich in Gang zu bringen.

Ein in vieler Beziehung fahrlässig, in schwitzendem Enthüllungseifer geschriebenes Buch, in dem Personen, Autoren und Behörden Unsachlichkeit oder Verschlagenheit vorgeworfen wird, das mit pauschalen Verschwörungsmymen arbeitet und unablässige Wiederholung als Hauptelement der Beweisführung einsetzt.

Bezeichnenderweise haben neuere seriöse Arbeiten weniger Resonanz in der Öffentlichkeit gefunden als das fahrlässige Sensationsstück des Kanadiers, wie z. B. die Studie von Arthur L. Smith über die Entlassung der

deutschen Kriegsgefangenen und ihre Wiedereingliederung in die deutsche Gesellschaft.⁶ Auf die sozialgeschichtliche Bedeutung des Massenphänomens Kriegsgefangenschaft hat Peter Steinbach in einem wegweisenden Essay aufmerksam gemacht.⁷

Es ist nicht die Absicht dieser Edition, die Kriegsgefangenenpolitik der Alliierten – der Westmächte, der Sowjetunion oder der kleineren Gewahrsamsstaaten – zu beleuchten oder das Verhalten amtlicher deutscher Stellen gegenüber diesem Kriegsfolgeproblem zu illustrieren. Anhand vier ausgewählter autobiographischer Texte soll vielmehr der individuelle lebensgeschichtliche Aspekt von Kriegsgefangenschaft dokumentiert, sollen Alltagsschicksale unter den extremen Bedingungen von Kapitulation, Internierung, unfreiwilliger Arbeit, Hunger und existentieller Not anschaulich gemacht werden.

In den Berichten spiegeln sich typische Gefangenenschicksale. Kurt Glaser geriet mit der Kapitulation des Afrika-Korps am 9. Mai 1943 in Tunesien in eine Kriegsgefangenschaft mit vielen Stationen auf drei Kontinenten. Der Überfahrt von Oran (Algerien) nach Norfolk (USA) im Juli 1943 folgten Aufenthalte in verschiedenen POW-Camps in den Vereinigten Staaten. Im Juni 1946 ging die Reise zurück nach Europa, jedoch nicht in die Heimat, sondern zum Arbeitseinsatz in britischem Gewahrsam. Im Juli 1947 wurde Kurt Glaser über Cuxhaven nach Deutschland repatriert, Munsterlager und Dachau waren die letzten Etappen bei der Entlassung am 2. August 1947.

Hans Jonitz verbrachte seine Kriegsgefangenschaft (April 1945 bis April 1947) ebenfalls im Gewahrsam zweier Mächte, die Amerikaner überstellten im Februar 1946 das ganze Lager den Franzosen. Heinz Pust und Otto Engelbert waren in sowjetischer Kriegsgefangenschaft.

Der letztere war Anfang 1943 im Kessel von Demjansk in Gefangenschaft geraten, er kam einige Wochen später in eine Frontschule zur politisch-weltanschaulichen Umerziehung, Chef war der sowjetische Major Lew Kopelew. Engelbert erlebte die Gründung des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ und des „Bundes deutscher Offiziere“, er wurde von den Sowjets zum Propagandisten ausgebildet, der ab Dezember 1943 mit dem Grabenlautsprecher von der sowjetischen Seite aus die Kameraden der Wehrmacht über die Kriegslage informierte. Die Männer vom Nationalkomitee verstanden sich als Widerstandskämpfer, die von sowjetischer Kriegsgefangenschaft aus zum Ende des Hitler-Regimes und des Krieges beitragen wollten. Major Kopelew brachte ihnen eines Tages Fotos: „Zwei oder drei der Aufnahmen aber zeigten eine riesige Grube. So weit man von oben hineinsehen konnte, war ihr Boden mit nackten Leichen bedeckt. Am Rand dieser Grube standen im Abstand von einigen Metern zwei Männer in Uniform, jeder ein nacktes Opfer vor sich, dem er den Lauf seiner Pistole in den Nacken drückte. Im Hintergrund aber drängte sich, von Bewaffneten umringt, eine kaum zu zählende Menge nackter

Männer und Frauen: die nächsten Opfer in Erwartung und in Angesicht ihres Endes. Man sagte uns, daß man diese Fotos gefunden habe, bei Gefallenen und Gefangenen, oder in verlassenen Bunkern. Offenbar führten ihre Besitzer sie bei sich als ‚Souvernirs‘. Keiner von uns dreien vermochte sich zu äußern. Was sollten hier Worte? Noch draußen vor der Tür und auf dem Heimweg herrschte Schweigen. Bis einer sagte: ‚Ich glaube, Genossen, wir sollten unseren Auftrag etwas ernster nehmen als bisher.‘⁸

Otto Engelbert, der wegen einer Meinungsverschiedenheit mit einem sowjetischen Offizier vom Fronteinsatz wieder ins Lager zurückgeschickt wird, beschreibt in einem kritischen Rückblick die Realität der „Antifa“, der sowjetischen Version von „Umerziehung“⁹, der Anstrengung, die unter anderer Voraussetzung und mit anderem Inhalt auch Amerikaner und Briten unternahmen, um die Deutschen zu Antifaschisten und Demokraten zu machen: Von November 1945 bis Mai 1946 ist er einer der Kursanten in der zentralen Antifa-Schule Talizy für deutsche Kriegsgefangene gewesen.¹⁰

Heinz Pust, der am 9. Mai 1945 von tschechischen Partisanen gefangen genommen und wenig später der Roten Armee übergeben wurde, blieb bis 30. September 1953 in sowjetischer Gefangenschaft. Er schildert den Alltag des Arbeitsgefangenen in insgesamt 19 Lagern, im Bergwerk, in der Ziegelei, in der Mühle, beim Straßenbau, im Wald, auf dem Bau ...

Alle dem Druck zugrunde gelegten Texte befinden sich im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte. Die Berichte von Otto Engelbert und Heinz Pust sind ungekürzt, die Texte von Hans Jonitz und Kurt Glaser stellen Auszüge aus umfangreichen Erinnerungsschriften dar. Otto Engelbert hat seinen Bericht Anfang 1950, kurz nach der Entlassung, verfaßt, die Aufzeichnungen von Heinz Pust sind in großem Abstand von den Ereignissen in rückblickender Reflektion geschrieben.

Hans Jonitz begann mit der Niederschrift seiner Erinnerungen im Frühjahr 1987, er konnte sich dabei nicht nur auf ein gutes Gedächtnis und sämtliche Lagerzeitungen aus französischer Gefangenschaft stützen, sondern auch auf die rund 600 Briefe, die er seiner späteren Frau in den Jahren 1943 bis 1947 schrieb.

Kurt Glaser, dem auch das erstaunliche und wohl einmalige Kunststück gelang, seine Kamera und die Aufnahmen durch alle Filzungen zu retten, verfaßte seine Aufzeichnungen als Tagebuch in Stenographie. Die Stenogramme übertrug er nach der Entlassung in Schreibmaschinenschrift.

Mit einigen wenigen Strichen sollen schließlich Herkunft und Lebensweg der Verfasser skizziert werden. Hans Jonitz wurde 1921 in Nürnberg geboren, nach der Lehre als Industriekaufmann war er 1939 Angestellter bei MAN, im Herbst 1940 beim Reichsarbeitsdienst und ab Januar 1941 bei der Wehrmacht; als Unteroffizier kam er in die Gefangenschaft. Nach der Entlassung kehrte er in die alte Firma zurück, in der er Karriere machte: 1953 erhält er Handlungsvollmacht, für zehn Jahre (1959–1969)

bei einem anderen Unternehmen tätig, kehrt er zu MAN zurück, wo er Abteilungsleiter in München für den Lkw-Verkauf Inland (1974) und Bereichsleiter (1979) wird. 1985 tritt er in den Ruhestand und kehrt in seine Heimatstadt Nürnberg zurück.

Heinz Pust kam 1921 in Berlin zur Welt, wo er im März 1939 das Abitur ablegte. Unmittelbar anschließend folgte der Arbeitsdienst, ab 26. August 1939 die Wehrmacht. 1942 Leutnant, 1945 bis 1953 in Gefangenschaft, beginnt er 1953/54 an der FU Berlin mit dem Studium der Geschichte und Germanistik. Seit 1960 im Schuldienst in Berlin, seit 1961 in Hildesheim, zuletzt als Leiter eines Gymnasiums, seit der Pensionierung (1983) ist Heinz Pust in der Freien Wohlfahrtspflege und im Deutschen Sozialwerk tätig.

Kurt Glaser wurde 1915 in Gollub in Westpreußen geboren und wuchs in Nauen bei Berlin auf. Wie sein Vater will er die Polizeiaufbahn einschlagen und tritt im August 1933 in die Polizeischule Brandenburg/Havel ein, kommt zur Wehrmacht, wird 1935 Unteroffizier, 1937 Wachtmeister, 1938 im Einsatz beim Anschluß Österreichs, dann bei der Besetzung der Tschechoslowakei, 1939 Teilnehmer am Polenfeldzug, 1940 in Frankreich, 1941 an der Ostfront, kommt er nach Heimaturlaub 1942 Anfang 1943 zum Afrika-Korps und im Mai in amerikanische Gefangenschaft. Nach der Entlassung im August 1947 läßt sich Kurt Glaser in München zum Maurer umschulen, legt die Facharbeiterprüfung ab und wird 1950 Angestellter beim Landesamt für Wasserversorgung in München. 1958 übernimmt ihn die Wehrbereichsverwaltung München, er macht die Ausbildung im gehobenen nichttechnischen Dienst bei der Bundeswehrverwaltung, wird regelmäßig befördert und auf entsprechende Stellen versetzt, bringt es bis zum Regierungs-Amtsrat (1976) und tritt im Oktober 1978 in den Ruhestand. Otto Engelbert (1912–1989) war von Beruf Bibliothekar, er lebte in Hamburg. In sowjetische Kriegsgefangenschaft geriet er am 15. Februar 1943, seine Stationen waren Borowitschi (Begegnung mit Lew Kopelew), Antifaschule Waldau, Ostrow, Ostaschkow, Talizy, Arbeitslager Iwanowo (Winter 1946). Ab Herbst 1947 in den Lagern Stalino-gorsk und Novomosgorsk (östlich Tula) als Gießerei- und Bergwerksarbeiter eingesetzt, wurde er im Dezember 1949 entlassen.

Die Aufzeichnungen über das Leben in Kriegsgefangenschaft, über die Erfahrung eines jahrelang dauernden Kriegsendes im Zeichen von Not und Entbehrung, zerstörter Hoffnungen und ungewisser Zukunft sind repräsentativ für die Erlebniswelt einer ganzen Generation. Über das individuell Autobiographische hinaus leisten sie einen Beitrag zur Mentalitätsgeschichte der Deutschen. Aber auch wenn sich nur jeweils ein Teil des Millionenschicksals in ihnen spiegeln würde, wäre die Aufnahme dieser Texte in diese Reihe biographischer Quellen zur deutschen Geschichte wohl gerechtfertigt.

Anmerkungen

¹ Vgl. Christian Streit, *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945*, Stuttgart 1978.

² Deutscher Bundestag, 26. 10. 1950, Sten. Ber., S. 3495f.

³ Vgl. die Übersicht über das Gesamtwerk im Abschlußband: Erich Maschke u. a., *Die deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs. Eine Zusammenfassung*, München 1974.

⁴ Deutscher Bundestag, 25. 4. 1969, Sten. Ber., S. 12629.

⁵ James Bacque, *Der geplante Tod. Deutsche Kriegsgefangene in amerikanischen und französischen Lagern 1945–1946*, Frankfurt a. M. 1989.

⁶ Arthur L. Smith, *Heimkehr aus dem Zweiten Weltkrieg. Die Entlassung der deutschen Kriegsgefangenen*, Stuttgart 1985; s. a. Winfried Becker, *Die Brücke und die Gefangenenlager von Remagen. Über die Interdependenz eines Massenschicksals im Jahre 1945*, in: ders. (Hrsg.), *Die Kapitulation von 1945 und der Neubeginn in Deutschland*, Köln 1987, S. 45–71.

⁷ Peter Steinbach, *Zur Sozialgeschichte der deutschen Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg und in der Frühgeschichte der Bundesrepublik Deutschland: Ein Beitrag zum Problem historischer Kontinuität*, in: *Zeitgeschichte* 17 (1989), H. 1, S. 1–18.

⁸ Otto Engelbert, *Schule des Propagandisten*, in: Heinrich Böll/Lew Kopelew, *Warum haben wir aufeinander geschossen*, Bornheim-Merten 1981, S. 110.

⁹ Zur Antifa-Arbeit vgl. die umfassende Studie von Gert Robel, *Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Antifa*, München 1974.

¹⁰ Das Manuskript von Otto Engelbert verdanken wir dem Hinweis und der Vermittlung von Bernd C. Hesslein (Hamburg), der anlässlich seines Dokumentarfilms „*Roter Stern und Stacheldraht. Umerziehung in sowjetischer Kriegsgefangenschaft*“ (1988) Otto Engelbert ausführlich interviewte.

Heinz Pust

Als Kriegsgefangener in der Sowjetunion Erinnerungen 1945–1953

Prolog

9. Mai 1945 – über den russischen Linien sehen wir ein wildes Feuerwerk von Leuchtkugeln und Leuchtschmuckmunition, wir hören das wilde Geknatter aller Arten von Handfeuerwaffen: wir wundern uns, erst später wird uns klar, daß die russischen Soldaten auf diese Art das Ende des Zweiten Weltkrieges, die Kapitulation der Deutschen Wehrmacht gefeiert haben. Wir wissen zu diesem Zeitpunkt davon noch nichts. Gewiß, in letzter Zeit war Merkwürdiges geschehen: ganze Kompanien hatten bei Nacht und Nebel ihre Stellungen verlassen und waren in westlicher Richtung verschwunden, ein nur leicht beschädigtes Geschütz wurde nicht mehr zur Reparatur angenommen, die allgemeine Lage an den Fronten war schlecht, andererseits hatte unsere Division noch vor zwei Tagen einen erfolgreichen Gegenstoß unternommen, unser Frontabschnitt war stabil, und war nicht vielleicht doch etwas Wahres an den Gerüchten, daß wir mit den Westmächten zusammen erneut die Russen schlagen würden? Heute, 40 Jahre später, erscheinen mir diese Gedanken phantastisch, wohl auch unlogisch. Hätte man nicht schon längst erkennen müssen, daß es geradewegs in die Niederlage ging? Was hinderte uns, diese doch im Grunde klar zutage liegende Entwicklung zu übersehen, beiseite zu schieben? Wahrscheinlich war es doch die Furcht vor dem, was nach der Niederlage kommen würde: Gefangenschaft, Zwangsarbeit, Besatzungsregime und wer weiß, was sonst noch. Unsicherheit, Zweifel, Angst, das waren die Gefühle, die uns in diesen Tagen bedrückten. Und die eigene Führung ließ uns im unklaren: am 8. Mai abends erhielten wir den Befehl, daß alle schweren Waffen zu sprengen seien – wie ich später erfuhr, im Gegensatz zu den Kapitulationsbedingungen¹ – und alle Mannschaften mit den zur Verfügung stehenden Kraftfahrzeugen nach Westen zu marschieren hätten, notfalls auch unter Anwendung von Waffengewalt. Ich weiß nicht, wer für diese Befehle verantwortlich war, ob die Division oder eine höhere Stelle, aber unverantwortlich war das Verschweigen der deutschen Kapitulation, auch wenn mit diesem Verfahren vielleicht versucht werden sollte, möglichst vielen Soldaten die sowjetische Gefangenschaft zu ersparen. Von der Kapitulation erfuhren wir erst am 9. Mai mittags von tschechischen Partisanen; sie hielten uns bei einer Ortsdurchfahrt auf, ei-

nen Augenblick sah es so aus, als ob es zu einem Schußwechsel kommen würde, aber ich gab spontan den in diesem Augenblick sicher einzig richtigen Befehl: Nicht schießen! Wir wurden entwaffnet, erhielten darüber eine Bescheinigung und wurden „in die Heimat entlassen“. Wann ich die Heimat wirklich wiedersehen würde, ahnte ich damals noch nicht. Wir wußten nun, daß der Krieg zu Ende und wie er zu Ende gegangen war. Was tun? Wir beschlossen, den Versuch zu wagen, uns gemäß der Anweisung nach Hause durchzuschlagen, freilich mit geringer Aussicht auf Erfolg, aber versuchen wollten wir es: am Tage in den Wäldern verstecken, in der Nacht nach Westen marschieren. Das war allerdings schwierig; überall gab es schon russische Truppen oder tschechische Partisanenverbände, die bei verdächtigen Geräuschen wie wild in die Nacht hinein schossen, ein paar Tage und Nächte hielten wir durch, dann wurden wir erneut von tschechischen Partisanen aufgegriffen – sie durchkämmten am Tage den Wald, in dem wir lagen – und in einem Schulgebäude eingeschlossen. Daß dies geschah und wir in den nächsten Tagen korrekt behandelt und leidlich ernährt wurden, verdanken wir wohl einem tschechischen Polizisten: er griff gleich nach unserer Gefangennahme in die unter den Partisanen in Gang gekommene Diskussion über das, was mit uns zu geschehen hätte, ein und sorgte für Behandlung gemäß dem Kriegsrecht, wonach es zunächst gar nicht ausgesehen hatte. Am 16. Mai schließlich wurden wir von den Tschechen an die Rote Armee übergeben² und befanden uns nun als Kriegsgefangene in sowjetischem Gewahrsam, in dem ich bis zum 30. September 1953 blieb.

Wie erging es mir? Was dachte und fühlte ich in dieser Zeit? Was erlebte ich? Ich versuche, es nach mehr als 40 Jahren in die Erinnerung zurückzurufen.

Die Leiden

Eingesperrt

Als erstes sehe ich vor meinem inneren Auge sofort das Lager: die Holzbaracken, manchmal auch ältere Gebäude aus Stein, den Appellplatz und vor allem den 2,50 m hohen Stacheldrahtzaun, an den vier Ecken die Wachtürme, bei größerer Ausdehnung des Lagers diese auch noch zwischendurch, das große Tor mit dem Wachgebäude daneben. In den Türmen sitzen Tag und Nacht die Posten, und sie haben Befehl, auf jeden Gefangenen ohne Anruf zu schießen, der den 3–5 m breiten, geharkten Sicherheitsstreifen vor dem Zaun betritt oder es gar unternimmt, den Zaun erklettern zu wollen. Wir wissen es, haben es erlebt, daß Kameraden den irrwitzigen Versuch, auf diese Weise nach draußen zu gelangen, mit dem Leben bezahlt haben.

Und stets vergewissert sich die Gewahrsamsmacht, daß niemand ver-

schwunden ist: gezählt wird jeden Morgen und jeden Abend, zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter, immer das gleiche: Antreten auf dem Appellplatz, Aufstellung in Fünferreihe, Meldung des deutschen Kommandanten an den Offizier vom Dienst, Zählung, manchmal drei- oder viermal wiederholt, weil die Zahlen nicht stimmen, weil sich irgend jemand verzählt hat, weil irgendwo vielleicht nur vier statt fünf hintereinander gestanden haben. Und auch wenn es zur Arbeit geht, muß gezählt werden; der Führer des Postenkommandos muß unterschreiben, wie viele Gefangene er übernommen hat, und dieselbe Zahl muß er abends wieder abliefern. Damit war freilich nur sichergestellt, daß immer die gleiche Zahl an Gefangenen da war, nicht aber, daß es immer die gleichen waren. Theoretisch hätte eine ganze Lagerbesatzung oder größere Teile davon ausgetauscht werden können. Aber wer wäre schon zu einem solchen Geschäft bereit gewesen? Unter den ungarischen Gefangenen im Lager Georgiewsk gab es einige, die behaupteten, nie Soldat gewesen zu sein, sie seien 1945 nur deshalb von russischen Soldaten aufgegriffen worden, weil diesen während eines Arbeitstages einige Gefangene entwischt waren; und alles Protestieren – auch bei höheren Stellen im Lager – habe ihnen nichts genutzt. Ich kann mich für die Wahrheit dieser Geschichte nicht verbürgen, aber für möglich halte ich sie.

In gewissen Abständen wurde allerdings auch die Identität der Gefangenen überprüft, in großen, oft ganztägigen Appellen oder bei ärztlichen Untersuchungen.

Wie schon erwähnt, wurden wir auch während der Arbeit bewacht. Immer war eine Postenkette um die Arbeitsstätte herum aufgestellt. Arbeitsplätze, an denen wir länger arbeiteten, größere Baustellen etwa, wurden sogar eingezäunt, und es wurden Wachtürme errichtet wie im Lager. Diese ständig erlebte und gewissermaßen auch demonstrierte Unfreiheit war doch bedrückend. Gewiß, wir waren auch als Soldaten oder Arbeitsdienstleute, ja nicht einmal in den Sommerlagern der Hitler-Jugend frei gewesen, aber es war doch ein Unterschied, ob man bloß den eigenen deutschen Vorgesetzten unterstand, mit den Möglichkeiten von Ausgang oder Urlaub, oder ob man in einem fremden Land anderssprechenden Menschen, dazu noch als Besiegter den Siegern gehorchen mußte, nicht wissend, wie lange dieser Zustand dauern würde. Lethargie und Hoffnungslosigkeit, die dadurch entstanden, drückten sich auch in unseren Bewegungen aus: Dahintrotten mit gesenkten Köpfen, stumpfsinniges Hocken oder Stehen bei Marschpausen, müde Kolonnen des Elends; ich kann dieses Bild nie vergessen.

Nur wenige Zeiten gab es, wo man das fast hätte vergessen können. In Rostow am Don z. B. gab es im Sommer 1949 ein kleines Arbeitskommando, zu dem nur sechs bis acht Gefangene gehörten; es arbeitete auf dem Sportplatz von Dynamo Rostow; viele wären dort gern öfter mitgegangen, ich hatte nur einmal das Glück, als einer der dort ständig Arbei-

tenden erkrankt war. Da holte uns ein uralter Mann mit einem ebenso alten Gewehr an der Wache ab, unterschrieb auch brav, aber dann ließ er uns losgehen, er fuhr derweil mit der Straßenbahn. An der Haltestelle draußen erwartete er uns dann, gab einem von uns das Gewehr zum Tragen, und so kamen wir zur Arbeitsstelle. Auch der Rückmarsch gestaltete sich so.

Übrigens war das Kommando auch aus anderen Gründen beliebt, dort konnte man auch mal was zu essen „organisieren“.

Auch den Sommer 1948 brachte ich in einem Lager zu, das uns zeitweilig die Gefangenschaft fast hätte vergessen lassen können. Es befand sich in der Sowchose Skaguhn, im Stawropoler Gebiet am Rande der Kalmückensteppe gelegen. Hier arbeiteten rund 90 Kriegsgefangene, es gab Stacheldraht und Wachtürme wie überall, aber keine Posten, durchs Lagertor ging man ein und aus, wie man wollte. Das sowjetische Personal bestand nur aus einem Feldwebel, der Lagerkommandant und zugleich Magazinverwalter war. Er kümmerte sich nicht allzuviel um das Lager. Er war häufig bei der Lehrerin des Ortes, mit der er ein Verhältnis haben sollte. Alle inneren Lagerangelegenheiten regelte der deutsche Kommandant Fritz, mit unverkennbar Berliner Jargon, aber aus Küstrin stammend, wenn ich mich recht erinnere. Ihm sagten wir Bescheid, wenn wir nach der Arbeit noch auf eine Stunde oder zwei ins Dorf wollten, er teilte uns zur Arbeit ein und befreite uns auch, wenn der deutsche Arzt uns krank schrieb. Auch bei der Arbeit waren wir sehr selbständig; die russischen Brigadiere sagten uns, was wir machen sollten, und wir gingen allein zu dem Feld und arbeiteten ohne jede Aufsicht. Die Brigadiere kamen im Laufe des Tages ein- oder zweimal und sahen nach, ob „alles lief“. Da wir hier auch immer satt wurden – schließlich wurde auf den Feldern dieser Sowchose fast nur Weizen angebaut –, hätten wir es alle in diesem Lager noch länger ausgehalten. Leider wurde es aber Ende September oder Anfang Oktober 1948 aufgelöst. Warum ausgerechnet dieses Lager im Hauptlager Georgiewsk als „Verbannungslager“ angesehen wurde, in das vorwiegend SS-Leute eingewiesen wurden, gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten jener Zeit.

Zusammengepfercht

Eng verbunden mit der Erinnerung an das Eingesperrtsein ist die an das Zusammengepferchtsein, vielleicht alle Tage noch schwerer zu leben. Gewiß, wir waren nicht verwöhnt, im Arbeitsdienst hatte ich mit 15 Mann ein Zimmer teilen müssen, in den deutschen Kasernen waren wir manchmal mit acht oder zehn in einer Stube gewesen, und in den Kriegswintern an der Front wurde ein wärmendes Haus auch von vielen Landsern belegt, aber das, was wir hier erlebten, war doch viel mehr. Im ersten Lager, dem ehemaligen Truppenübungsplatz Proschtschnitz in Böhmen, wurden

50 Mann in ein Zimmer einer Baracke gelegt, in dem sonst vielleicht zwölf, allenfalls 16 Mann gelegen hatten. Mobiliar gab es nicht, keine Betten, keine Tische und Stühle, keine Schränke, irgendwie mußten wir uns auf dem Fußboden einrichten. Und so oder so ähnlich blieb es lange, ob auf dem Fußboden oder etwas höher gelegenen Pritschen oder auch in zwei Etagen hatten wir in langen Reihen unsere Plätze. Aber was heißt „unsere Plätze“? Wenn wir nachts raus mußten – und das mußten viele von uns wegen der weitverbreiteten Ödeme öfter als einmal –, dann war, wenn man zurückkam, eigentlich kein Platz mehr. Und es ist nicht erfunden, wenn ich sage, daß zu gewissen Zeiten alle Gefangenen nachts auf derselben Seite liegen mußten, ein Umdrehen war nur möglich, wenn sich alle umdrehten. Diese schlimmsten Zeiten wiederholten sich bis zum Sommer 1947 mehrfach, in diesem Jahr wurde endlich das Lager Georgiewsk von Pritschen auf Betten umgestellt, natürlich 2stöckig; und auch in den Lagern, in denen ich danach war, gab es Betten. Damit war die schlimmste Not beendet, aber genug Raum gab es deshalb noch lange nicht. Man muß sich vorstellen, daß alle Räume mit Betten ziemlich vollgestellt waren, Schränke gab es nie – wozu auch, wir besaßen ja nichts –, Tische und Bänke gehörten erst in den letzten beiden Jahren zum Inventar. Das gesamte Leben spielte sich immer in Räumen ab, in denen sich sehr oft zwischen 50 und 100 Leuten aufhielten, in guten Zeiten, vor allem in den letzten Jahren 16–20; und auch auf dem „Lokus“ war man nicht allein, entweder gab es überhaupt nur eine Latrine oder große Räume mit fünf, zehn oder 20 Sitzen nebeneinander. Daß es in dieser drangvollen Enge, in der man keinen Augenblick allein war, nicht zu mehr Aggressionshandlungen kam, daß es im großen und ganzen immer leidlich friedlich zuging, wundere mich in der Rückschau mehr als damals. Wir müssen wohl ein ungeheuerliches Anpassungsvermögen entwickelt haben, vielleicht auch die Fähigkeit, in der Menge „für uns“ zu sein. Und eine gehörige Portion Abstumpfung war wohl auch mit im Spiel; wie hätte man es sonst aushalten können?

Auch Licht war nicht selbstverständlich. In den ersten Jahren gab es in vielen Lagern kein elektrisches Licht. Hier versuchten wir oft, aus alten Büchsen kleine Öllampen zu basteln, zu denen alte Stoff- oder Wollreste die Dochte abgaben; Öl – wo hatten wir es eigentlich her? – war aber kostbar, wir mußten damit sparsam umgehen; außerdem rußten diese Lampen meist ganz erbärmlich, so daß wir manchen Morgen erst den Ruß vom Vorabend aus den Nasen schnauben mußten. Zunehmend gab es allerdings überall Licht, etwa ab Winter 1948. Schalter gab es übrigens zumeist nicht, das Licht brannte die ganze Nacht, manchmal auch Tag und Nacht. Erst in den letzten drei Jahren konnten wir selber das Licht ein- und ausschalten. Die Birnen waren in der Regel ziemlich schwach, das Lesen bei künstlichem Licht also schwer möglich, in jedem Fall aber sehr anstrengend.

Hungrig oder einseitig ernährt

Daß es in den ersten Wochen Ernährungsprobleme gab, liegt auf der Hand: ca. drei Millionen Kriegsgefangene waren der Roten Armee gleichsam über Nacht in die Hände gefallen³, sie selbst hatte einen Vormarsch von 700–800 km hinter sich und war von ihrer eigenen Versorgungsbasis weit entfernt, die Nahrungsmittelversorgung der sowjetischen Zivilbevölkerung war noch schlecht. Kein Wunder, daß die Versorgung in den Lagern noch im argen lag. Die zuständigen Offiziere der Roten Armee bemühten sich um baldige Normalisierung. Aber was hieß das für uns?

Es bedeutete für uns zunächst die Umstellung auf die Ernährungsgewohnheiten des Gewahrsamslandes: also zwei- bis dreimal am Tag Suppe und Brot, manchmal 2 bis 3 Löffel Brei, russisch Kascha, 17 g Zucker pro Tag, meist für mehrere Tage zusammen ausgegeben, und fast immer 5 g Tabak pro Tag, meist Machorka, den kräftigen russischen Tabak des kleinen Mannes, aus dem mit Zeitungspapier Zigaretten gedreht wurden, für viele Raucher unter uns anfangs kaum genießbar. Vielen fiel die Umstellung auf diese Art der Ernährung sehr schwer. Das wichtigste und beliebteste Nahrungsmittel war für uns das Brot, zwischen 300 und 600 g gab es davon pro Tag, seit 1948 ständig 600 g. Das erscheint nach heutigen Maßstäben nicht wenig, aber man muß bedenken, daß es der Grundbestandteil unserer Nahrung war, eigentlich der einzige, der wirklich zählte; hinzu kommt, daß es qualitativ nicht sehr gut, teilweise – je nach Qualität des Mehls – auch ausgesprochen schlecht war; aus 100 kg Mehl mußten 160 kg Brot gebacken werden, unsere deutschen Lagerbäcker hatten Mühe, das überhaupt herauszubacken. Das Brot war immer schwer, oft feucht und klitschig. Dennoch: Brotausgabe war stets ein wichtiger Augenblick im Tagesablauf, viele aßen die ganze Tagesration auf einmal auf, wenn sie im ganzen ausgegeben wurde; wenn dies morgens war, blieben ihnen im weiteren Tagesverlauf nur die dünnen Suppen. Ein solches Verhalten war unklug, aber im Kampf zwischen der Einsicht in die sinnvolle Verteilung der Nahrung über den ganzen Tag und dem Heißhunger, ja der Gier nach dem festen Brot siegte eben oft letztere. Im Laufe der Jahre gingen die Russen aber mehr und mehr zur Dreiteilung der Tagesration über, sicher zum Nutzen der Gefangenen. Gern wurde an den Tagen, an denen Zucker verteilt wurde, das Brot mit Zucker bestreut und damit eine Illusion von Kuchen erzeugt.

Fett und Fleisch – je 17 g pro Kopf und Tag – wurden in der Küche in den Suppen verarbeitet, natürlich war von beiden kaum etwas zu merken. Wieviel Kartoffeln, Gemüse oder Nährmittel dem einzelnen Gefangenen zustanden, weiß ich nicht, allzuviel waren es sicher nicht, und vor allem war die Qualität oft schlecht; verfaulte Kartoffeln, wässriger Sauerkohl, angefaulte rote Rüben. Und so war der halbe Liter Suppe, den man zweimal, meist aber dreimal am Tag erhielt, nur eine dünne Brühe, in der ein

paar Stückchen Rüben oder etwas Kraut schwammen. Etwas besser waren die Graupen- oder Hirsesuppen, aber auch sie reichten nicht aus, den Hunger zu stillen, sie füllten allenfalls den Bauch, im Winter wärmten sie wenigstens eine Zeitlang. Hinzu kommt, daß die Versorgung mit Lebensmitteln oft sehr einförmig war, es gab eben wochenlang nur Krautsuppe, dann wochenlang Graupensuppe und so fort. Daß es keinerlei Gewürze gab, um den Geschmack der Suppe aufzubessern, sei nur am Rande erwähnt, zeitweilig fehlte es sogar an Salz. Was hatte man eigentlich von solcher Suppe? Dennoch stand man geduldig an, wenn „Nachschläge“ in Aussicht waren. In den ersten Wochen der Gefangenschaft war es für mich übrigens schwer, die Suppe überhaupt zu empfangen: ich besaß kein Kochgeschirr, weil ich zum Zeitpunkt der Kapitulation von meinem Gepäck getrennt gewesen war. So mußte ich immer von einem Kameraden, der schon gegessen hatte, sein Geschirr leihen, ganz zu Anfang hatte ich nicht einmal einen Löffel. Nach einigen Wochen gelang es mir, an eine leere Konservendose zu kommen, die ich am oberen Rand mit zwei Löchern versah, durch die ich dann als Henkel einen Draht führte. Erst 1950 war ich so „wohlhabend“, mir ein Kochgeschirr zu „kaufen“. Zu dieser Zeit gab es allerdings in den meisten Lagern, in denen ich bis dahin war, schon Leichtmetallschüsseln, in denen das Essen in der Küche ausgegeben wurde; es war dann auch Vorschrift, in einem mit Tischen und Bänken versehenen Eßraum zu essen; die Russen meinten, das gehöre zur „Kultur“. Aber was für eine Eßkultur konnte man unter diesen Umständen überhaupt verlangen? Es gab viele Mahlzeiten, zu denen man nicht einmal einen Löffel brauchte, man konnte die Suppe auch gut trinken. Messer und Gabel waren nicht vonnöten, übrigens auch nicht erlaubt, sie hätten ja als Waffe benutzt werden können!

Die mangelhafte, insbesondere aber einseitige Ernährung – Fett und Eiweiß gab es nicht ausreichend – führte bei vielen Gefangenen zur Schwächung, ja zu Krankheit. Sie führte aber auch zu psychischen Veränderungen: das Gesprächsthema Nr. 1 war das Essen: was man früher gegessen hatte, was man einmal wieder essen werde und was man sich unter den Bedingungen des Lagers an besonderen „Genüssen“ verschaffen könne usw. Es entstand auch in bezug auf die Essenszuteilung eine Art von Gerechtigkeitsfanatismus. Als in den ersten Jahren das Brot oft in Zehnerportionen für eine ganze Gruppe ausgegeben wurde, bastelte man Waagen, damit jeder auch aufs Gramm genau seine Ration bekam. Vielfach wurde in den Gruppen genau Buch geführt über besondere Vergünstigungen oder was dafür gehalten wurde: Kantenstücke vom Brot, die bei der Teilung von Fisch übriggebliebenen Fischköpfe usw. Gerechtigkeitshalber soll darauf hingewiesen werden, daß auch die russische Zivilbevölkerung in den ersten Jahren nach dem Krieg – etwa bis 1948 – sehr schlecht lebte, auch deren Rationen waren dürrftig, wenngleich es außerhalb eines Lagers doch leichter war, sich zusätzlich etwas zu beschaffen. Für uns war das

nur möglich, wenn wir Geld verdienen konnten; dann konnte man zusätzlich Brot, auch Weißbrot, Käse, Wurst, Butter und Joghurt kaufen. Für den größeren Geldbeutel gab es auch Tee, Zigaretten, sogar Wein und zeitweise auch Schnaps zu kaufen. Die ersten Geldverdiener tauchten in meiner Umgebung erst 1947/48 auf, aber es waren nur sehr wenige, ihre Zahl nahm erst 1949 etwas zu. Interessanterweise wurde die Situation dadurch auch für alle besser. Die Nichtverdienenden profitierten von denen, die verdienten, weil diese öfters auf bestimmte Teile ihrer Verpflegung verzichteten, z. B. auf Suppen oder Brei, manchmal auch auf Brot, was z. T. durch „Dienstleistungen“ verschiedenster Art, etwa Schuheputzen o. ä., ausgeglichen wurde. Einen Durchbruch bedeuteten für uns die Paketsendungen aus der Heimat, die ab Winter 1950/51 möglich wurden. Spätestens von diesem Zeitpunkt an gab es zwar noch Mangel, gelegentlich auch „Durststrecken“, aber keinen eigentlichen Hunger mehr. Die Pakete enthielten vor allem Büchsen mit Fleisch oder Wurst, auch Käse, Schmalz, gelegentlich auch Margarine, natürlich auch Kekse, Süßigkeiten, Zigaretten oder Tabak usw. Die Verfügung über Geld und der Empfang von Paketen ermöglichte daher wenigstens teilweise eine Rückkehr zu deutschen Eßgewohnheiten, z. B. zu belegten Broten am Abend nach der Arbeit. Die Lagerernährung blieb bis zum Schluß einseitig, wenn auch hier eine gewisse Qualitätsverbesserung – parallel mit der verbesserten Versorgung der Zivilbevölkerung – nicht zu verkennen war.

Ich selbst war eigentlich in den ersten drei Jahren ständig hungrig, habe dann aber den Sommer 1948 relativ gut überstanden – das war die oben schon erwähnte Zeit auf der Sowchose. Auch der Sommer 1949 war nicht schlecht, hier half ich dem deutschen Magazinverwalter, und da fiel dann und wann etwas zu essen ab. Und ab August 1950 gehörte ich zur Gruppe der Verdienenden, wenn auch nur in bescheidenem Rahmen; Hunger war dann nicht mehr mein Problem, nur noch Sehnsucht nach Essen, wie man es früher gewohnt war.

Unsauber

Mangelnde Möglichkeiten zur Körperpflege – das ist für mich ein weiteres Kennzeichen der Gefangenschaftsjahre. Gewiß, im Kriegseinsatz war man in dieser Hinsicht auch nicht besonders verwöhnt, da ging oft vieles nicht, was in den Kasernen noch selbstverständlich gewesen war. Manche kamen daher verlaust in die Gefangenschaft. Hier sorgten die Russen rasch für Abhilfe, sie fürchteten auch für die eigenen Leute. Aber darüber hinaus waren die hygienischen Verhältnisse ungenügend. Das Hauptproblem war dabei die Versorgung mit Wasser; sie war, genaugenommen, in allen Lagern unzureichend. Im ersten Lager, im böhmischen Prosetschnitz, ging es noch recht gut, es handelte sich da um einen ehemaligen deutschen Truppenübungsplatz, in dem es Waschanlagen gab, und wenn sie dem

Ansturm nicht immer gewachsen waren, konnte man sich helfen: mitten durch das Lager floß ein kleiner Fluß mit ganz klarem Wasser. Aber schon im Durchgangslager Focschani/Rumänien war es mit der Herrlichkeit zu Ende, und in den Lagern in Rußland erst recht. Das war freilich z. T. ein Problem der Landesnatur, in manchen Gegenden gab es eben keine Quellen und nur wenige, oft nicht genügend ergiebige Brunnen. Zum anderen war es aber auch eine Folge der ungenügenden Infrastruktur, es fehlten an vielen Orten Wasserwerke oder Wasserleitungssysteme, sicher wegen der Größe des Landes, vielleicht aber auch deshalb, weil die Industrie nicht genügend Installationszubehör zur Verfügung stellte. In dieser Hinsicht sah es in den Gebieten um unsere Lager herum auch nicht zum besten aus, wie wohl in manchen abgelegenen Gebieten Deutschlands damals auch noch. Aber die Konzentration so vieler Menschen auf engem Raum und die mangelnde Bewegungsfreiheit verschärften für uns das Problem.

In einem Lager gab es überhaupt keine Wasserstelle oder -leitung; hier wurde das Wasser für die Küche in Fässern herangefahren, für den persönlichen Bedarf der Gefangenen gab es nichts. Diesen Extremfall habe ich glücklicherweise nur einmal – im Herbst 1945 – für relativ kurze Zeit erlebt. In mehreren anderen Lagern gab es einen Brunnen oder eine Leitung in der sogenannten Zone I (Küche, Verwaltung u. ä.), die normalerweise von uns nur mit besonderer Genehmigung betreten werden durfte. In diesen Lagern war es meist üblich, daß es für die Baracken Wassertonnen gab, mit denen wir Wasser holen konnten, so im Lager Georgiewsk. Wegen des großen Andrangs bei nur langsam laufendem Wasser mußte dieses aber rationiert werden, es kam auf jeden Gefangenen ein Kochgeschirr voll, also maximal $1\frac{1}{2}$ l. Wie man mit diesen Mengen sich selber leidlich sauberhalten sollte, auch das Eßgeschirr bei drei Mahlzeiten täglich, wie man damit sonstige Wäsche, Strümpfe, Taschentücher usw. waschen sollte, blieb ein unlösbares Problem. Außerdem war das Kochgeschirr das einzige Wassergefäß, das man besaß; aus ihm Wasser auszugießen, etwa zur Handwäsche, bedeutete, es in den Sand zu gießen; auch wenn man das Wasser vielleicht um 11.30 Uhr bekam, die Mittagssuppe aber schon um 12 Uhr, war guter Rat teuer, der Erfindungsreichtum, natürlich auch die gegenseitige Hilfe gefordert.

Eine erste Verbesserung dieses Zustandes gab es für mich erst im Sommer 1949 – also nach vier Jahren Gefangenschaft – im Lager Rostow/Don, hier gab es wenigstens einfache Wasserspender, Wasserröhren, die an einigen Stellen angebohrt waren. Aber selbst damit war eine angemessene Körperpflege nicht möglich. Allerdings gab es zunächst nur bei Entlassung, später bei allgemeinen Badetagen von Anfang an, auch warmes Wasser, und zwar eine kleine Holzschüssel voll, deren Inhalt etwa dem eines kleinen Handwaschbeckens entsprach. Auch hier erwies es sich als unmöglich, mit dieser Wassermenge den ganzen Körper zu reinigen und vielleicht noch eine kleine Wäsche zu besorgen. Es gab dann zwar noch kaltes

Wasser nach, aber ob es noch eine oder zwei Schüsseln gab, kam auf die allgemeine Lage an. Das Wort Dusche blieb ein Fremdwort; solche „Badetage“, an denen dann auch Unterwäsche gewechselt werden konnte, wurden in unregelmäßigen Abständen veranstaltet, manchmal betrug die Wartezeit „nur“ 14 Tage, sehr oft aber auch mehr, bis zu sechs Wochen, in Einzelfällen auch noch länger; so lange mußte auch dieselbe Unterwäsche getragen werden, die man Tag und Nacht auf dem Leibe hatte. Denn Nachthemden oder Schlafanzüge gab es natürlich nicht, auch keine Decken: einer alten Soldatenregel folgend zog man alle Oberbekleidung aus, außer der Hose, und deckte sich damit zu. Erst im Sommer 1950 änderte sich für mich die Lage: Wir arbeiteten in einer Bergwerksgegend, und da fiel durch das Leerpumpen der Schächte Wasser an, und so gab es, nachdem eine entsprechende Leitung installiert war, im Lager ein Wasch- und Badehaus, das nachmittags, wenn wir von der Arbeit kamen, für uns offen war; da gab es nun etwas mehr warmes Wasser, ein bis zwei größere Schüsseln, und praktisch unbegrenzt kaltes Wasser. Hier veranstalteten wir – jedenfalls in der warmen Jahreszeit – geradezu Waschorgien! Aber selbst hier erfolgte der Wäschewechsel nur alle zehn bis zwölf Tage. Im Winter allerdings wurde unser Eifer etwas gehemmt, da die Waschräume nur unzureichend geheizt waren.

Aufs Zähneputzen mußte ich mangels Zahnbürste so lange verzichten, bis ich im Winter 1950/51 in einem Paket von zu Hause eine solche geschickt bekam.

Der Besitz von Rasierzeug war verboten; man konnte sich von Zeit zu Zeit beim Lagerfriseur rasieren lassen.

Ein Wort noch zum Ungeziefer. Läuse wurden, wie schon gesagt, energisch bekämpft, sie verschwanden deshalb ganz aus unserem Leben. In einem Lager gab es einen vergeblichen Kampf gegen die Flöhe. Mehrfach hatten wir es aber mit erheblicher Wanzenplage zu tun, insbesondere war das Lager Georgiewsk davon betroffen; im Juli und August, wenn es besonders schlimm war, zogen wir meist aus den Baracken aus und schliefen im Freien; was eigentlich verboten war, aber die Russen drückten hier ein Auge zu. In dieser Sache hatte ich persönlich Glück: mein Blut schien den Wanzen nicht zu schmecken; sie krabbelten mir zwar über das Gesicht, aber sonst taten sie mir nichts. Die Russen behaupteten übrigens, vor dem Krieg sei die Sowjetunion wanzenfrei gewesen, die deutschen Soldaten hätten sie mitgebracht!

Krank und schwach

Schlechte Ernährung und mangelhafte Hygiene trafen einen Körper, der schon durch fast fünf Jahre Krieg strapaziert worden war. Zwar hatte ich im Krieg – von einzelnen Tagen oder kurzen Zeitabschnitten abgesehen – über schlechte Ernährung nicht klagen können, aber körperliche Strapa-

zen und seelische Belastungen hatte es doch immer wieder gegeben. Sicher hatte die Widerstandsfähigkeit allgemein gelitten. Und schon bald, im Herbst 1945, kam eine ziemlich schwere und auch ungewohnte Arbeit hinzu, nämlich im Bergwerk. Darüber wird noch zu berichten sein. Erstaunlich ist es also nicht, daß sich bald gesundheitliche Schädigungen einstellten. Ich litt an Verdauungsstörungen mit länger anhaltenden und immer wieder auftretenden Durchfällen und Wasser in den Beinen. Das führte zu mehreren akuten Schwächeperioden im Winter 1945/46, im Frühjahr 1946 und insbesondere im Winter 1946/47: hier gaben mir die Kameraden, wie ich später erfuhr, nur noch ein paar Wochen zu leben; ich war 25 Jahre alt, aber in der schlimmsten Phase so schwach, daß ich weder Wasser noch Stuhl halten konnte. Nur durch die Einlieferung ins Lazarett, von einer russischen Ärztekommision veranlaßt, und dreimal vorgenommene Blutübertragung konnte ich diese Phase überstehen.

Das Leben im Lazarett des Hauptlagers Georgiewsk war sonderbar. Auf unseren geräumigen Zimmern lagen wir zu 18 oder 20 Mann in zweistöckigen Betten, dem üblichen Tageslauf der Gefangenen entzogen, kein Zählappell, keine Filzung, kein Heraustreten zur Arbeit, keine Arbeitsleistungen für die Küche oder Stubendienst unterbrach oder gliederte den Tageslauf. Wir lagen auf unseren Betten und warteten: auf das Wecken, auf das Kochgeschirr voll Wasser zum Hände- und Gesichtwaschen, auf die fünf Mahlzeiten, die der Sanitäter brachte, auf die Dunkelheit, auf den Schlaf. Die russische Ärztin kam selten, der deutsche Arzt dann und wann. Was sollten sie auch bei uns? Wir waren alle nicht eigentlich krank, sondern schwach. Bettruhe und bessere Ernährung sollten ihre Wirkung tun. Ab und zu gab es für einige Blutübertragung, das war alles. Und in der Tat ging es mit allen langsam aufwärts, und gestorben ist in dieser Zeit keiner. Natürlich war das Leben eintönig, Bücher gab es nicht, wir dösten vor uns hin oder hörten zu, wie einer irgend etwas erzählte, meist von Zeiten, in denen er gut gegessen hatte, z. B. auf einer Kreuzfahrt, die jemand mal mitgemacht hatte; alle hörten andächtig zu, wie er die Speisenfolgen von Lunch und Dinner aufzählte und davon berichtete, daß das Nichtgeessene einfach ins Meer geworfen worden war! Ungefähr zehn Minuten vor den Mahlzeiten wurde es still, alle warteten aufs Essen, man hörte, wie die Sanitäter in den anderen Zimmern erschienen und dort das Essen austeilten, bis sie dann zu uns kamen, mit einem einzigen Ruck richteten wir uns in unseren Betten auf, um die Essensschüsseln in Empfang zu nehmen. Ungefähr drei Wochen habe ich so zugebracht, bis ich wieder nach draußen, aber noch in die Dystrophiker-Kompanie (DK) kam. Auch hier gab es noch Sonderverpflegung, auch hier bestand keine Arbeitspflicht. So konnte ich mich bis zum Frühjahr langsam erholen.

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle ein Wort über die medizinische Versorgung sagen. Der Eindruck war zwiespältig. Jener Feldscher, der im Mühlenlager 1946 jeden sich krank meldenden Gefangenen fragte, ob er

40° Fieber habe, und ihn nur dann von der Arbeit befreite, war sicher ein Extremfall, aber sicher auch jene Ärztin, die in Georgiewsk nicht nur bei mir Blutübertragungen und besondere Pflege veranlaßte. Die meisten Ärzte, die ich erlebt habe, verließen sich sehr auf die als Lagerärzte eingesetzten Deutschen, sei es, weil sie ihnen mehr Fachverstand zutrauten, sei es aus Bequemlichkeit. Die periodisch durchgeführten sogenannten ärztlichen Untersuchungen verdienten diesen Namen nicht: wir traten nackt vor eine Kommission und wurden von allen Seiten betrachtet, manchmal kniff der Arzt oder die Ärztin in die Gesäßbacken und kategorisierte danach die Gefangenen in die Klassen I bis III, OK oder DK. Diese Untersuchung wurde von uns daher drastisch auch als „Fleischbeschau“ oder „Arschbackenparade“ bezeichnet. Wer in die Klassen I bis III eingeordnet wurde, galt als arbeitsfähig, wer OK geschrieben wurde, durfte nur zu leichter Arbeit im Lager herangezogen werden, über die DK habe ich oben schon berichtet. Da hineinzugelangen war schon von Vorteil, wenn gleich man wußte, damit zu den Schwächeren zu gehören.

In jedem größeren Lager gab es ein Lazarett, in das Kranke eingeliefert wurden. Welcher Schweregrad einer Krankheit zur Einlieferung führte, war verschieden, hing von der Bettenzahl und von den darüber befindenden Ärzten ab, oft von den deutschen. Über diese kann ich nicht klagen. Sie versuchten, auf dem schmalen Grat zu wandern zwischen der medizinisch und menschlich gebotenen Fürsorge für ihre Kameraden und der Notwendigkeit, den Weisungen der russischen Ärzte und Kommandanten zu folgen. Manche haben da Hervorragendes geleistet. Im Winter 1947/48 wurde ich noch einmal ins Lazarett eingeliefert, wegen Krätze, die damals im Lager umging. Daran erkrankten so viele, daß einige Baracken zu Lazarettbaracken umfunktioniert werden mußten. Auch dann reichte der Platz noch nicht aus, so daß die bei einer ansteckenden Krankheit kuriose Regelung getroffen werden mußte, daß sich drei Kranke ein Doppelbett teilen mußten.

Im Frühjahr 1948 war ich wieder so weit erholt, daß ich bei der Untersuchung der Kategorie III zugeordnet und zur Arbeit auf die Sowchase abgeordnet wurde. Von da an war mein körperliches Befinden leidlich in Ordnung, obwohl ich noch längere Zeit immer wieder Wasser in den Beinen hatte, manchmal noch so viel, daß ich nachts mehr als ein Dutzend Mal Wasser lassen mußte, erst ganz allmählich ließ es nach. Die chronische Kieferhöhlenvereiterung verließ mich vom Winter 1945 an bis zur Entlassung nicht.

Eigentumslos

Ein Kriegsgefangener wird selten viel Eigentum bei sich haben, im Gefecht sind seine persönlichen Dinge häufig beim Troß, und das ist ja meist nicht viel Habe. Bei der Kapitulation war der Wagen, auf dem ein paar

Sachen von mir waren, von uns getrennt worden; ich ging also nur mit dem, was ich auf dem Leibe hatte, in Gefangenschaft. Sehr vielen, wenn nicht den meisten Kameraden ging es ähnlich. Außerdem wurden wir oft „gefilzt“, wobei uns die russischen Soldaten noch vieles abnahmen; besonders scharf waren sie dabei auf Uhren. Und das auffordernde „Urri, Urri!“ soll ja als geradezu geflügeltes Wort auch in den von den Russen eroberten Gebieten umgegangen sein.

Es war nicht leicht, sich im Laufe der ersten Tage und Wochen wieder das Lebensnotwendigste zu beschaffen: ein Kochgeschirr oder wenigstens eine alte Konservendose zum Essenfassen und einen Löffel. Im Winter 1945/46 gelang es mir, im Tausch gegen Tabak einen alten Wehrmachtsbrotbeutel zu erstehen. Dieser Brotbeutel reichte bis zum Sommer 1951 aus, mein „Eigentum“ zu fassen: Kochgeschirr und Löffel, ein Paar Socken, drei oder vier zu Behelfstaschentüchern gemachte Stoffetzen, später ein Behelfsmesser. Diese mußte man aber ebenso wie Papier zum Schreiben oder gar beschriebenes Papier bei den sich immer wiederholenden und oft überraschend angesetzten „Filzungen“ verstecken, denn der Besitz so gefährlicher Dinge war verboten. Wegen der sich oft wiederholenden „Filzungen“ war es überhaupt günstig, wenig zu besitzen, weder forderte man zu besonders gründlicher Untersuchung heraus, noch reizte man die Begehrlichkeit der Soldaten, die – zumindest in den ersten Jahren – offenbar auch so arm waren, daß sie vieles gebrauchen konnten. Aus heutiger Sicht erscheint es mir immer wieder erstaunlich, daß man sechs Jahre lang leben konnte mit einem Besitz, der in einem Brotbeutel Platz hatte. Sicher war das nicht das schlimmste, aber das Fehlen eigener Kleidung und damit der Zwang, längere Zeit oder gar mehrere Wochen lang Tag und Nacht dieselben Sachen auf dem Leib zu haben, war doch unangenehm genug.

Eine Änderung dieser Situation trat ab Winter 1950/51 ein; durch die von da an erlaubten Paketsendungen aus der Heimat und durch die Tatsache, daß wir in bescheidenem Rahmen auch Geld verdienten, wurden wir „wohlhabender“: manche besaßen Pullover, Sporthemden, manche sogar Schuhe und anderes. Damit stellte sich aber auch das Problem der Aufbewahrung; dieser und jener beschaffte oder baute sich kleine Holzkoffer oder -schränke. Als einer meiner Kameraden, der in der Lagertischlerei arbeitete und so zu den Bessergestellten gehörte, sich einen etwas größeren Koffer tischlerte, kaufte ich ihm seinen alten Holzkoffer ab, ca. 50 cm lang, 35 cm hoch und 20 cm breit. Das empfand ich als geradezu ungeheuren Wohlstand. Nun konnte ich mein Kochgeschirr, Behelfsmesser, meine Zahnbürste, meinen Löffel und Trinkbecher, einige kleine Büchsen für Zucker- und Tabakaufbewahrung sowie einige Lebensmittel aufbewahren. Alle Koffer waren übrigens nicht abschließbar, wir konnten sie während der Arbeitszeit ruhig in der Baracke lassen, es kam so gut wie niemals etwas weg.

Von der Heimat abgeschnitten

Von Anfang an wurde von allen Postverbindung mit der Heimat besonders heiß ersehnt. Die allermeisten von uns wußten ja nicht, ob und wie ihre Angehörigen die letzten Kriegswochen überstanden hatten, die Feldpostverbindungen waren z.T. seit Monaten abgerissen gewesen. Aber es dauerte eine Weile, bis die Gefangenepost in Gang kam. Eine erste Karte – im Oktober oder November 1945 geschrieben – hat meine Eltern nie erreicht. Erst die im April 1946 geschriebene Karte erreichte die Heimat; Antwort kam im Juni. Jeder Kriegsgefangene durfte pro Monat eine Karte schreiben; sie durfte einschließlich Anrede und Unterschrift nicht mehr als 25 Wörter enthalten. Sie war als Antwortpostkarte gestaltet, und so konnten die Angehörigen entsprechend antworten, auch für sie galt die Wortzahlbeschränkung. Die Laufzeit betrug zwischen vier und sechs Wochen, in Einzelfällen auch mehr. Vom Zeitpunkt der Verurteilung ab (s. nächstes Kapitel) bis Oktober 1950, also elf Monate lang, war die Postverbindung unterbrochen. Nach diesem Zeitpunkt war auch der Empfang von Paketen erlaubt. Mit den Paketen kamen für die meisten dann auch Fotos der Angehörigen, Frauen, Eltern, Kinder. Die Freude war immer groß, die Bilder wurden herumgezeigt und bestaunt. Mit ihnen kam aber auch eine Ahnung von Fremdheit, die besonders den Verheirateten unter uns gelegentlich zu schaffen machte: das ist meine Frau, das sind meine Kinder? Als wir die Bilder erhielten, waren wir schließlich sechs oder sieben oder auch noch mehr Jahre von zu Hause fort gewesen, und was für Jahre! Nicht nur wir, auch unsere Angehörigen hatten in dieser Zeit viel erlebt. Würde man die zwangsläufig eingetretenen Veränderungen, ja Entfremdungen je überwinden können? Solche Sorgen wurden selten offen geäußert, aber im Zwiegespräch konnte man sie heraushören, aus Einzelwendungen, Andeutungen, manchmal in einen Scherz verpackt. Ich war damals sehr froh, daß ich noch nicht verheiratet war.

Längere Postausfallzeiten waren für uns schwer auszuhalten, die Nachricht „Post ist eingetroffen“ lief wie ein Lauffeuer durch das Lager und elektrisierte förmlich alle. In besonderer Weise galt das für die ab 1950 möglichen Paketsendungen, sie waren für uns eine große materielle und ideelle Hilfe. Sie forderten aber auch von der russischen Lagerleitung einiges an Organisationstalent: zwei oder drei Säcke mit Briefpost kann man schon irgendwie mit einem LKW mitschicken, aber ganze Stapel von Paketen? Da waren oft zwei oder drei Wagen nötig; und die standen – vor allem im Winter – oft nicht zur Verfügung, so daß hier z. T. längere Wartezeiten eintraten.

Aber was für eine Stimmung herrschte, wenn man eines Tages bei der Rückkehr von der Arbeit hörte: „Pakete sind angekommen!“ Und wenn man von einem, der zufällig im Lager gewesen war und beim Ausladen geholfen hatte, hörte: „Du hast auch eins!“ Ungeduldig warteten wir dann

auf die Ausgabe durch den Politoffizier; manchmal zog sie sich noch, aus uns unverständlichen Gründen, tagelang hin. Denn die Pakete mußten vor seinen Augen oder der seiner Helfer – stets Offiziere – ausgepackt werden, alle Einzelpackungen oder Dosen waren zu öffnen. Was man nicht gleich öffnen wollte, mußte deponiert werden und konnte dann zu anderen Zeiten in Empfang genommen werden. Bei der Paketausgabe gab es nur gelegentlich Schikanen, unser Brigadier z. B. mußte alle Nüsse aufknacken, in ihnen hätten ja geheime Botschaften sein können, wurde ihm erklärt. Aber das war ein Einzelfall; im großen und ganzen ging es korrekt zu, ja oft strahlte unsere Freude auch auf die Russen zurück, ganz abgesehen davon, daß sie oft erstaunt waren über das, was da so zum Vorschein kam: ein Paar feste Lederstiefel für den einen, ein ganzer eingemachter Schweinekopf für den anderen usw. Manchmal, wenn mehrere Offiziere die Ausgabe vornahmen, machten sie sich gegenseitig auf besondere Prachtstücke aufmerksam. Gelegentlich versuchten sie auch, uns das eine oder das andere Stück, meist Bekleidung, abzukaufen.

Über die Post hinaus gab es keine Verbindung; Radiogeräte waren nicht erlaubt; und es gab zwar einige Zeitungen aus der SBZ, der späteren DDR, aber nur wenige Exemplare, diese verblieben beim Antifa-Komitee, das in Form von Zeitungsschauen den Inhalt an uns weitergab. In den letzten Jahren war es auch möglich, diese Zeitungen einmal selber in die Hand zu bekommen. In einigen Lagern wurden auch russische Zeitungen, meist die „Prawda“, in Auszügen übersetzt und diese Artikel dann ausgehängt, so daß wir im großen und ganzen über die weltpolitische Lage informiert waren. Wir hatten es auch gelernt, diese Zeitungen „richtig“ zu lesen. Zusammen mit unseren allgemeinen Kenntnissen über westliche Lebensformen und den spärlichen Nachrichten aus der Post waren unsere Vorstellungen von der Situation in Deutschland und der Welt nicht falsch, wie ich nach meiner Rückkehr befriedigt feststellte.

Verurteilt zu 25 Jahren Freiheitsentzug

Im Dezember 1949 wurde ich, wie rund 27 000 andere Gefangene auch, zu 25 Jahren Freiheitsentzug verurteilt. Wie kam es dazu? Immer hatten uns die russischen Lagerkommandanten und die mit uns zusammenarbeitenden Zivilisten versichert: „Skora damoi!“ „Bald werdet ihr nach Hause kommen!“ Aber lange war nur wenig davon zu spüren. Die Transporte, die nach Westen gingen, schienen nur zu „tröpfeln“. Hinzu kam, daß in unserem Abschnitt – im Süden der Sowjetunion – viele Rumänen und Ungarn mit uns in den Lagern waren; so gingen bei den ersten Transporten die Rumänen, dann die Ungarn. Und wenn schon mal Deutsche dabei waren, auch wenn ein „rein deutscher“ Transport ging, dann wurden zunächst die Kranken und Schwachen entlassen, was dazu führte, daß einige Gefangene konsequent hungerten, indem sie z. B. ihr Brot gegen Tabak

eintauschten und dies so lange fortsetzten, bis sie entlassen wurden – wenn sie bis dahin noch lebten. Eine solche Taktik kam für mich nicht in Frage, weil ich sie erstens für ein zu unsicheres Geschäft hielt und weil sie zweitens zu gesundheitlichen Dauer- oder Spätschäden führen konnte, die auch bei guter Pflege nach der Heimkehr möglicherweise nicht zu beheben gewesen wären. Vielleicht hätte ich auch die für ein solches Verhalten doch notwendige Entschlossenheit gar nicht gehabt. Als ich ohne eigenes Zutun im Winter 1946/47 diesen „heimkehrverdächtigen“ Zustand erreichte, rollten aus unserem Lager gerade nur Ungarntransporte. Und so blieb mir mit den anderen nur das Warten. Vielleicht war die Ungewißheit über das Ende der Gefangenschaft schlimmer als diese selbst.

Einen Hoffnungsschimmer gab es, als wir erfuhren, daß die Außenminister der vier Großmächte auf einer ihrer im ganzen ja wenig erfolgreichen Konferenzen (im April 1947 in Moskau)⁴ sich darauf einigten, bis zum 31. Dezember 1948 alle Kriegsgefangenen zu entlassen. Aber das Jahr 1948 verstrich, ohne daß wir in unseren Lagern von einer beschleunigten Rückkehr etwas bemerkten. Im Januar 1949 erfuhren wir dann, daß die Sowjetunion ihre Kriegsgefangenen bis Ende 1949 repatriieren wolle. Wie wir später erfuhren, erfolgte diese Zusage auf den energischen Protest der Westmächte. Aber wieder verging die Zeit, ohne daß das Tempo der Entlassungen sich erkennbar beschleunigte, ja im Sommer schien es noch zurückzugehen.

Und im November setzte jene Kampagne ein, die im Lager Furcht und Schrecken verbreitete: Abend für Abend wurden die Namen einer Reihe von Kameraden aufgerufen, die sich am Tor zu melden hatten, von dort zu einer aus Moskau angereisten Kommission geführt wurden und danach in einem vergrößerten Bunker streng von den anderen getrennt untergebracht wurden. Trotz dieser Trennung sickerte es durch, daß gegen diese Kameraden Anklage wegen Beteiligung an Kriegsverbrechen erhoben werden sollte. Das Lager Rostow/Don, in dem ich mich damals befand, war mit einer Lautsprecheranlage versehen, über die normalerweise Musik oder Nachrichten oder Mitteilungen der Lagerleitung kamen; ich werde nie in meinem Leben die Totenstille vergessen, die sich über das Lager senkte, wenn das Programm unterbrochen und neue Namen verlesen wurden. Zwar meinten alle oder behaupteten es zumindest, daß sie keine Verbrechen begangen hatten, aber unser Zutrauen zur sowjetischen Gerichtsbarkeit war nur gering, hatten wir doch schon von verurteilten Sowjetbürgern gehört, mit denen viele von uns auf verschiedenen Baustellen zusammen gearbeitet hatten, daß sie unter nichtigen Vorwänden und mit falschen Zeugenaussagen zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt worden waren. Und ein Kraftfahrer auf unserer Baustelle hatte uns schon im Sommer erklärt: „Bei uns ist das so: wer einen Menschen tötet, erhält 5 Jahre, wer ein Brot klaut, 10, und wer sagt ‚Ich glaube, Stalin ist doch nicht ganz der richtige Mann‘, kriegt 25!“ Was hatten wir da zu erwarten?

Am 6. Dezember war es für mich dann soweit: Vorführung vor der Kommission und Mitteilung, daß gegen mich ein Verfahren wegen Beteiligung an Kriegsverbrechen eröffnet werde; ob ich mich schuldig bekenne. Als ich verneinte, wurde mir beruhigend erklärt, dann habe ich auch nichts zu befürchten, das werde im Prozeß ja festgestellt werden. Zunächst werde ich in Untersuchungshaft genommen. So landete auch ich in diesem Bunker und traf viele alte Kameraden wieder, manchen aber auch nicht mehr. Sie waren schon abgeholt, und niemand wußte, wo sie abgeblieben waren. Jeden Morgen wurden etwa 70–80 Gefangene abgerufen, die dann verschwunden blieben. Von irgendwelchen Untersuchungen, auf die der Name „Untersuchungshaft“ ja eigentlich hindeutete, war übrigens in der ganzen Zeit nichts zu merken.

Am 16. Dezember wurde mein Name mit verlesen, und in verschlossenen Gefängniswagen wurden wir – wieder 70 oder 80 – in ein Amtsgebäude gebracht und mußten uns vor zwei Räumen auf die Erde setzen. Einer nach dem anderen wurde hineingerufen, dort folgte dann der „Prozeß“; er dauerte im Durchschnitt 15–20 Minuten und endete bei allen mit der Verurteilung zu 25 Jahren Freiheitsentzug, und zwar unter Anwendung des Erlasses über die Aufhebung der Todesstrafe, womit wohl nur dokumentiert werden sollte, daß auf die Höchststrafe erkannt worden war. Den meisten mir bekannten Verurteilten wurde – wie auch mir – Vergehen gegen den Artikel 58 des Strafgesetzbuches der Russischen Föderativen Sowjet-Republik vorgeworfen, dessen Inhalt uns übrigens nicht bekannt war. Erst Jahre nach meiner Heimkehr, als ich mich nach langem Abstand wieder einmal mit der Sache befaßte, erfuhr ich, daß in diesem Artikel „gegenrevolutionäre Handlungen“ unter Strafe gestellt sind („... auf den Sturz, die Unterhöhlung oder die Schwächung der äußeren Sicherheit der Union ... und der grundlegenden wirtschaftlichen, politischen und nationalen Errungenschaften der proletarischen Revolution gerichtet ...“).⁵ Das alles wußte ich damals gar nicht, auch nicht, daß dieser Artikel in der Sowjetunion berüchtigt war, weil nach ihm die meisten der Millionen Verurteilten abgeurteilt worden sind: Solschenizyn⁶ hat darüber hinreichend berichtet, auch bei den Berichten der meisten Dissidenten spielt er eine Rolle.

Eine Anklageschrift wurde übrigens nicht verlesen, viel weniger noch habe ich sie zuvor zu Gesicht bekommen. Welche Straftatbestände mir im einzelnen vorgeworfen wurden, habe ich nicht erkennen können. Die mir vorgelesene und dann auch überreichte kurze schriftliche Urteilsbegründung wies nur aus, daß ich eines Vergehens gegen den genannten Artikel für schuldig befunden wurde, weil ich mich „als Angehöriger der ehemaligen Deutschen Wehrmacht auf dem zeitweilig besetzten Territorium der UdSSR aufgehalten habe“ und damit ein solches Vergehen bewiesen ist. Die „Beweisaufnahme“ in der Verhandlung beschränkte sich im übrigen auf die von mir nicht bestrittene Tatsache, daß ich mich als Soldat auf so-

wjetischem Territorium aufgehalten hatte. Aus der schlecht geführten und miserabel übersetzten Vernehmung konnte ich allenfalls schließen, daß man mich wegen Beihilfe zu den Vergehen nach Art. 58 anklagte und verurteilte. Im wesentlichen sind auch die Verhandlungen bei den anderen mir bekannten Verurteilten so oder so ähnlich abgelaufen. Manche wurden noch gefragt, ob sie Kenntnis von den Grausamkeiten in den Konzentrationslagern gehabt hätten; wurde das verneint, lachte das Gericht nur höhnisch und schenkte einer solchen Versicherung ohne weitere Nachforschung keinen Glauben.

Gemäß einem Ukas vom 19. April 1943⁷ wurden auch einzelne wegen Kriegsverbrechen oder Beihilfe dazu verurteilt, z. T. mit grotesker Beweisführung: der Berliner Straßenbahnfahrer, den die Russen 1945 festsetzten, weil er seine Dienstkleidung, eine „Uniform“, trug, wurde zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt, weil er „als Straßenbahnfahrer die Munitionsarbeiter in die Fabriken gefahren hat und es so ermöglicht hat, daß überhaupt Kriegsverbrechen begangen werden konnten“. Bei so extensiver Auslegung des Beihilfebegriffs hätte man beinahe jeden Deutschen zu 25 Jahren Lager verurteilen können. Die „Prozesse“ können daher nur als juristische Verbrämung einer politischen Maßnahme aufgefaßt werden. Die Urteile standen im voraus fest, was daraus zu ersehen war, daß an jenem 16. Dezember versehentlich auch ein Kriegsgefangener, dessen „Prozeß“ noch gar nicht stattgefunden hatte, das schriftliche Urteil mit Begründung erhielt; als er einwandte, er sei noch gar nicht drin gewesen, wurde es ihm wieder weggenommen und die Sache als Irrtum deklariert. Zur Scheinlegalität der „Prozesse“ gehörte es auch, daß eilfertig Papier verteilt wurde, damit wir Berufung einlegen konnten. Als ich mich weigerte, an diesem Theater auch noch mitzuwirken, versuchte man mich noch dazu zu überreden, aber ich blieb dabei, wollte nicht durch einen Rechtsakt gewissermaßen die Rechtmäßigkeit des Verfahrens noch dokumentieren. Das ganze Verfahren sprach jeder Rechtsstaatlichkeit hohn, ganz abgesehen davon, daß das Strafmaß völlig unangemessen war. Daß wir auch Schuld auf uns geladen hatten, mochte selbst damals schon manchem dämmern, aber wir damals Verurteilten trugen davon genausoviel oder genauso wenig wie Millionen anderer Deutscher; daß diese Schuld mit der Höchststrafe geahndet wurde, war denn doch völlig unangemessen.

Die Wirkung der Verurteilung war verheerend. Bis zur Verkündung des Urteils hatte ich, wie wohl die meisten anderen auch, immer noch gehofft, der Kelch müsse an mir vorübergehen, ich hatte doch persönlich nichts verbrochen, und selbst die Tatsache, daß alle anderen vor mir mit „25 Jahren“ herauskamen – mehr konnten wir nicht erfahren, weil eigentlich Sprechen verboten war –, konnte mich nicht glauben machen, daß es mir auch so gehen würde.

Nachdem das „Tageskontingent“ seine Bestrafung weg hatte, wurden wir ins Rostower Gefängnis gebracht; dort wurden uns die Haare gescho-

ren, Fingerabdrücke genommen, dann wurden wir mit vor den Körper gehaltener Kennziffer fotografiert; wir waren zu „Verbrechern“ gemacht worden. In den Zellen war es unerträglich eng, die sanitären Verhältnisse waren himmelschreiend: in einer Ecke stand eine offene Tonne, Möglichkeiten zum Waschen gab es nicht. Einmal am Tag wurden wir zu dem berühmten Spaziergang auf den Gefängnishof geführt. Alle waren zutiefst niedergeschlagen, zuzeiten half uns nur eine Art Galgenhumor.

Unsere größte Sorge war die, daß wir in die allgemeinen Arbeitslager eingewiesen würden, vielleicht auf viele verteilt. Seit spätestens dem Sommer des Jahres 1949 wußten alle, wie es in diesen Lagern zugeht, weil in dieser Zeit viele Kameraden, die früher wegen geringer Vergehen, z. B. wegen Diebstahls von Kartoffeln oder Rüben, zu 10 oder 15 Jahren verurteilt worden waren, in die allgemeinen Kriegsgefangenenlager zurückgekehrt waren. Sie erzählten uns über diese Lager schaurige Dinge. Später hat Sol-schenizyn in seinen Büchern darüber der Weltöffentlichkeit berichtet. Wir wußten also, was uns dort erwartet hätte. Es war für uns daher eine große Erleichterung, als wir nach einer Woche, einen Tag vor Heiligabend, aus dem Gefängnis in das Lager Taganrog kamen, wo wir Hunderte von Leidensgefährten an- und z. T. wiedertrafen. Ob es uns damals geholfen hätte, wenn wir gewußt hätten, daß wir rund 30 000 solcher Leidensgefährten hatten?

Aber die Aussicht, bis zum Jahre 1974 – ich also bis zum Alter von 53 Jahren – als Gefangener in Rußland leben zu müssen, war so entsetzlich, daß vielleicht auch diese Kenntnis uns nicht geholfen hätte. Es folgte das traurigste Weihnachtsfest meines Lebens. Übrigens war bei den Russen anscheinend noch unklar, wie man uns behandeln sollte. Bis zum Frühsommer des Jahres 1950 wurden wir nicht zur Arbeit gelassen, gelegentliche Ansätze zu härterer Behandlung wurden bald wieder aufgegeben. Als offizielle Bezeichnung wurde nicht etwa „Kriegsverbrecher“ o. ä. eingeführt, sondern „Verurteilter Kriegsgefangener“. Auch die alten Unterschiede zwischen Offizieren und Mannschaften in bezug auf Verpflegung und Arbeitszwang für Stabsoffiziere wurden wieder gemacht, und nach einer gewissen Pause durften wir uns auch wieder die Haare wachsen lassen. Der russische Kommandant suchte uns mit dem Hinweis zu trösten, daß man in der Sowjetunion größere Teile einer Freiheitsstrafe durch gute Arbeit aufheben könne. Ja, im März 1950, also nur drei Monate nach der ganzen Aktion, hörten wir sogar davon, daß ein Transport mit Verurteilten unter Amnestie nach Deutschland gegangen sei. In der Sowjetunion schien tatsächlich alles möglich zu sein! Hatten die Gerichte im Dezember ihre „Normen“ übererfüllt, wie wir sarkastisch meinten? Wir wußten es nicht; bis heute gibt es auch in der Literatur darüber nur Vermutungen. Eine schlimme Folge der Verurteilung war übrigens die Postsperrung; erst im November 1950 konnten wir wieder schreiben; unsere Angehörigen waren also etwa ein Jahr lang ohne Nachricht von uns. Die Tatsache unse-

rer Verurteilung durften wir übrigens niemals mitteilen, obwohl TASS⁸ bereits im Mai gemeldet hatte, daß sich nur noch verurteilte Kriegsverbrecher in sowjetischem Gewahrsam befänden, wobei die Anzahl um zwei Drittel vermindert wurde.

Nach der Postpause durften wir dann – wie schon oben erwähnt – Pakete empfangen, was uns materiell enorm stärkte und natürlich auch psychologisch. Wir hatten bald heraus, daß uns nicht nur unsere Angehörigen versorgten, sondern offenbar auch Organisationen, wie das Evangelische Hilfswerk, der Caritasverband u.a. In Deutschland hatte man uns nicht vergessen, und auch solche Gefangenen, die in der DDR beheimatet waren, erhielten von diesen Organisationen in der Bundesrepublik Pakete. Dennoch: Ungewißheit über unser weiteres Schicksal und der damit verbundene Druck blieben.

Wandel der Gesinnung?

Der Befund: nicht eindeutig

Spätestens der Bericht über die Verurteilung führt zur Frage nach der Gesinnung der Gefangenen. Wie stand es mit einer Reflexion der Ursachen für die eigene Situation mit dem, was man später „Bewältigung der Vergangenheit“ genannt hat? Wie war die politische Einstellung? Die Frage ist nicht einfach zu beantworten. Wer konnte wirklich wissen, wie es in den Köpfen der anderen aussah? Im ganzen bleibt man auf Vermutungen oder einige wenige eigene Erfahrungen angewiesen. Für die Masse der Gefangenen schienen politische Fragen kaum zu existieren, allenfalls gab es in Einzelgesprächen Überlegungen dazu, eine öffentliche Diskussion fand nicht statt. Wenn man versucht, dem nachzugehen, mag man auf die verschiedensten Ursachen treffen. Da ist der tagtägliche Kampf ums Überleben, um einen Extratopf Suppe, ein Stückchen Brot, ein gutes Arbeitskommando, ja sogar um eine Extraschüssel mit Waschwasser, um einen günstigen Tausch usw. derart bestimmend, daß daneben alles andere verblaßt.

Vorbehalte gegen die Gewahrsamsmacht

Wichtiger noch erscheinen mir aber die Vorbehalte gegen die Gewahrsamsmacht. Warum waren überhaupt Kriegsgefangene in die Sowjetunion transportiert worden? Der Krieg war doch aus. Hätte man uns nicht nach kurzer Zeit von den mitteleuropäischen ersten Lagern aus in die Heimat entlassen können? Warum dauerte die Gefangenschaft so lange? Nach dem Ersten Weltkrieg war jedenfalls die Masse der Gefangenen bereits nach 1½ oder 2 Jahren wieder zu Hause, und wir waren nach 3 oder 4 Jahren immer noch da! Und wenn es nun schon so lange dauern mußte,

warum wurde nichts darüber gesagt, wie lange es dauern würde, nicht einmal in Annäherungswerten? Nie gab es eine Zeitplanung, auch keine Angaben darüber, wie viele Gefangene nun schon entlassen waren! Warum wurden wir in dieser Sache immer wieder belogen? Warum versicherten uns die russischen Kommandanten bei jedem Lagerwechsel, von dem neuen Lager aus gehe es nun nach Hause? Sogar die Verlegung aus Rumänien ins Nordkaukasusgebiet im Herbst 1945 wurde so begründet! Und warum wurden wir 1949 massenweise in Schnellprozessen zu weiteren 25 Jahren Freiheitsentzug verurteilt? Gerade die psychische Befindlichkeit der willkürlich-zufällig Verurteilten konnte einer Besinnung nicht dienlich sein. Vielleicht hätten manche auch noch einzusehen vermocht, daß Kriegsgefangene gewissermaßen als Reparationsleistung arbeiten sollten; aber hätte man das nicht klar sagen sollen, unter Angabe der Dauer? Und warum wurden Arbeitsunfähige, Bein- und Armamputierte beispielsweise, nicht entlassen? Warum wurden solche Gefangenen oder auch ein 72jähriger 1949 noch zu 25 Jahren Freiheitsentzug verurteilt? Anscheinend ging es den Russen doch gar nicht so sehr um die Arbeit als vielmehr um Rache. Oder um Psycho-Terror – oder um was sonst?

Je länger also die Gefangenschaft dauerte, um so stärker wurde unser Mißtrauen, unser Oppositionsgeist, unsere Verhärtung. Das knebelte unser Denken.

Die Fortdauer des Überlegenheitsgefühls

Auch lebte in uns eine Art Überlegenheitsgefühl gegenüber den Russen fort. Das hatte es sicher bei vielen Deutschen schon vor der Zeit des Nationalsozialismus gegeben, die NS-Propaganda hatte die Überlegenheit der Deutschen gegenüber allen anderen Völkern ständig im Munde.

Und der Augenschein beim Einmarsch oder Aufenthalt in der Sowjetunion während des Krieges und auch noch jetzt in der Gefangenschaft schien manches davon zu bestätigen: die schlechten Wohnverhältnisse, miserable Straßen, einfachste Kleidung, ungenügende sanitäre Einrichtungen, die geringe Bildung der einfachen Leute schienen auf einen kulturell-zivilisatorischen Rückstand hinzuweisen. Daran mochten auch andere Erfahrungen, etwa in bezug auf Geschicklichkeit und Ausdauer, auf Improvisationsfähigkeit und praktisch-technisches Verständnis, wenig zu ändern, auch nicht die teilweise anzutreffende exzellente Beschlagenheit in Teilgebieten westeuropäischer Kultur. In Rostow/Don etwa verblüfften uns die sowjetischen Facharbeiter auf dem Bau jeden Tag damit, daß sie uns ganze Passagen aus deutschen Opern oder Sinfonien vorpiffen oder vorsangen und sich diebisch darüber freuten, daß wir oft nicht zu sagen wußten, was sie da vorgetragen hatten.

Auch als Soldaten hatten wir eigentlich immer dieses Überlegenheitsgefühl gehabt, daß wir bei gleichen Stärkeverhältnissen in bezug auf Trup-

penstärke und Bewaffnung „die Russen in die Steppe zurückjagen“ würden. Auch hier vermochten andere Erfahrungen, etwa die, daß zumindest in den letzten Kriegsjahren allein der Ruf „Die Russen kommen!“ ganze Bataillone zu zügelloser Flucht veranlaßt hatte, nicht viel zu ändern. Aber nun hatten uns diese Russen ja besiegt. Woran mochte das bloß liegen? Die Erklärung lag scheinbar auf der Hand: die zahlenmäßige Überlegenheit und die amerikanischen Lieferungen! War denn nicht noch Jahre nach dem Krieg fast jeder zweite Lastkraftwagen ein Ford oder ein Studebaker? So suchte sich unser Hochmut überall seine Nahrung, und die Russen, insbesondere die, mit denen wir im Lager zu tun hatten, bezeichneten wir geringschätzig stets als „Kanaken“. Sicher wurde das alles damals nicht so formuliert und schon gar nicht durchdacht, denn das Denken hätte ja weiter gehen müssen, etwa die Frage aufwerfen müssen, welche Ursachen die z.T. nicht zu bestreitenden Rückständigkeit hatten und vieles andere mehr, aber einzelne dieser Gedanken wurden im Gespräch oder auch nur bei „Gerede“ geäußert; die gesamte Gefühlslage ist damit, soweit meine Erfahrung reicht, wiedergegeben.

Überreste faschistischen Denkens

Sicher sind für die umschriebene Haltung auch Überreste faschistischen Denkens verantwortlich. Solche Nachklänge zeigten sich wohl weniger darin, daß wir gelegentlich Wehrmachtslieder sangen. Was sollten wir auch anderes singen, wenn einige Posten auf dem Marsch von oder zur Arbeit plötzlich einen Rappel kriegten und von uns verlangten, anständig im Gleichschritt zu marschieren und ein Lied zu singen? Für diesen Zweck jedenfalls kannten wir ja keine anderen Lieder. Und so erscholl dann unter beifälligem Nicken der Posten das „Lied der Legion Condor“, dessen zweite Strophe mit dem Vers begann „Die Roten sie wurden geschlagen ...“, was von uns mit gewisser Freude gesungen wurde. Auch die Geschichte von dem Feldwebel, der bei dem Stubendurchgang unbedingt ein Lied hören wollte und dann mit strahlendem Gesicht das „Horst-Wessel-Lied“ dirigierte, gehört in diesen Zusammenhang; diese Kuriositäten könnte man vielleicht unter die „Psychologie der Besiegten“ einordnen, die sicher auch einmal zu schreiben wäre.

Auch daß ein Kapitän zur See, Ritterkreuzträger, mit zwei anderen Stabsoffizieren ganz zufällig am 20. April (Hitlers Geburtstag) ein „privates Fest“ feierte, muß man nicht für bezeichnend halten; diese „Treue“ wurde von allen, die ich kannte, nur belächelt. Überhaupt habe ich in acht Jahren Gefangenschaft kein positives Wort über Hitler oder eine der bekannten Nazigrößen gehört. Was mich vielmehr gelegentlich stutzig machte, war eine menschenverachtende Überheblichkeit, die sich geradezu naiv äußerte. Da sprach ein ehemaliger Zahlmeister von den russischen und polnischen Partisanen stets als von „Banditen“, zwei ehemalige

SS-Untersturmführer meinten, als sie sich daran erinnerten, daß sie einmal im Urlaub unter Alkoholeinfluß mit dem Wagen zwei Menschen totgefahren hatten: „Das war ja nicht schlimm, es waren ja nur Polacken!“ Faschistisches Denken ohne Hitler und die NSDAP, das gab es sicher.

Vorbehalte gegen das Sowjet-System

Vielleicht wäre es möglich gewesen, alle diese Gefühle oder Gedanken abzubauen, wenn da nicht noch ein Hindernis gewesen wäre: das politische System der stalinistischen Sowjetunion. Schließlich nannte diese sich sozialistisch und verstand sich als radikale Gegenmacht gegen den Faschismus, wie ja auch umgekehrt die Nazis stets – mit Ausnahme der Zeit des Hitler-Stalin-Pakts⁹ – den Bolschewismus als ihren größten politischen Feind bezeichnet hatten. Aber was mußten wir erleben? Diese Macht sperrte ja selber Hunderttausende von Bürgern ein und ließ sie unter elenden Bedingungen arbeiten, wir hatten sie oft gesehen oder auch mit ihnen zusammen gearbeitet, wir wußten, daß mindestens eines der „Bauwerke des Sozialismus“, der Wolga-Don-Kanal, in der Hauptsache von diesen Strafgefangenen gebaut worden war, und wir wußten, daß es viele Strafgefangenenlager gab, vom hohen Norden bis zum Fernen Osten. Ja, wir hatten sogar die Kettensträflinge gesehen, die von der Revolution als barbarisches Element zaristischen Strafvollzugs einst abgeschafft, von Stalin aber 1943 wieder eingeführt worden waren; das wußten wir damals nicht, aber gesehen haben wir sie, wie sie sich, immer zu fünf aneinandergekettet, zur Arbeit schlepten.

Und wie war es mit der Verherrlichung des „Führers der Völker“, des „Weisen Vaters aller Werktätigen“ und wie die Formeln noch alle hießen, mit denen Stalin vergöttert wurde? Wie konnte es angehen, daß ein sozialistischer Staat, was immer man sich darunter vorstellen mochte, einen solchen Personenkult entwickelte? Und was sollten wir davon halten, daß die Informationspolitik so einseitig war, immer nur mit einer Stimme sprach, daß die Zustände in der Sowjetunion immer nur in den rosigsten Farben geschildert wurden, wo doch offen zutage lag, daß die tatsächlichen Verhältnisse anders waren? Von den russischen Arbeitern haben wir es ja selbst gehört, daß die „Prawda“, was auf deutsch doch Wahrheit heißt, eben gerade nicht die Wahrheit schreibt, daß man, wenn man die Wahrheit erkennen will, die Aussagen der offiziellen Propaganda zumindest ergänzen oder interpretieren muß. Und das Bild, das sowjetische oder auch DDR-Schriften über die Zustände im „Dritten Reich“ zeichnen, stimmten denn doch nicht mit der erlebten Wirklichkeit überein. Und wie stand es mit der Geheimpolizei, der Bespitzelung? Hatten wir doch im Lager bald heraus, daß die Russen sich bestimmter Vertrauensleute bedienten, um zu erfahren, was wir sagten und dachten. Und manchem von uns wurden ja ganz unverhüllt Angebote gemacht, solche Zuträgerdienste zu leisten.

Auch das angeblich so vorbildliche sozialistische Wirtschaftssystem mußte jeden, der eine Zeitlang außerhalb des Lagers arbeitete, abschrecken; weder seine Effizienz noch viel weniger die Stellung des Arbeiters in ihm konnten vorbildlich sein. Alles in allem konnte man nicht sehen, daß dieses Sowjet-System vorbildlich oder nachahmenswert war. Auch die Berechtigung der Vertreter dieses Systems zur Verurteilung des Nationalsozialismus erschien uns nicht gegeben. Wer selber soviel „Dreck am Stecken“ hatte, so meinten wir, sollte gefälligst nicht so viel von den Untaten der Nationalsozialisten sprechen! Im Gewahrsam einer solchen Macht konnte eine ehrliche Diskussion und ein Klima nicht entstehen, in dem sich eine sachlich fundierte Meinungsbildung hätte vollziehen können.

Vorbehalte gegen die deutschen Antifa-Komitees

Auch die in allen Lagern gebildeten deutschen Antifa-Komitees dienten nicht der politischen Aufklärung, sie standen ihr eher im Wege. Sie standen nicht in großem Ansehen bei der Masse der Gefangenen, denn sie vertraten stets die Interessen der Gewahrsamsmacht, nie war zu erkennen, daß sie sich irgendwie für unsere Interessen einsetzten. Ihre Mitglieder waren erkennbar bestrebt, materielle Vorteile zu erlangen, also mehr und bessere Verpflegung, gesonderte, bessere Unterkünfte, gute Arbeitskommandos, Ausgang usw. Viele Gefangene glaubten ihnen daher ihre öffentlich geäußerten politischen Überzeugungen nicht, sie hielten sie für geheuchelt, was sie in einigen Fällen sicher auch waren. Sie kontrollierten die deutschen Kommandanten, wenn sie ihn nicht selbst stellten. Das intellektuelle Niveau der Aktivisten war in fast allen mir bekannten Fällen recht dürftig, reichte oft nicht einmal aus, die Parolen der sowjetischen Propaganda nachzubeten. Von den Komitees war daher politische Überzeugungsarbeit nicht zu leisten. Nach der Verurteilung gab es übrigens diese Komitees nicht mehr, obwohl einzelne Aktivisten auch unter den Verurteilten waren. Aber die Russen sahen wohl ein, daß solche Aktivs in dieser Situation sinnlos waren.

Ich selbst wäre im Winter 1947/48 um ein Haar Mitglied des Antifa-Komitees geworden. Und das kam so: Die Zahl der ins Lager kommenden (ost-)deutschen Zeitungen war so gering, daß wir sie nicht selber lesen konnten; wie schon oben erwähnt, kamen in regelmäßigen Abständen Mitglieder des Aktivs in die Baracken zur Zeitungsschau. Aber wegen der erwähnten mangelnden Befähigung dieser Leute war die Übersicht so schlecht, daß man damit nur wenig anfangen konnte. Ich gehörte damals in eine Offizierskompanie, in der dieser Mangel besonders stark empfunden wurde. Wir wandten uns deshalb an die russische Lagerleitung mit der Bitte, diese Zeitungsschau selber machen zu dürfen und uns entsprechend Zugang zu den Zeitungen zu gestatten. Ein Kamerad und ich wollten diese Aufgabe übernehmen. Nach einigem Hin und Her wurde entschieden,

daß wir das nur als Mitglieder des Antifa-Komitees tun dürften. So stellten wir – nach einiger Überlegung – einen Antrag auf Aufnahme. Das fiel uns um so leichter, als wir in dieser Zeit einen intelligenten sowjetischen Politoffizier hatten, eine Frau Leutnant Schuster (!), die in ihren Gesprächen und gelegentlichen Vorträgen immer sehr auf die in allen Satellitenstaaten im Schwange stehende Blockpolitik abhob. Man müsse nicht Kommunist sein, sondern sich nur zum Programm des Antifaschistischen Blocks bekennen.

Diese Frau hatte uns auch zur selben Zeit einen der wenigen intelligenten Antifa-Leute besorgt, einen promovierten Akademiker, der eine recht gute Einführung in den Marxismus-Leninismus gab, was manchen von uns doch nachdenklich machte und zu einer wenigstens vorübergehenden Annäherung an die offizielle Doktrin brachte. Und so wurden wir gewissermaßen Kandidaten des Aktivs. Neben den Zeitungsüberblicken sollten wir auch andere Vorträge halten (so sprach ich in einigen Baracken über „Die Teilung der Welt in zwei Lager“); und ich sollte ein Jugendaktiv aufbauen. Die erste Sitzung dieses Aktivs, zu der etwa sieben bis acht jüngere Gefangene erschienen waren, wollte ich damit eröffnen, daß jeder kurz über sein bisheriges Leben berichten sollte, damit wir uns kennenlernten; ich selbst machte den Anfang und erwähnte dabei in aller Harmlosigkeit, daß ich mal ein kleiner HJ-Führer gewesen war. Das müssen die Russen durch einen eingeschleusten Spitzel zugetragen bekommen haben. Wenige Tage später stand ich – auch zur Überraschung der Antifa-Leute – auf der Liste derer, die auf die in einem früheren Kapitel schon erwähnte Sowchose abkommandiert wurden; trotz der dort herrschenden günstigen Bedingungen galt sie als SS-Lager. Die genauere Bekanntschaft mit der Praxis der sowjetischen Landwirtschaft, die ich in den nächsten Monaten dort machen konnte, trug nicht unwesentlich dazu bei, mich wieder vom Marxismus-Leninismus zu entfernen.

Vielleicht ist es nach der Lektüre der vorangehenden Kapitel eher verständlich, warum politische Bildung, Ansätze zur Aufarbeitung der Vergangenheit ausblieben, warum der Befund in bezug auf „Wandel der Gesinnung“ nicht eindeutig war.

Keine Ansätze zur Aufarbeitung der Vergangenheit?

Aber waren nicht doch die Enthüllungen über die schrecklichen Verbrechen der NS-Zeit geeignet, manchen nachdenklich zu machen? Vielfach wurden die Meldungen darüber als propagandistische Übertreibungen abgetan, z. T. wohl gar ganz geleugnet. Auf jeden Fall bestand die Tendenz, dieses Kapitel einer kleinen wissenden Führerschicht und der kleinen Gruppe von Ausführenden in die Schuhe zu schieben, von denen sich die Masse der „anständigen Deutschen“ abhob. Vielleicht war dieses Deutungsmuster nicht nur eine faule Ausrede, ein Wegschieben der Verant-

wortung, vielleicht war es notwendig für die psychische Widerstandskraft und damit für das Überleben: im Augenblick der Niederlage und der Ungewißheit über unser weiteres Schicksal war ein Rest von moralischer Integrität, auch wenn sie nur eingebildet war, eine – möglicherweise lebenserhaltende – Stütze. Wie sich diejenigen, die selber an Greueln beteiligt gewesen waren oder mehr, als sie zugaben, davon gewußt haben, mit ihrem Gewissen arrangierten, weiß ich nicht, denn darüber wurde nicht gesprochen.

Was mich selber angeht, so ist auch hier der Befund vieldeutig. Was wußte ich bis 1939? Ich wußte, daß Juden seit 1933 vielfältig diskriminiert, daß sie verachtet, nach und nach ihrer Rechte beraubt, enteignet, vorübergehend in Konzentrationslagern festgehalten worden waren. Das konnte ich sicher nicht billigen, aber es hat mich auch nicht empört, was doch wohl die mindeste Reaktion hätte sein müssen. Wie ist dies zu erklären bei jemandem, dessen Vater seit 1905 oder 1906 eingeschriebenes Mitglied der SPD war und Tag für Tag zu Hause seinen Unwillen und Zorn über die Nazis zum Ausdruck brachte? War ich doch durch Schule und HJ zu sehr infiziert von nazistischen Parolen oder doch von nationalistischen, menschenverachtenden, den Kampf als oberstes Naturgesetz anerkennenden? Oder war die Anschauung noch zu blaß? In meiner nächsten Nähe kannte ich keine Juden mehr; bis April 1933 hatten wir in unserem alten Wohnhaus noch jüdische Hausnachbarn gehabt, mit dem Sohn war ich sogar befreundet. Aber nach einem Umzug war die Verbindung lockerer geworden, man sah sich kaum noch, genausowenig wie die anderen Freunde aus jener Gegend, es war einfach zu weit, um ständigen Kontakt zu halten. Und: die Frau hatte immer noch ihren Stand auf dem Wochenmarkt, der Sohn lernte Kürschner, war vielleicht doch nicht alles so schlimm? Mit der Einberufung zum Arbeitsdienst und dann zur Wehrmacht verlor ich vollends den Kontakt. Überhaupt war man ja mit der Einberufung isoliert, man lebte in der Kaserne oder an der Front, vom Sommer 1942 bis zum Sommer 1943 war ich ununterbrochen Ausbildungsoffizier auf dem dänischen Truppenübungsplatz Oksbøl, fast ohne jeden Kontakt zur Zivilbevölkerung, nur angewiesen auf Rundfunk und „Frontzeitungen“.

Wer sich nicht zufällig dienstlich in der Nähe von Konzentrationslagern aufhielt, konnte davon, was sich dort abspielte, wenig erfahren. In irgendeinem Urlaub hörte ich dann, die Grünbergs – so hieß die Familie – seien nun auch „abgeholt“ worden, und damit brach das Gespräch ab. Objektiv war damit, wie wir heute wissen, die Stufe der „Endlösung“ erreicht, aber subjektiv sah man die „Abholung“ zwar als Verschärfung an, aber vor dem klaren Durchdenken des Problems, vor dem Versuch, sich Informationen darüber zu beschaffen, was das nun bedeutete, schreckte man zurück. Sicher ahnte ich – oder wußte? –, daß Schreckliches vorging. Ein mir bekannter SA-Mann stellte uns in einem Urlaub – ich glaube, es war 1943 –,

die „Scherzfrage“, was die Buchstaben rif auf der Kriegseinheitsseife bedeuteten, keiner von uns wußte es – es bedeutete wohl „Reichsindustrieform“ oder so ähnlich –, er gab uns dann die Antwort: „Ruhe in Frieden.“ Ich erinnere mich, wie ich erst einen Augenblick verständnislos blickte, das dann aber schnell aufkommende Verstehen nicht aufkommen lassen wollte und versuchte, die Szene schnell zu vergessen. Ich habe übrigens keine Erinnerung mehr, wie die anderen Gesprächspartner reagierten. Genaues wußte ich allerdings nicht, und sicher wollte ich es genauso wenig wissen, wie viele andere damals auch. Ich lebte in den Tag hinein, in der Kaserne oder dann wieder im Feld, mit dem täglichen Dienst oder mit dem Kampf ums Überleben befaßt, im Urlaub diskret beiseite sehend, wenn einem irgendwo ein Mensch mit Judenstern¹⁰ begegnete. Und hatte man nicht manchen Kameraden neben sich fallen sehen? War man nicht selbst immer wieder vom Tode bedroht? Was sollte man sich mit Nachdenken über das Leben anderer, unbekannter Menschen kümmern? Heute weiß ich, daß es unsere historische Schuld bleibt, keine Kraft dafür gehabt zu haben, die Sphäre des Ahnens, Wissens und Nicht-Wissen-Wollens zu durchstoßen. Ein solches Denken hätte dann konsequenterweise auch zu Taten führen müssen, zum Widerstand, zumindest passiv, oder zum Überlaufen im Felde; Möglichkeiten dazu hätte ich genug gehabt. Aber das hätte einen völligen Umschwung bisherigen Denkens von uns verlangt. Vielleicht schreckten wir unbewußt auch davor zurück.

Die Gefangenschaft hat jedenfalls bei mir nicht den entscheidenden Wandel der Gesinnung herbeigeführt, und ich habe den Eindruck, auch bei den meisten anderen nicht. Zwar waren wir sicher keine Nazis mehr, soweit wir es überhaupt gewesen waren, aber wir waren nicht frei von Überresten faschistischen Denkens, nicht frei von Verkrustungen, störrisch gegenüber der Gewahrsamsmacht, vielleicht gar frei von politisch tragenden Überzeugungen, und wenn wir welche hatten, wurden sie nicht geäußert. Hier weiterzukommen, blieb eine Aufgabe für die Zeit danach.

Lageralltag

„Klassengesellschaft“

Die Vermutung, daß in der Gefangenschaft alle gleich seien, trifft nicht zu, die Differenzierung wird von außen auferlegt oder erwächst aus dem Inneren.

Eine der größten Überraschungen, die wir schon wenige Tage nach beginnender Gefangenschaft machten, war die, daß es für Offiziere und Mannschaften unterschiedliche Lebensmittelzuteilungen gab, und zwar für Offiziere eine größere. Die Russen forderten, wir sollten eine eigene Offiziersküche einrichten. Gerade von uns jüngeren Offizieren wurde es als eine Errungenschaft der deutschen Armee angesehen, daß es unter-

schiedliche Ernährung für Offiziere und Mannschaften jedenfalls offiziell nicht gab. Wir konnten auch getrennte Küchen verhindern, aber höhere Rationen an Fett, Zucker und Tabak mußten wir annehmen, taten es wohl auch gern. Diese höheren Rationen blieben uns auch nach der Verurteilung erhalten, eine jener unbegreiflichen Merkwürdigkeiten jener Zeit. Es scheint auch nicht überall so gewesen zu sein.¹¹ Als Offiziere hatten wir auch andere Privilegien, so durften wir als erste – ich glaube, schon 1946 – wieder die Haare wachsen lassen, nachdem wir nach der Gefangennahme alle geschoren worden waren, wie es hieß, aus hygienischen Gründen; und ehemalige Stabsoffiziere brauchten auch nicht zu arbeiten, auch diese nach der Verurteilung nicht.

Manche von uns meinten, die Russen wollten mit alledem nur einen Keil zwischen Offiziere und Mannschaften treiben, aber da ich davon sonst nichts bemerkte, leuchtete mir diese Erklärung wenig ein. Die Russen wiesen zur Erklärung einfach darauf hin, daß es auch in der Roten Armee getrennte Küchen und verschiedene Verpflegungssätze gebe; übrigens hatte ich auch bei einer kurzen Abkommandierung in die nordkaukasischen Heilbäder gesehen, daß es getrennte Erholungsheime für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften gab. Die Rote Armee hatte bis 1942 solche Differenzierung nicht gekannt, die Offiziere waren nicht besonders herausgehoben, Rangabzeichen gab es nicht, zudem waren die Politischen Kommissare mächtiger als die Offiziere. Während des Krieges trat ein Wandel ein, der wohl im Zusammenhang mit der Ausrufung des „Großen Vaterländischen Krieges“ zu sehen ist. Die unterschiedliche Stellung von Offizieren und Mannschaften in der eigenen Armee wurde nun auf die Gefangenen übertragen, vielleicht auch in Anlehnung an gewisse internationale Regelungen für die Behandlung von Kriegsgefangenen. Ich möchte allerdings nicht ausschließen, daß jedenfalls in den ersten Monaten mit Hilfe dieser Besserstellung eine „Selbstenttarnung“ von Offizieren bewirkt werden sollte, die sich nicht als solche zu erkennen gegeben hatten. Aus den verschiedensten Gründen mochten die Russen doch Interesse daran haben, zu wissen, wer Offizier gewesen war. Es schien mir auch so, daß mit der Fortdauer der Gefangenschaft der prozentuale Anteil von Offizieren unter den Gefangenen zunahm, was auf langsames Entlassungstempo für ehemalige Offiziere hinwies (1947 waren nur 7% aller Gefangenen Offiziere, nach 1949 36%!). Der leichten materiellen Besserstellung der Offiziere entsprach übrigens keine innere Befehlsstruktur, Offiziere wurden keinesfalls bevorzugt als Lagerkommandanten, Barackenälteste oder Kompanieführer o.ä. eingeteilt. In den Arbeitslagern und auf den Arbeitskommandos der Zentrallager waren auch sonstige Unterschiede zwischen Offizieren und Mannschaften nicht auszumachen. In den zentralen Sammellagern wurden allerdings die Offiziere öfter in Offizierskompanien zusammengefaßt. Wo Offiziere ganz unter sich waren, hielten sich gewisse Relikte des alten Verhaltenskodex: man behielt das förmliche „Sie“

bei oder ging gar vom schon verwendeten „Du“ ins „Sie“ zurück. Der Name bekam plötzlich wieder ein „Herr“ vorgesetzt, angesichts der tatsächlichen Verhältnisse fast eine Absurdität. Allerdings zogen diese Formen wohl auch eine gewisse Glättung der allgemeinen Umgangsformen nach sich, die im ganzen vielleicht gerade unter den gegebenen Verhältnissen wohltuend war.

Aber es gab im Lager auch andere „Klassen“. An der Spitze der Lagerhierarchie standen die Mitglieder der Antifaschistischen Komitees oder Aktivs, eine Mischung aus Überläufern aus der Zeit vor der Kapitulation, alten Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschaftern oder Neu-Bekehrten; allerdings waren nicht alle aus den genannten Gruppen auch Mitglieder. Einige aus den Aktivs waren sozusagen hauptamtliche Funktionäre, sie waren für die politische Arbeit zuständig; darüber habe ich im letzten Kapitel schon etwas gesagt. Andere hatten Schreiberposten in der Lagerleitung oder arbeiteten in der Küche, nur wenige arbeiteten außerhalb des Lagers, dann aber nur in besonders günstigen Kommandos; selten kam auch der Lagerkommandant aus ihren Reihen. Sie erhielten mehr und z. T. auch besseres Essen, in den meisten Fällen wohnten sie auch getrennt von den anderen und hatten eher die Möglichkeit, das Lager gelegentlich zu verlassen.

In der Masse der übrigen Gefangenen gab es ebenfalls erhebliche Abstufungen: Köche und Küchenhelfer, Bäcker und ihre Helfer, Sanitäter im Lazarett, Friseure, bestimmte Handwerker, besonders Ofensetzer, genossen gewisse Vorteile, weil sie entweder ständig oder zuzeiten am Verteilungsweg der Lebensmittel saßen und sich in Grenzen selbst bedienen konnten oder bei Gelegenheitsarbeiten im oder außerhalb des Lagers Sonderzuwendungen erhielten. Auch diejenigen, in deren Arbeitskommandos Geld verdient wurde, konnten sich allmählich aus der Masse der anderen herausheben; sie kauften im Magazin zusätzlich Lebensmittel, sie nahmen für Geld oder Abtretung von Lagerrationen gewisse Dienstleistungen in Anspruch, vom Wäschewaschen, zusätzlichem Rasieren oder Kopfwäsche bis zum Essenholen oder gar Schuheputzen. Später gesellten sich zu den Geldverdienenden diejenigen, die besonders viele und gute Pakete empfangen: die Angehörigen mancher Gefangenen schienen den Krieg besser überstanden zu haben als andere, Anzahl und Inhalt der Pakete zeigte es. Eindeutig war, daß die Pakete aus der Bundesrepublik und West-Berlin bessere Waren enthielten als die aus der DDR; die unterschiedliche materielle Entwicklung zeigte sich auch an dieser Stelle.

Wie wirkten sich die „Klassenunterschiede“ auf die Beziehungen zwischen den Gefangenen aus? Gab es Neid oder Mißgunst, ja vielleicht tätliche Auseinandersetzungen? Nach meinen Beobachtungen nicht oder doch kaum. Nur die Antifa-Leute waren, wie oben schon erwähnt, gewissermaßen „geächtet“; als „Helfer der Russen“, „Gesinnungslumpen“ o. ä. wurden sie von der Masse der Gefangenen verachtet und, wo es ohne Gefahr

ging, auch verspottet. Alle übrigen auf irgendeine Art Bevorzugten wurden zwar beneidet, aber zumeist doch in jener „Landsermentalität“, die dem anderen einen „guten Posten“, eine „ruhige Kugel“ gönnte. Auch habe ich kaum Ressentiments gegenüber Offizieren erlebt. Im übrigen lernten wir auch bald, daß es auch der Gesamtheit besser ging, wenn es möglichst vielen einzelnen in ihr besser ging. Jeder, der nicht mehr auf die Abendsuppe angewiesen war und sie deshalb einem anderen abtrat, jeder, der über Geld verfügte und davon im Lager für kleine Dienstleistungen etwas ausgab, vermehrte den allgemeinen „Wohlstand“ im Lager.

Ein anderer, gewissermaßen unsichtbarer Unterschied bestand im Lager, aber er war nicht weniger von Gewicht: die Russen unterschieden uns nach den Einheiten, aus denen wir kamen oder in denen wir auch nur zeitweise Dienst gemacht hatten, und zwar nur, aber auch immer dann, wenn es um Heimkehrertransporte ging, und oft auch bei Abordnungen zu bestimmten, in schlechtem Ruf stehenden Außenkommandos. So konnten wir selbst im Mai 1953, als Insassen zweier Lager so neu eingeteilt wurden, daß jeder zweite in das je andere Lager wechseln mußte, allein aus der Zusammensetzung unseres Lagers schließen, daß wir zur Heimkehr vorgesehen sein könnten, wenn die Umorganisation damit überhaupt in Zusammenhang stehen sollte. Unsere Kombination bewahrheitete sich dann auch tatsächlich.

Und welches waren die „schwarzen Schafe“ unter den Gefangenen? Anfangs natürlich ehemalige Angehörige der SS, 1953 allerdings nicht mehr, im übrigen Stabsoffiziere, von wenigen Ausnahmen abgesehen, alle Angehörigen solcher Einheiten, die im Krieg mit der Bewachung von Kriegsgefangenen zu tun gehabt hatten oder zur Partisanenbekämpfung eingesetzt gewesen waren, Verwaltungskräfte aus den besetzten Gebieten, auch höhere Beamte von Reichsverwaltungen. Die Russen haben übrigens diese Auswahlkriterien nie offengelegt oder auf Ansprache zugegeben, auch haben sie nach meiner Kenntnis kaum den Versuch gemacht, den einzelnen irgendein Fehlverhalten nachzuweisen, was sicher auch nicht ganz einfach gewesen wäre. Es genügte einfach der Verdacht, bei einer entsprechenden Einheit gewesen zu sein, um etwa einen Gefangenen von der Heimkehrerliste zu streichen. Es kam dabei zu ganz merkwürdigen Maßnahmen. War z.B. eine Heimkehrerliste bekanntgegeben, erfolgte eine „Untersuchung“, die darin bestand, daß man mit entblößtem Oberkörper vor eine Kommission treten und die Arme heben mußte; Narben oder Unregelmäßigkeiten der Haut an der Innenseite des linken Oberarms führten zum Ausscheiden, weil die Möglichkeit bestand, daß ein ehemaliger SS-Mann die dort im Krieg eintätowierte Blutgruppe zu entfernen versucht haben könnte. Die Gefangenen nannten diese Untersuchung „Vogelschau“. In den Sommern 1948 und 1949 hat eine Verwundung an dieser Körperstelle mehrfach meine Heimkehr verhindert.

Selbst nach der Verurteilung, wo ja nur noch eine große Zahl solcher

„schwarzer Schafe“ zusammen war, wurde offenbar immer noch nach Schattierungen unterschieden, so daß wir im Sommer 1953 zu der erwähnten Voraussage fähig waren; und es ging auch so weiter: wir kamen im Herbst 1953, eine weitere Gruppe etwas verzögert im Winter, um die Jahreswende, und selbst bei dem Rest, der 1955 nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik Deutschland in die Heimat zurückkehrte¹², gab es noch einen Unterschied: der größte Teil wurde entlassen, und ein kleiner Rest wurde zur „weiteren Behandlung“ an die Bundesrepublik übergeben, ihre Prozeßunterlagen sollten der Regierung zugestellt werden, was aber niemals erfolgte, sicher ein Zeichen für die Dürftigkeit der Unterlagen.

Tagesablauf

Der Lageralltag war einförmig. Er lief stets nach dem gleichen Schema ab: Zählung morgens und abends, Essensausgabe bzw. Verpflegungsempfang, im Arbeitslager das Ausrücken zur Arbeit. Die Zählung erfolgte immer so, daß alle Gefangenen kompanie- oder barackenweise antreten mußten, Sanitäter, Köche und Kranke blieben an ihrer Stelle, der deutsche Kommandant mußte dem russischen Diensthabenden die angetretene Besatzung melden, es folgte die Begrüßung und die Antwort, beides in militärisch verkürzter Form der Anrede „Strasvuitje“, was sich nur wie „Stass“ anhörte; dann begann die Zählung: Prüfung der Zahlen der nicht zur Zählung angetretenen Kranken, Sanitäter, Köche usw., Zählung der einzelnen Abteilungen und Addition aller Zahlen. Das Unternehmen zog sich meist ziemlich lange hin, schon weil wir uns mit dem Heraustreten nicht so sehr beeilten, von irgendwie gearteter militärischer Disziplin konnte da keine Rede mehr sein, zweitens aber auch deshalb, weil oft die angegebenen Zahlen nicht stimmten oder weil sich schlicht irgendwer verzählt hatte. Die Verpflegungsausgabe war in den Lagern unterschiedlich organisiert: in den ersten Jahren wurde Brot und Zucker an Gruppen von je zehn Mann ausgegeben und mußten dort verteilt werden. Suppe und Brei wurden vielfach in der Küchenbaracke empfangen; seltener war die Ausgabe in 10er-Kübeln an Gruppen. In den letzten Jahren bürgerte es sich mehr und mehr ein, daß die Gefangenen mit der Suppe auch das Brot in der Küche erhielten und dann auch meist in der Küchenbaracke aßen. Seit 1949 habe ich kein anderes Verfahren mehr erlebt. Mit Genehmigung der Lagerleitung wurden vor besonderen Festen, insbesondere vor Weihnachten, Teile der Verpflegung (Fett, Zucker, auch Mehl u. a.) gespart, um an den Festtagen etwas Besonderes zu bieten: eine dickere Suppe, einen süßen Brei, ein kuchenähnliches Gebäck oder dergleichen. Die Küchen waren stets mit deutschem Personal besetzt.

Zur Arbeit gingen die Kommandos, eingeteilt in Brigaden, morgens entweder zu Fuß oder sehr oft auf Lkws verladen. Generell war uns der Fuß-

marsch lieber, wenn die Arbeitsstelle nicht zu weit entfernt war. Der Lkw-Transport hatte seine Tücken, weil allein schon die Einteilung und die Übergabe an die auf den Wagen mitfahrenden Posten zeitraubend war. Zudem kamen die Wagen immer von besonderen Transportbrigaden, bei denen es oft Probleme gab: ein Fahrzeug kam immer zu spät, für kurzfristig ausgefallene Ersatz zu beschaffen dauerte eine halbe Ewigkeit, häufig fielen während der Fahrt welche aus, und da die Wagen immer im Konvoi fahren mußten, dauerte die Hin- und Rückfahrt oft sehr lange. Verschärft wurde diese Situation besonders in der Schlammperiode und im Winter, weil hier die Ausfälle häufiger waren und das Warten besonders unangenehm war. In den ersten Jahren mußte oft auch am Sonntag gearbeitet werden, mit den verschiedensten Begründungen: weil die Norm nicht erfüllt war, weil es in dem betreffenden Monat schon einen Arbeitsausfall wegen schlechten Wetters oder wegen anderer Gründe gegeben hatte oder auch ohne Begründung. Erst in den letzten Jahren konnten wir – auch weil wir gut arbeiteten – Sonntagsruhe durchsetzen. Im Dezember mußten wir aber stets den ersten Weihnachtsfeiertag vorarbeiten, was in dieser Witterungsperiode – wegen anderer Ausfälle – oft bedeutete, daß wir keinen freien Sonntag hatten und oft sogar noch um den ersten Feiertag fürchten mußten. Seit 1947 haben sich die Russen übrigens immer auf unseren Wunsch hin um Weihnachtsbäume gekümmert, was in den südlichen Gebieten der Sowjetunion, in denen ich als Gefangener ständig war, gar nicht immer so einfach war.

Die Arbeit

Im nachhinein betrachtet muß ich den Wert der Arbeit für Kriegsgefangene positiv beurteilen; man gerät nicht zu sehr ins „Gammeln“, ins fruchtlose Nachdenken über seine Lage, der Tag gliedert sich, man kann das Lager zeitweilig verlassen, es gibt gewisse Möglichkeiten zu Außenkontakten. Voraussetzung ist natürlich, daß man körperlich wirklich arbeitsfähig ist und daß die Arbeitsbedingungen akzeptabel sind. Beides war nicht immer gegeben, und so ist es einleuchtend, daß ich – wie auch viele andere – diese positive Einstellung damals nicht immer gehabt habe.

Das erste Arbeitskommando – von Oktober bis Dezember 1945 – verlangte von mir gleich die schwerste Arbeit. Wir mußten in einem veralteten, wenig ergiebigen Bergwerk im Nordkaukasus arbeiten; die Flöze waren hier nur 60 cm, einige sogar nur 50 cm dick; hier mußten wir, zu viert oder fünft hintereinander liegend, die Kohle, die der sowjetische Hauer vor Ort schlug, zum Hauptgang durchschaufern, wo sie dann in Hunte verladen wurde. Nur einmal im Verlauf der 8-Stunden-Schicht konnten wir uns aus dieser Stellung im Hauptstollen aufrichten und sitzen. Zur Abwechslung arbeiteten wir auch tageweise an den Hunte: die Strecke war so vermessen, daß sie zum Förderkorb hin leicht abfiel, also die beladenen

Wagen von allein und leicht auch mit zu hoher Geschwindigkeit laufen und möglicherweise aus den Gleisen springen konnten. Wir mußten also hinter den Wagen herlaufen und, uns an ihnen festhaltend, sie so bremsen, daß sie in gemäßigtem Tempo zur Ausfahrt gelangten; zurück mußten wir sie dann leer, manchmal auch mit Holz oder einem anderen Material beladen, die leichte Steigung emporschieben. Auch das war eine schwere Arbeit, zumal die Hauptstollen kaum höher als 1,75 m waren, aber sie war immer noch besser als das Kohleschaufeln im Liegen. In diesem Lager befanden sich, nebenbei bemerkt, nur ehemalige deutsche Offiziere. Nach acht Wochen war ich mit meinen Kräften am Ende, aber der dortige russische Kommandant hätte mich nicht von der Arbeit befreit. Eine Ärztekommision aus dem Hauptlager Georgiewsk holte mich als Dystrophiker nach dort.

Auch mit dem zweiten Arbeitseinsatz im Sommer 1946 hatte ich wenig Glück. Im sogenannten Mühlenlager arbeitete ich zunächst in einer Ziegelei: die in der Sonne vorgetrockneten Steine mußten mit Schubkarren in die Ofenkammern gefahren und dort geschichtet werden, die fertig gebrannten wurden nach der Kammeröffnung herausgefahren und auf dem Ziegeleigelände gestapelt. Diese Arbeit war zwar auch schwer, aber man bewegte sich wenigstens an der Luft. Freilich erfüllten wir hier die sowjetischen Normen nicht und waren daher ständigen Beschimpfungen nicht nur der russischen Brigadiere, sondern auch des deutschen Kommandanten ausgesetzt. Später mußte ich in der Mühle selbst arbeiten, hier ging es meist darum, das gemahlene Mehl zu verladen auf Lkws oder in Eisenbahnwaggons. Das Mehl war in Zentnersäcken abgefüllt, alle drei möglichen Arbeitsgänge, Aufladen, Tragen, Abladen und Stapeln, waren Schwerstarbeit, vor allen Dingen, wenn es – abgesehen von einer kurzen Mittagspause – ununterbrochen ging, auch hier immer angetrieben von dem deutschen Kommandanten, der auf seine Kameraden keine Rücksicht nahm. Hier baute ich so ab, daß selbst der russische Feldscher, der sonst die Gefangenen – wie oben bereits erwähnt – nur mit 40° Fieber von der Arbeit befreite, mich mit Lagerarbeit beschäftigte. Auch das konnte mir eigentlich nicht mehr helfen. Wieder war es eine Kommission, die mich ins Lazarett des Hauptlagers holte: auch darüber habe ich oben schon berichtet.

Das erste gute Arbeitskommando hatte ich dann im Sommer 1948 auf der Sowchose, pikanterweise galt dieses Lager als SS-Lager; auch davon habe ich schon erzählt. Bis Ende 1949 hatte ich jedenfalls nie das Glück, in Kommandos zu arbeiten, in denen Geld verdient wurde. Es war in meiner Umgebung auch selten. Erst ab Sommer 1950 arbeitete ich, und zwar fast bis zur Entlassung, in einer Baubrigade als Handlanger und konnte dort Geld verdienen. Technisch lief das so ab: Die Baustellenleitung bekam die Arbeitsbrigaden und mußte für jeden einzelnen dessen Lohn an das Lager überweisen; davon wurde ein bestimmter Betrag, ich glaube, es waren 453

Rubel, vom Lager, wohl für „Unkosten“, einbehalten, der Rest wurde ausgezahlt, Steuern waren vorab entrichtet. Als Handlanger hatte man es jedoch schwer, diese Marke von über 400 Rubeln überhaupt zu erreichen, und auch manche Maurer oder Putzer schafften es nicht immer, deshalb wurden beim Aufschreiben der Leistungen einige Brigadeangehörige „hochgeschrieben“, d. h., es wurden ihnen Leistungen gutgeschrieben, die nicht sie erbracht hatten, sondern andere. Das so von diesen verdiente Geld konnte dann innerhalb der Brigade auf alle aufgeteilt werden. Das geschah übrigens alles mit Wissen der Russen, die sehr wohl sahen, daß dadurch unser Arbeitseifer erhöht wurde, was möglicherweise für sie auf dem Weg über Prämien auch materielle Vorteile hatte, abgesehen von den Erfolgsmeldungen nach oben. Überhaupt lernten wir in dieser Phase eine Menge Tricks, wie man in der sowjetischen Wirtschaft zur Normerfüllung, ja -übererfüllung kommt: gute Arbeitsergebnisse müssen weniger erarbeitet als erschrieben werden. Die Normenbücher, in denen alle möglichen Arbeiten erfaßt und in ein Bewertungssystem eingeordnet werden, muß man richtig auswerten und alle Arbeitsleistungen so erfassen und aufschreiben, daß es den größtmöglichen Effekt für die Normerfüllung und damit für die Entlohnung hat. Die russischen Brigaden machten uns das vor, und wir lernten es rasch.

Die Kleidung

In der Kleidung „russifizierten“ wir uns allmählich. Insbesondere im Winter, wo es wattierte Jacken und Hosen, z. T. auch braune Soldatenmäntel gab. Leider waren oft die Größen nicht recht, besonders die Größeren unter uns sahen in ihren viel zu kurzen Hosen schon recht merkwürdig aus. Ein besonderes Problem war die Fußbekleidung. Unsere Soldatenstiefel hatten uns die Russen meist abgenommen oder sie waren unbrauchbar geworden. Meistens hatten wir nur Schuhe aus einer Art Segeltuch mit Holzsohlen, eine unbequeme und unzulängliche Fußbekleidung, vor allem im Winter. Im Sommer gab es meist blaue Kunststoffanzüge und eine blaue Schirmmütze, von uns respektlos „Teddy-Thälmann-Gedächtnis-Mütze“ genannt; der deutsche KP-Chef¹³ hatte eine ähnliche Mütze immer getragen.

Die „Haute-volée“ des Lagers – Antifa, Kommandant, Köche u. a. – ließen sich oft von den Schneidern alte Uniformstücke aufbessern, etwa im Schnitt „ziviler“ machen, oder sie trugen nach der Arbeit oder an arbeitsfreien Tagen Sport- oder Oberhemden und sogar Krawatten. Als es erst Pakete gab, weitete sich der Kreis der außerhalb der Arbeitszeit besser gekleideten nicht unerheblich aus, was der Lageratmosphäre gut tat; in der Arbeitszeit änderte sich nur wenig, hier tauchten nur wenig Kleidungsstücke aus der Heimat auf.

Unsere Sprache

Die Gefangenessprache leitete sich direkt aus der Landersprache her, sie war derb und drastisch, sie reicherte sich nach und nach mit russischen Vokabeln an. So sprachen wir von uns selbst immer als „Plennis“, aus dem russischen Wort für Kriegsgefangener „wojna plenni“ abgeleitet, die Trage, in den ersten Jahren wichtigstes Beförderungsgerät auf den Baustellen, hieß „nasilka“, der Spaten „lopatka“ usw. Insbesondere die von den russischen Posten oder Arbeitern abgehörten russischen Flüche fanden rasch Eingang in unseren Sprachschatz. Gesprächsthemen waren neben der Arbeit und den alltäglichen Misereen natürlich das Essen und die Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeit einer Heimkehr; jede „Latrinensparole“ über angeblich bevorstehende Heimtransporte wurde begierig aufgegriffen und von allen Seiten betrachtet. Wie sie entstanden, blieb stets ungeklärt, wir hatten oft den Verdacht, die Russen setzten sie selber in Umlauf, ich weiß aber auch, daß es z. T. Mitgefangene waren, die zur Stimmungsaufbesserung die Parolen in die Welt setzten. Sexuelle Themen wurden – anders als in der Wehrmacht – in den ersten Jahren überhaupt nicht, später nur selten berührt.

Es war bemerkenswert, daß es einigen Gruppen von Gefangenen gelang, sich einer gehobeneren Sprache zu bedienen. Auf die sprachliche Glättung in den Offizierskompanien habe ich im Kapitel „Klassengesellschaft“ bereits hingewiesen. Aber es gab noch andere Gruppen von Gefangenen, die nach meiner Erfahrung versuchten, einen gehobenen Sprachstand zu wahren. Zum einen waren das die Stabsoffiziere – Generälen bin ich in der Gefangenschaft nicht begegnet. Sie bildeten, weil sie nicht arbeiten mußten, wenngleich es einige freiwillig taten, immer eine Sondergruppe; sie waren oft auch zusammen untergebracht, und die Masse der Kriegsgefangenen wahrte einen gewissen respektvollen Abstand zu ihnen, so wollte es mir erscheinen. Dies erleichterte es ihnen, ihr sprachliches Niveau deutlich höher zu setzen. Es mag Ausnahmen gegeben haben, ich kann mich an keine erinnern. Die zweite Gruppe bildeten die Pastoren. Sie hatten wohl durch ihren Beruf lange Übung darin, sich sprachlich zu zügeln und hatten dies auch in der Wehrmacht so gehalten. Und ich habe nie davon gehört, daß der Wille, ihr Sprachverhalten zu kontrollieren, Anstoß erregt hätte, weder in der Wehrmacht noch jetzt in der Gefangenschaft.

Außer diesen beiden Gruppen gab es einige Individualisten, die ihre Sprache hochhielten, nach meiner Erfahrung einige Professoren und Dozenten. Zeitweilig bildeten sich um diese Kristallisationsfiguren ganze Gruppen, die von dem Fachverstand und/oder den menschlichen Qualitäten dieser Männer angezogen wurden und ebenfalls mehr als sonst auf ihre Sprache achteten, wenn sie sich in diesem Kreis bewegten. Die Außenstehenden sahen dies – je nach Einstellung – bewundernd, ironisch,

gleichgültig oder auch verblüfft mit an. Aber das Bewußtsein, einem gleichen Schicksal unterworfen zu sein, verhinderte doch Differenzen, wie sie vielleicht bei ähnlichen Erscheinungen in der Kaserne denkbar gewesen wären.

Für die Masse der Gefangenen blieb es bei einer derben, einfachen Sprache, deren Thematik begrenzt war, so daß sicher die Gefahr einer Verarmung im Sprachlichen und damit auch im Geistigen gegeben war. Ich weiß nicht, ob ich mir damals darüber völlig klar war, aber ich muß es wohl gespürt haben, denn ich habe mehrfach versucht, dieser Gefahr entgegen zu arbeiten.

In einigen Lagern gab es Büchereien, aus denen man auch Bücher ausleihen konnte. Woher die Bücher eigentlich kamen, war mir unbekannt; es handelte sich um Bücher aus dem Moskauer Verlag für fremdsprachige Literatur oder aus DDR-Verlagen. Gorki, A. Tolstoi, Katajew in Übersetzungen und die Deutschen Plivier, H. Mann, A. Zweig u. a. waren da zu finden. Soweit ich konnte, habe ich von der Möglichkeit dieser Lektüre Gebrauch gemacht. Aber schon früh merkte ich, daß das Lesen allein nicht ausreichte, zumal man nicht regelmäßig dazu kam. So machte ich drei Ansätze zu größerer Aktivität, teils aus eigenem Antrieb, teils angestoßen von anderen. Es handelte sich um drei verschiedene Tätigkeiten: Auswendig lernen – Gedichte sammeln – Übersetzen.

Zu meinem ersten Geburtstag in der Gefangenschaft schenkte mir ein alter Freund, den ich zufällig dort getroffen hatte, eine kleine Ausgabe von Goethes „Faust, 1. Teil“. Das war ein sehr kostbares Geschenk; es hat meinen Freund, der übrigens die Gefangenschaft nicht überlebt hat, sicher mehrere Portionen Brot oder Tabak gekostet. Dieses Buch mußte mir nun eine Bibliothek ersetzen; es war schwer, es über die sich häufig wiederholenden Filzungen hinweg zu retten, denn der Besitz von Geschriebenem oder Gedrucktem war dem Gefangenen verboten. Die Unsicherheit dieses Besitzes und der Gedanke, etwas für meinen Geist tun zu müssen, brachte mich auf den Einfall, den Text auswendig zu lernen; Zeit hatte ich ja genug, und so fing ich an zu lernen, solange bis ich den Text tatsächlich auswendig konnte. Und als ich im Herbst 1948 in einem Lager Zugang zu „Faust, 2. Teil“ hatte, habe ich auch daraus manche Teile auswendig gelernt. Und oft habe ich zum Zeitvertreib mir daraus vorgesprochen. Noch heute kann ich übrigens ganze Passagen auswendig, oft allerdings nur mit Einhilfe.

Das zweite Mal mußte ich angestoßen werden, und das kam so: Im Frühjahr 1947 – ich hatte gerade den oben beschriebenen Tiefpunkt in meiner Gesundheit überwunden und war aus dem Lagerlazarett entlassen worden – sprach mich ein mir bis dahin unbekannter Kamerad an: „Du bist doch Abiturient, Du kannst doch sicher ein paar Gedichte. Kannst Du mir nicht bei der Anlage meiner Sammlung helfen?“ Er stammte aus Thüringen, war im Zivilberuf Postinspektor und hieß, glaube ich, Fuchs.

Er hatte sich aus Zementtütенpapier ein kleines Oktavheft zusammengeschnitten und mit Garn geheftet. Mit selbst hergestellter Tinte und einer angespitzten Vogelfeder hatte er auf den Umschlag geschrieben: Gedichte, und auf den ersten paar Seiten standen schon einige. Unsystematisch, so wie er sie gefunden hatte, standen sie da hintereinander: Eichendorff, Heine, Storm u. a. Ich willigte ein, und von nun an arbeiteten wir zusammen, wir jagten sozusagen Gedichte, auch Gedichtfetzen, denn was einer nicht vollständig konnte, ergänzte vielleicht ein anderer. Wir fragten alle, von denen wir annehmen konnten, daß sie uns helfen konnten. Und die Freude war allseits immer groß, wenn wieder ein Text vollständig war. Und wir mußten immer das Neue – Gedicht oder Gedichtteil – im Kopf behalten, wenigstens so lange, bis wir es aufschreiben konnten. Sicher waren nicht alle Texte völlig korrekt, obwohl ich bei späterer Wiederbegegnung mit solchen Gedichten, die ich damals auswendig gelernt hatte, keine Fehler entdeckte. Aber auf philologische Exaktheit wäre es ja auch gar nicht angekommen. Dritter ständiger Mitarbeiter wurde bald ein ehemaliger Stabszahlmeister, der die Kenntnis der Miegel-Ballade „Die Mär vom Ritter Manuel“ mitbrachte. Und so füllte sich das Bändchen, ja, es mußte bald ein zweiter und schließlich auch ein dritter, vierter und sogar fünfter Band angelegt werden. Da standen sie nun: Eichendorffs „Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküßt ...“, Goethes „Erlkönig“ oder sein „Sagt es niemand, nur den Weisen ...“, Heines „Lorelei“, Lenaus „Lieblich war die Maiennacht, Silberwölklein flogen ...“, Storms „Am grauen Strand, am grauen Meer ...“ und viele andere mehr, die ich schon früher gekannt hatte oder auch neu kennenlernte. Wie klangen diese Verse, was bedeuteten sie uns? Soweit von der Heimat entfernt, konnte uns da Kellers „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt!“ erreichen? Ich kann es nicht mehr genau sagen, nur eins weiß ich: diese Tätigkeit belebte uns, sie half uns, die Trostlosigkeit der Lagerzeit im Frühjahr und Sommer 1947 zu überwinden. Und ich bin überzeugt, daß sie zu meiner allmählichen Rekonvaleszenz entscheidend beigetragen hat: Lyrik war zum Lebens-Mittel geworden. Unser Sammeleifer zeitigte auch andere Ergebnisse: wir konnten kleine Abendveranstaltungen in unserer Baracke durchführen; wir stellten z. B. Gedichte und Volkslieder zusammen, die aus bestimmten Landschaften kamen oder etwas über sie aussagten, über Schlesien z. B. oder Pommern. Die fünfbändige Sammlung konnte ich nach der Heimkehr des Kameraden Fuchs im Herbst 1947 übernehmen und bis zum Frühjahr 1949 durch alle Filzungen retten, bei einer Lagerauflösung konnte ich sie dann aus dem Versteck, in dem ich sie verwahrt hatte, nicht mehr herausholen. Viel gäbe ich darum, wenn ich sie heute noch hätte.

Sommer und Herbst 1949 waren durch Arbeitseinsatz, Hoffnungen auf Entlassung und schließlich Verurteilung physisch und vor allen Dingen psychisch so belastet, daß für geistige Tätigkeit oder sprachliche Arbeit

keine Zeit blieb, von den „Faust“-Wiederholungen abgesehen. Erst im Sommer 1951 wollte ich wieder etwas für meinen Geist tun und fühlte auch die Kraft dazu. Aber es bot sich nichts Richtiges an, bis ich in der Lagerbücherei zwei Bände aus dem Briefwechsel zwischen Marx und Engels fand, und zwar zwei gleiche, nur einen in Deutsch und den anderen in Englisch. Das war etwas für mich: ich übersetzte – mit meinen Schulkenntnissen mühsam genug – die Briefe aus dem Englischen ins Deutsche und konnte dann diese Übersetzung nachprüfen bzw. mir nicht ganz verstandene Stellen nachträglich entschlüsseln. Meine Kameraden verlästerten mich zwar, aber das störte mich nicht, und außerdem sahen sie wohl ein, daß ich da etwas durchaus Richtiges machte, wenn ich es ihnen erklärte. Das ging so mehrere Monate lang, bis eines Tages die englische Ausgabe aus der Bücherei verschwand; ich konnte nicht ermitteln, warum. Aber ein gewisser Übungserfolg hatte sich doch eingestellt: es ging mir zuletzt leichter von der Hand, Verständnisschwierigkeiten wurden seltener.

Alle drei geschilderten Tätigkeiten haben mir viel gegeben. Sie haben mich vom Lageralltag abgelenkt, sie haben meine Gedanken auf einen geistigen Gehalt hin gerichtet, sie haben mir einen unverlierbaren geistigen Besitz gesichert und ihn auch erweitert, sie haben mir zu gemeinsamer sprachlicher Arbeit mit anderen verholfen, und sie haben mir gezeigt, daß solche Arbeit auch für andere, Unbeteiligte Freude bringen kann. Sicher habe ich damals als junger Mann den Wert dieser Aktivitäten nicht voll ermessen können, obwohl ich durchaus ein Gefühl dafür hatte, heute bin ich dankbar, daß es mir mit Hilfe anderer gelungen ist, auch diese Erfahrungen in dieser Zeit der Unfreiheit zu machen.

Kultur und Kunst

Ja, auch das hat es in den Lagern gegeben, vor allem natürlich in den größeren Zentrallagern, weniger in den eigentlichen Arbeitslagern.

Schon im ersten großen Lager, noch in Böhmen, gab es ein recht umfangreiches Programm von Vorträgen; bei einer so großen Zahl von Gefangenen gab es naturgemäß genügend Experten, die aus ihren Spezialgebieten etwas anzubieten hatten: von der Rezitation und Interpretation von Goethes „Faust“ über russische Literatur bis zur Astronomie und Integralrechnung, an historische oder politische Themen ging allerdings niemand heran. Natürlich mußten die Themen von der sowjetischen Kommandantur genehmigt werden, aber meines Wissens gab es da keine Schwierigkeiten, dafür sorgte natürlich auch eine gewisse Selbstzensur. Später, in den kleineren Lagern, war das Angebot kleiner. Da gab es immer Arbeitskommandos, deren Arbeitstage oft lang waren, so daß Zeit- und Kräftemangel die kulturelle Betätigung einschränkten. Aber dennoch gab es in vielen Lagern Gruppen von Gefangenen, die etwas auf die Beine zu stellen suchten: Kapellen und Chöre, Theaterspielgruppen o. ä. Und so gab es von

Zeit zu Zeit Aufführungen, Konzerte oder Bunte Abende, Lesungen und anderes mehr. Die sowjetischen Kommandanten haben solche Aktivitäten stets gefördert und oft die notwendigen Requisiten oder sogar Instrumente besorgt. Da wir selbst gefährliche Themen aussparten, trat die Zensur selten in Aktion; einmal habe ich persönlich einen solchen Eingriff erlebt. Die Veranstaltungsgruppe wollte im Sommer 1952 einen Balladenabend veranstalten und bat mich um den Vortrag von Fontanes „Archibald Douglas“, den ich gern übernehmen wollte. Die Ballade beginnt mit den Worten des im Exil lebenden Archibald „Ich hab es getragen sieben Jahr und ich kann es nicht tragen mehr . . .“ Wir hatten uns eigentlich nichts dabei gedacht, aber den Russen erschienen diese Zeilen wohl 1952 nicht tragbar, so mußte diese Ballade abgesetzt werden; Gründe sind für diese Absetzung übrigens nicht angegeben worden. Ich stellte mich kurzfristig auf die unverfängliche „Schön Rotraud“ um. Ich selbst war übrigens nie der Hauptinitiator solcher Veranstaltungen, mit einer Ausnahme: die Goethefeier im Lager Rostow/Don am 28. August 1949.

Im Rückblick kann man nur bewundern, mit welcher Energie sich einzelne Gefangene für diese Arbeit einsetzten, unter den gegebenen Umständen kostete es doch Kräfte. Gewiß, mancher mochte sich diesen oder jenen Vorteil von solcher Tätigkeit versprechen, aber es war bald klar, daß es damit nicht weit her war; nur ein paar Musiker, die von den Bewachungsmannschaften oder auch – in der Sowchose Skaguhn z. B. – von Sowchos-Arbeitern zur Unterhaltung und zum Tanz angefordert wurden, hatten materielle Vorteile. Die anderen taten diese Arbeit für ihre Kameraden, aber wohl auch für sich; sie vergewisserten sich des Bestandes ihrer Kenntnisse, sie wollten vielleicht wissen, was sie ohne die gewohnten Hilfsmittel, ihre Bücher und Aufzeichnungen, noch zustande brachten. Vielleicht brauchten sie diese Arbeit auch als Stück ihrer inneren Kultur, ohne die ihnen Leben unmöglich schien. Der Dank vieler Kameraden war ihnen gewiß. Mir selbst ist es übrigens immer so ergangen, daß mir die Abende ernsten Inhalts, z. B. mit Streichquartetten, mehr gegeben, mich mehr getröstet haben als die bei vielen Kameraden so beliebten Bunten Abende, nach deren Abschluß mir die Misere des Lagers erst recht zu schaffen machte.

Religiöse Betätigung

Das Bedürfnis nach gemeinsamem Gebet und nach Gottesdienst war bei vielen Gefangenen vorhanden, konnte es befriedigt werden? Interessanterweise gab es von seiten der sowjetischen Kommandanten meines Wissens keine Einschränkungen. Ich habe es sogar erlebt, daß Brot für das Abendmahl zur Verfügung gestellt wurde. Und Pastoren gab es genug unter uns, die sich auch darum kümmerten. Richtige Gottesdienste habe ich allerdings nur in größeren Lagern erlebt; es waren die eindrucksvollsten

in meinem Leben überhaupt, sie waren immer ökumenisch. In den Arbeitslagern gab es so etwas nur selten, aber es gab fast immer kleine Bibel- oder Gebetskreise, die nicht immer von Pastoren geleitet wurden, da traten auch andere Initiatoren in Erscheinung. Für viele von uns waren solche kleinen Kreise eine wichtige Stütze im Lagerleben. Wieviel sie jedem einzelnen wirklich bedeuteten, vermag ich freilich nicht zu sagen. Ich habe nur in einem Lager (1947/48) einem solchen Kreis angehört, es hat mich gestärkt. Der Wert solcher Kreise für den einzelnen war natürlich immer abhängig von ihrer Zusammensetzung, ein Mindestmaß an persönlicher Sympathie war Voraussetzung für das Funktionieren. In den letzten Jahren, nach der Verurteilung, blieb die Lagerzusammensetzung relativ stabil, und so blieb auch der Gebetskreis praktisch unverändert. Mein persönlicher Kontakt zu einigen dieser Kameraden war nicht so sehr gut; und so kam es, daß ich mich hier zurückzog.

Bibeltexte konnten die Pfarrer übrigens immer durch die Filzungen retten, sie gehörten nicht zu den verbotenen Schriften.

Handel im Lager

Über wirtschaftliche und finanzielle Unterschiede im Lager habe ich oben schon berichtet. Dadurch bedingt, gab es im Lager auch Handel. Brot, Zucker, Zigaretten, Büchsen, Brotbeutel, Koffer, mit allem wurde gehandelt; die Währung war zumeist das Brot, seltener der Tabak. Währungseinheit war die Portion Brot, in den ersten Jahren die Tagesration, weil es so ausgegeben wurde, später meist die 200-g-Portion, die es bei den Mahlzeiten gab. Es ist klar, daß der Wert dieser Einheit schwankte, mit der Verbesserung der Versorgung, insbesondere seit der Paketempfang möglich war, verlor das Brot an Wert, ein typischer Fall für die Preisbildung.

Von dieser Währung gingen wir auch dann nicht ab, als wir Geld hatten; was 200 g Brot in der Kantine kosteten, wußte man, und entsprechend konnte man anstatt mit Brot auch mit Geld bezahlen. Es war übrigens erstaunlich, was es im Lager alles zu kaufen gab, auch in den kargen ersten Jahren gab es nichts, womit nicht gehandelt wurde. Insbesondere die ungarischen Gefangenen, mit denen wir in jenen Jahren häufig zusammen waren, konnten so ziemlich alles beschaffen, was man sich denken konnte.

Kameradschaft und Freundschaft

Kameradschaft war zum Überleben notwendig, sie war ebenso wie die Postverbindung zur Heimat eine geistig-seelische Stütze, die man in der scheinbar sich endlos hinziehenden ereignislosen Zeit brauchte. Kameradendiebstahl war hier noch schlimmer als in der Kaserne oder im Krieg. Wer gegen dieses Gebot verstieß, stellte sich außerhalb der Gemeinschaft, grausame Sanktionen waren denkbar; es wurde auch wohl von solchen er-

zählt (Versenken in der Latrine!), miterlebt habe ich so etwas nicht. Man wollte sich auch darauf verlassen können, daß das, was man untereinander sprach, nicht dem Polit-Offizier gemeldet wurde. Aber wir hatten bald lernen müssen, daß solche Sicherheit nicht leicht zu erreichen war. Das säte Mißtrauen, das der Kameradschaft abträglich war: wer neu in die Brigade, in die Baracke kam, wurde mit Vorsicht behandelt, er hörte nicht gleich alles, und wer im Verdacht stand zu „singen“ – ob zu Recht oder zu Unrecht – wurde „geschnitten“. Übrigens haben die Russen immer wieder versucht, festgefügte Gruppierungen zu verhindern; bis zur Verurteilung habe ich ständig Neueinteilungen von Baracken, Stuben, Kompanien, ja sogar Arbeitsbrigaden erlebt, immer wieder hatte man es mit Kameraden zu tun, die man noch nicht kannte. Nur besonders gute Brigaden, die bei der Arbeit viel leisteten, waren davon ausgenommen. Bald nach der Verurteilung gehörte ich zu einer solchen, fast bis zur Entlassung. Diese Brigade bestand übrigens zur Hälfte aus SS-Leuten, teilweise aus der „Leibstandarte Adolf Hitler“, wie überhaupt ca. ein Drittel der Verurteilten aus der SS kamen.

Sicher lag auch hier ein Grund dafür, daß, wie in dem entsprechenden Kapitel schon ausführlicher dargestellt, eine Aufarbeitung der NS-Vergangenheit nicht erfolgte. Wie sollte ich noch mit dem ehemaligen SS-Unterscharführer Hans H. zusammenarbeiten, mit dem es sich doch so hervorragend arbeitete, der mir – dem Schwächeren – oft half, wenn ich von ihm genau hätte wissen wollen, was er, der Volksdeutsche aus Lodz, als Dolmetscher in mehreren Ortskommandanturen im Generalgouvernement¹⁴ getan oder auch nur erlebt hatte und bei welcher SS-Einheit er dann später gewesen war? Das wußte nämlich niemand genau. Kameradschaft richtet sich ja immer nur auf einen bestimmten Zweck, der Sportskamerad ist wichtig für die Ausübung der je betriebenen Sportart, der Schulkamerad für das erfolgreiche Durchlaufen der Schule usw. Alles andere, das Privatleben des Betreffenden, ja vielleicht sogar sein Charakter, sind dabei sekundär. So in gewisser Weise auch hier: wichtig war das Überstehen der Gefangenschaft, nicht die Aufarbeitung einer unglückseligen Vergangenheit. Missetaten, in anderen Kameradschaftsverbänden oft aus Solidarität gedeckt, wollten hier erst gar nicht zur Kenntnis genommen werden.

Kameradschaft hat ja immer auch einen Zug zum Konformismus, ja zur Gleichmacherei, sie überdeckt alles Individuelle, sie verlangt in dem durch den Zweck gesetzten Rahmen Öffentlichkeit; bei unserem ständigen Zusammenleben auf engstem Raum mußte jede Handlung zu einer öffentlichen werden. Das war eine Bedingung der Kameradschaft. Vielleicht liegt darin auch ein Grund, daß Freundschaften seltener waren, denn Freundschaften verlangen ein gewisses Maß an Abschließung, sie verlangen nicht gerade das Geheimnis, aber doch das besondere gemeinsame Erlebnis, das Sich-Beschenken, den Gedankenaustausch, im weitesten Sinne

die Zärtlichkeit. Und sie braucht, von wenigen Fällen abgesehen, zur Entfaltung Zeit. Und damit stand es, wie oben dargelegt, schlecht. Hatten wir oder manche von uns im Laufe der Zeit geradezu die Fähigkeit eingebüßt, Freundschaften zu schließen? Ich weiß es nicht. In den ersten Jahren der Gefangenschaft gab es für mich jedenfalls nur Ansätze zu freundschaftlichen Beziehungen, die sich immer wieder zerschlugen: der Postinspektor, mit dem zusammen ich die Gedichte sammelte, der ehemalige Flak-Leutnant, mit dem zusammen ich meinen „Ausflug“ zur Antifa unternahm, der Arzt, mit dem ich in der Sowchosenzeit manchen Abend angesichts der Steppe verplaudert hatte, von allen wurde ich im Grunde schnell getrennt: durch neue Arbeitskommandos, durch Heimkehr des anderen, durch Lagerwechsel. Erst die Zeit nach der Verurteilung, in der die Lagerbelegschaft sich nur noch ganz wenig veränderte, brachte mir eine Freundschaft, zunächst durch Zufall. Im Lager Taganrog, gleich nach der Verurteilung, hatte ich den oberen Teil eines Bettes belegt, und da es in der Baracke weder Tische noch Stühle gab und man nicht den ganzen Tag auf dem Bett liegen wollte, setzte ich mich zu meinem „Untermann“ aufs Bett. Da saßen wir nun nebeneinander, der 28jährige neben dem 55jährigen, der unverheiratete neben dem Vater zweier schon erwachsener Kinder, der Abiturient neben dem Polizei-Verwaltungsbeamten usw. Eigentlich konnten die Gegensätze gar nicht größer sein. Ich erinnerte ihn wohl etwas an seinen Sohn, der ein Jahr jünger war als ich und übrigens jetzt schon wieder zu Hause war, und obwohl er mich keineswegs an meinen Vater erinnerte, fingen wir an, Gefallen aneinander zu finden. Wir erfuhren wechselseitig mehr voneinander als sonst üblich, aus einem anfangs streng nach den Marktpreisen geregelten Tausch von Tabak gegen Brot wurde allmählich eine nicht mehr berechnete Gabe der Freundschaft: er erhielt meinen Tabak; und ich erhielt von ihm Brot, wenn er es erübrigte, manchmal auch eine Suppe. Als er später Kalfaktor im Erholungsheim wurde, das die Russen für besonders gute Arbeiter innerhalb des Lagers eingerichtet hatten, besuchte ich ihn oft abends. Wir hatten dann das Zimmer des Erholungsheims für uns, weil die „Urlauber“ sich nur am Tage dort aufhielten, abends aber bei ihren Brigaden zu Besuch waren. Dort fiel dann auch manchmal noch eine Suppe ab oder ein Brei, obwohl das im Laufe der Zeit immer weniger wichtig wurde, wichtig war die Ruhe und die freundliche Zweisamkeit, die wir dort erlebten. Übrigens haben wir stets „Sie“ zueinander gesagt, das tat der Freundschaft keinen Abbruch! Auch nach unserer Heimkehr hatten wir immer Kontakt, wenngleich wir nun örtlich getrennt waren, aber wir schrieben uns in unregelmäßigen Abständen, gelegentlich besuchte ich ihn, und als er mit 90 Jahren starb, stand ich neben seinen Angehörigen am Grab.

In der Zeit nach unserer Verurteilung hatten sich überhaupt mehr Freundschaften entwickelt, mehr oder weniger enge. Das richtete sich danach, ob die Freundespaare zusammenarbeiteten oder wohnten oder

nicht. Manche wurden von den anderen als „Ehepaare“ belächelt, vielleicht weil sie fühlten, wie solche Freundschaften der Kameradschaft etwas wegnahmen, oder war es nur der Neid derer, die sich selber, möglicherweise unbewußt, nach solcher Nähe sehnten, sie aber, aus welchen Gründen immer, nicht finden konnten? Manche dieser Freundschaften sind – wie ich weiß – in die Zeit nach der Gefangenschaft hinübergetragen worden, manche sind auch zerbrochen oder nur im Sande verlaufen. Die Zeit nach der Heimkehr verlangte eigene Wege, je nach Umwelt und eigener Entwicklung. Dennoch, in der Zeit der Gefangenschaft haben solche Freundschaften manchem geholfen. In die raue Luft der Männergesellschaft unter extremen Bedingungen brachten sie vielleicht einen Hauch von Familie, von Intimität.

Unsere Bewacher und andere Russen

Als ich vor einiger Zeit mit Oberschülern über meine Erlebnisse sprach, wurde ich gefragt, ob ich die Russen nun haßte. Ich antwortete wahrheitsgemäß mit nein, und ich habe sie auch damals nicht gehaßt, warum auch? Die meisten taten das, was sie für ihre Pflicht hielten, im Rahmen des Möglichen korrekt, absichtsvolle Schikane war nach meinen Erfahrungen selten. Eher gab es manchmal so etwas wie Kommißton, eben nur auf Russisch. Daraus müßte man wohl schließen, daß auch sie uns in der großen Mehrzahl nicht gehaßt haben, was doch nach allem, was geschehen war und nach der aufwendigen Propaganda verständlich gewesen wäre.

Eigentlich war es ein Wunder, daß man davon so wenig verspürte. Sucht man nach Gründen dafür, ist man auf Vermutungen angewiesen: der Zustand, in dem wir uns in den ersten Jahren befanden, war eher dazu angetan, Mitleid zu erwecken, und Mitleid kann nicht mit Haß zusammengehen. Auch war der Krieg zu Ende, und die Erleichterung darüber war groß, und je mehr der Krieg zurücktrat, um so normaler wurde das Leben, wozu da noch hassen? Auch stellt sich vielleicht die Solidarität der kleinen Leute ein, derer, die nicht viel zu essen und nicht viel zu sagen hatten, und dazu gehörten sie oder doch die meisten von ihnen genauso wie wir. Selbst die TASS-Meldung vom Mai 1950, daß die Sowjetunion keine Kriegsgefangenen mehr, sondern nur noch verurteilte Kriegsverbrecher in Gewahrsam habe, hat das Verhalten der Russen uns gegenüber nicht verändert: sie wußten zu genau, daß man in dieser Zeit von ihren Gerichten wegen jeder Kleinigkeit zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt werden konnte.

Bei diesen Überlegungen wird mir allerdings auch bewußt, wie wenig wir von den Russen, mit denen wir es zu tun hatten, wußten, ob und auf welche Weise sie ihre Angehörigen im Krieg verloren hatten, wo sie eigentlich herstammten, welchen Beruf sie erlernt oder ausgeübt hatten, das

alles wußten wir nicht. Auch nicht von denen, mit denen wir es in der Hauptsache zu tun hatten: von den Lagerkommandanten, den Arbeitseinsatzleitern, den Politoffizieren oder den Wachhabenden. Der Lagerkommandant, der wegen seiner schiefen, leicht verwachsenen Haltung von uns „der schräge Fürst“ genannt wurde, soll in seiner Jugend zur Besatzung der „Aurora“¹⁵ gehört haben, mit deren Schüssen die Oktober-Revolution begann; jetzt war er als Leutnant Kommandant eines Kriegsgefangenenlagers; was wußten wir von den Bewandnissen einer solchen nicht gerade atemberaubenden Karriere? Wir wußten nicht, warum er eigentlich nie lachte, warum er immer verdrossen aussah. Oder die Frau Leutnant Schuster, Politoffizier im Lager Georgiewsk: sie sprach ein besseres Deutsch als mancher von uns, sie sollte aus dem Baltikum stammen; welcher Zufälle oder welcher Geschichte hatte es bedurft, daß sie nicht zu der wahrlich nicht kleinen Gruppe der Baltendeutschen im Lager gehörte? Oder die nicht schlecht aussehende Lagerärztin in Iswarino, sie hatte eine deutliche Schwäche für unseren aus Wien stammenden „deutschen“ Arzt, manche wollten wissen, es sei mehr; ihr Mann lebte als Techniker in einem ca. 2000 km entfernten sibirischen Ort; Urlaub kannten beide nicht, sie hatten sich zwei Jahre nicht mehr gesehen. Alles das galt für uns nicht viel, für uns war wichtig, wie sich die Betreffenden uns gegenüber verhielten: wie oft wurden wir „gefilzt“, wurden wir krankgeschrieben, wie großzügig ging es bei der Zählung zu, wie bei der Paketausgabe? Die meisten verhielten sich korrekt, im Rahmen ihrer Vorschriften, manche vielleicht zu korrekt, was meist unsere Zeit kostete.

Etwas mehr konnten wir manchmal von den Zivilisten erfahren, mit denen wir auf den Arbeitsstellen zusammenarbeiteten, in der Hauptsache Chauffeure, die uns auf den Baustellen mit Material versorgten, von ihnen hörten wir, ob sie verheiratet waren, wieviel Kinder sie schon hatten o.ä. Sie waren meist „Schlitzohren“, sie zweigten schon mal eine Fuhre Zement für private Zwecke ab oder brachten uns dies und das mit, wenn wir es bezahlen konnten, sie galten als die Wohlhabenden, aber als solche, bei denen diese Wohlhabenheit auf nicht ganz korrekte Weise zustande gekommen war. Sie waren fast immer freundlich zu uns, verteilten Tabak, wenn sie welchen hatten, und erbettelten von uns welchen, wenn er ihnen fehlte. Mit ihnen ließ sich gut leben. Am wenigsten wußten wir von den einfachen Wachsoldaten, die auf den Türmen saßen oder uns zur Arbeit begleiteten. Sie kamen niemals nahe heran, außer wenn sie uns auf Befehl ihrer Vorgesetzten und unter deren Augen „filzten“. Mit ihnen wechselten wir kaum je ein Wort. Sie wirkten immer recht „unbedarft“, manchmal sogar ängstlich uns gegenüber, in der letzten Zeit waren sie auch sehr jung, allenfalls 18 oder 19 Jahre. Was sie dachten und wie sie lebten, wußten wir nicht; angenehm war ihr Dienst sicher nicht.

Im allgemeinen schenkte uns die Bevölkerung keine besondere Beachtung, wir schienen in ihr keine Gefühle zu erwecken, weder positive noch

negative. Da, wo wir über längere Zeit hinweg ohne Bewachung mit ihnen zusammenarbeiteten, wie etwa auf der Sowchase, behandelten sie uns eher wie ihresgleichen, eigentlich nur durch Sprachbarrieren getrennt. Übrigens handelte es sich hier, auf der Sowchase, in der Mehrheit um Strafgefangene, die ihre Reststrafen nicht mehr in einem Lager, sondern „in der Verbannung“ absitzen mußten; manche von ihnen waren auch nach der Verbüßung ihrer Strafen hier „hängengeblieben“ oder auch rechtswidrig festgehalten worden; wir hatten ihnen wenigstens die Hoffnung voraus, wieder nach Hause zu kommen.

Epilog Zurück ins Leben

Die Hoffnung auf Heimkehr hat uns nie verlassen, nur in den ersten Tagen nach der Verurteilung konnte man sich keine Zukunft mehr vorstellen, aber das dauerte nicht lange. Denn der Mensch hofft ja bekanntlich immer, aber wir hatten auch Grund: die Umstände unserer Verurteilung waren auch hoffnungsvoll. Wenn nämlich die juristische Seite der Verurteilung letzten Endes indiskutabel war, wenn damit die Gründe für unsere weitere Internierung politischer Natur waren, konnte auch eine Veränderung der politischen Verhältnisse unsere Lage ändern. Darauf mußten wir warten.

Und das Jahr 1953 brachte wenigstens für einen Teil von uns diese Veränderung: am 5. März starb Stalin. Gewiß, das Sowjet-System hing nicht an seiner Person, aber er hatte sein Land doch fest im Griff gehabt, und es hieß damals schon, daß er der Initiator der ständigen „Säuberungswellen“ gewesen sei. Und wie weit unsere Verurteilung nicht auch sein Werk gewesen war, konnten wir nicht wissen. Und so ging denn ein „schlitzohriger“ Berliner am Abend, nachdem die Meldung vom Tod des Generalsekretärs und von der Anordnung der Staatstrauer uns erreicht hatte, durch das Lager und zitierte Wilhelm Busch: „Als man das im Dorf erfuhr, war von Trauer keine Spur!“ Hoffnung regte sich. Und nach einer gewissen Pause gab es auch eine leichte atmosphärische Änderung: die Posten waren weniger scharf, Kontrollen wurden nachlässiger, mancher Offizier vom Dienst verzichtete auf die Zählung. Und Mitte Mai gab es ein weiteres Zeichen: aus zwei Lagern wurden jeweils die Hälfte der Besatzung in das andere Lager verlegt, und bei genauerem Studium der zu vermutenden Auswahlkriterien faßte einer von uns zusammen: „Wenn diese Verlegung etwas mit Heimkehr zu tun haben sollte, dann werden wir höchstwahrscheinlich die Glücklichen sein.“ Ehemalige Truppenzugehörigkeit, ehemalige Dienstgrade usw. ließen diesen Schluß zu. Und noch eins: das Lager, in das wir einzogen, bestand aus Bergarbeiterwohnhäusern, die im

Herbst 1953, wenn die im Aufbau befindlichen Kohlenschächte förderungsreif sein würden, bezogen werden sollten.

Und Anfang Juni wurde es auch verkündet, nachdem eine hohe Kommission – angeblich sogar aus Moskau – die Identität aller Insassen einzeln geprüft hatte, mit den Bildern, die unmittelbar nach unserer Verhaftung gemacht worden waren: „Die Insassen dieses Lagers werden unter Amnestie repatriert!“ Irgendwo am rechten Flügel rief jemand „Bravo!“, sonst blieb es totenstill im Lager. Auch danach blieb die Freude recht gedämpft, wir waren noch wie betäubt, auch wußten wir nicht so recht, ob wir es wirklich glauben durften, auch ein Termin war nicht genannt. Es tat sich auch weiter nichts, wir gingen zur Arbeit wie bisher. Und zwei Ereignisse versetzten uns in Zweifel, ob die Ankündigung wirklich wahr werden würde: der Aufstand in der DDR am 17. Juni¹⁶ und die Verhaftung Berijas¹⁷ im Juli mit der anschließenden Säuberung des Geheimdienstes. Beides ließ auf eine gewisse Instabilität schließen, bei der eine Entlassung noch fraglich erschien. Unsere Geduld wurde noch einmal auf eine harte Probe gestellt. Aber endlich, im September, war es soweit, nach Zwischenaufenthalt im Lager Fürstenwalde an der Spree passierte ich am 30. September 1953 gegen 20 Uhr die Sektorengrenze in Berlin zwischen den S-Bahnhöfen Potsdamer Platz und Anhalter Bahnhof – die Zeit der Gefangenschaft war vorbei.

Was würde uns das neue Leben bringen?

Anmerkungen

¹ Der zweite Punkt der am 8. Mai 1945 in Berlin-Karlshorst und zuvor schon in Reims unterzeichneten Kapitulationsurkunde lautete: „Das deutsche Oberkommando wird unverzüglich an alle deutschen Befehlshaber der Land-, See- und Luftstreitkräfte sowie an alle Streitkräfte, die unter deutschem Oberbefehl stehen, den Befehl ergehen lassen, am 8. Mai 1945 um 23.01 Uhr mitteleuropäischer Zeit die Kampfhandlungen einzustellen, an den Plätzen, wo sie sich zu dieser Zeit befinden, zu bleiben und die Entwaffnung vorzunehmen, wobei alle ihre Waffen und ihr Kriegsmaterial an die örtlichen alliierten Befehlshaber beziehungsweise an die von den Vertretern des alliierten Oberkommandos bezeichneten Offiziere abzuliefern sind. Die Dampfer, Schiffe und Flugzeuge, die Maschinen und die Ausrüstung und alle kriegstechnischen Mittel überhaupt dürfen nicht beschädigt werden.“

² Nur etwa 25 000 der schätzungsweise eine Million Kriegsgefangenen im tschechischen Raum blieben in tschechischer Gefangenschaft, alle anderen wurden der Sowjetunion übergeben.

³ Nach Angaben des Sowjetischen Frontberichts hatte die Sowjetunion 3 155 000 Kriegsgefangene, nach Heimkehreraussagen 3 460 000. Die meisten waren erst 1945 in sowjetische Hände gefallen.

⁴ Tatsächlich hatte die Außenministerkonferenz, die vom 10. März bis 24. April 1947 in Moskau tagte, am 23. April beschlossen, alle Kriegsgefangenen bis zum 31. Dezember 1948 zu entlassen. Am 14. März war bekanntgeworden, daß sich noch 30 976 deutsche Kriegsgefangene in amerikanischen, 430 000 in britischen und 890 532 in sowjetischen Händen befanden.

⁵ Text entnommen aus: Martin Lang, Stalins Strafjustiz gegen deutsche Soldaten. Die Massenprozesse gegen deutsche Kriegsgefangene in den Jahren 1949 und 1950 in historischer Sicht, Herford 1981, S. 74.

⁶ Alexander Solschenizyn, am 11. Dezember 1918 im Nordkaukasus geboren, beschrieb und verurteilte in seinen Werken die Methoden der stalinistischen Gewalt Herrschaft. 1974 verhaftet und abgeschoben, lebt der Literaturnobelpreisträger des Jahres 1970 heute mit seiner Familie in den Vereinigten Staaten.

⁷ Vgl. dazu Lang, Stalins Strafjustiz, S. 92 f.

⁸ Abkürzung für Telegrafnoje Agenstwo Sowjetskowo Sojusa, die 1904 als „St. Petersburger Telegraphen-Agentur/PTA“ gegründete staatliche sowjetische Nachrichtenagentur mit Sitz in Moskau. Seit 10. Juli 1925 ist TASS eine internationale Agentur mit Wort- und Bilddiensten in mehreren Sprachen.

⁹ Am 23. August 1939 unterzeichneten der sowjetische Außenminister Molotow und sein deutscher Kollege Ribbentrop überraschend einen deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt. Bedeutender als der offizielle Vertrag war allerdings das geheime Zusatzprotokoll, in dem die beiden Mächte ihre Einflusssphären abgrenzten und de facto die Zerschlagung des polnischen Staates beschlossen.

¹⁰ Seit dem 15. September 1941 mußten im Deutschen Reich alle Juden ab dem 6. Lebensjahr an dem gelben Judenstern, der auf der Kleidung aufgenäht war, erkennbar sein.

¹¹ Tatsächlich erhielten die Offiziere nach einem allgemeinen Prinzip der Sowjetunion im Gegensatz zur deutschen Armee, die auf ihre Gleichbehandlung stolz war, eine Sonderversorgung, die in einigen Lagern – selbst von den Bevorzugten – als großes Ärgernis angesehen wurde.

¹² Bei dem Staatsbesuch Adenauers in Moskau vom 9. bis 13. September 1955 sicherte Chruschtschow Adenauer die Freilassung der letzten deutschen Kriegsgefangenen zu.

¹³ Ernst Thälmann, am 16. April 1886 geboren, wurde 1903 Mitglied der SPD, 1917 der USPD und 1920 der KPD. Seit 1924 saß er als kommunistischer Abgeordneter

im Reichstag und kandidierte 1925 und 1932 für seine Partei bei den Reichspräsidentenwahlen. Im Oktober 1925 übernahm er nach dem Sturz von Ruth Fischer den Vorsitz der KPD. Bereits am 3. März 1933 wurde er verhaftet und ohne Prozeß gefangen gehalten. Er starb im August oder September 1944 im KZ Buchenwald.

¹⁴ Im Rahmen der „Neuordnung“ Polens nach der Niederlage gegen die deutsche Wehrmacht im Oktober 1939 wurden Danzig und die 1918 an Polen abgetretenen Gebiete dem Deutschen Reich eingegliedert. Der Bezirk Kattowitz und das Olsagebiet fielen an die Provinz Schlesien, die Bezirke Sudauen und Zichenau an die Provinz Ostpreußen. Das restliche Polen wurde als „Generalgouvernement“, regiert von Hans Frank, als „Nebenland“ dem Deutschen Reich unterstellt. Ostpolen fiel entsprechend dem Hitler-Stalin-Pakt an die Sowjetunion.

¹⁵ Die Beschießung des Winterpalais in Petersburg durch den russischen Panzerkreuzer „Aurora“ wurde zum Symbol des Ausbruchs der Oktoberrevolution 1917.

¹⁶ Auf eine angekündigte Normerhöhung am 16. Juni 1953 reagierten Ostberliner Bauarbeiter mit einem Demonstrationszug. Am folgenden Tag fanden in fast ganz Ostberlin Streiks statt, und politische Forderungen wurden laut. Da der sowjetische Stadtkommandant mit der Verhängung des Ausnahmezustands nicht zur Entspannung der Lage beitragen konnte, griffen am Nachmittag sowjetische Panzer ein. Es gab Tote und Verletzte. Dennoch griffen die Unruhen auf das gesamte Gebiet der DDR über und konnten erst am 19. Juni endgültig niedergeschlagen werden. Die DDR gab später 21 Tote und 187 Verletzte anlässlich der Niederschlagung des „konterrevolutionären Aufstandes“ an.

¹⁷ Lawrenti Pawlowitsch Berija war als Chef der sowjetischen Geheimpolizei ein enger Vertrauter Stalins. Nach dessen Tod am 5. März 1953 übernahm er das Amt des Ersten Stellvertretenden Ministerpräsidenten und des Innenministers. In der folgenden Auseinandersetzung um die Nachfolge Stalins blieb er erfolglos, wurde daraufhin von allen Ämtern suspendiert und aus der KPdSU ausgeschlossen. Am 23. Dezember 1953 wurde er nach einem Geheimprozeß als „Verräter“ und „imperialistischer Agent“ hingerichtet.

Otto Engelbert

Die Antifa-Schule Talizy Schule des „Zwiedenkens“

Wie man hinkommt

Am 17. November 1945 abends spät stehen wir vor dem Bahnhof der Stadt Ostaschkow. Wir sind 30 Mann, ausgewählt vom Aktiv und dem Politoffizier des Lagers 41, dazu bestimmt, die große Antifa-Schule irgendwo östlich von Moskau zu besuchen. Voller Erwartung und voller Stolz scharen wir uns um den Transportführer, einen jungen sowjetischen Unterleutnant. Er ist still und zurückhaltend, behandelt uns fast „gleichberechtigt“. Das scheint uns ganz angemessen, denn wir sind ja eine Elite: alles, was im Lager angesehen war, beste Arbeiter und Brigadiere, Sanitäter, Zeichner, Leute mit Kopf, die dem antifaschistischen Aktiv aufgefallen waren.

Es ist kalt. Der Schnee knirscht unter den Füßen. Dunkel stehen abgestellte Waggonen auf den Gleisen. Vom Bahnhofsgelände fliegen Fetzen von Lautsprechermusik herüber. Fast gerate ich ins Träumen: Mendelssohns Violinkonzert!

Aber nun geht unser Transportoffizier vor, zusammen mit einem Bahnbeamten in schmieriger Wattejacke. Wir stolpern über einige Gleise und bleiben vor einem Waggon stehen: das ist der unsere. Kreischend schieben wir die Türe auf. Es ist ein leerer, gedeckter Güterwaggon, vier Wände, Dach und schmutziger Fußboden. Wir hätten ihn nun einzurichten, übersetzt Richard, der als Brigadier leidlich Russisch versteht.

Man zeigt uns einen Bretterstapel und einen kleinen Blechofen, und schon steigt die Stimmung wieder. Zwei Mann bauen den Ofen ein, vier Mann gehen nach Kohle und Brennholz, die übrigen tragen Bretter. Kohle und Bretter sind bewacht. Es geht nicht ohne Zwischenfälle und Schimpfen, aber schließlich sind wir eingerichtet und fühlen uns sogar gemütlich. Das Ofenkommando hat von irgendwoher einen bedeutend größeren und stabileren Ofen besorgt. Kaum schlagen die Flammen darin hoch, als wir einen Eimer mit Wasser einhängen, um Tee zu kochen. Nein, solch einen guten Transport haben wir noch nicht gehabt.

Spät in der Nacht rangiert unser Wagen, und dann rollt er. Zehn Tage schlafen und kochen wir im Wechsel. Manchmal spähen wir neugierig durch den Türspalt hinaus in weiße, weite Ebene. Von Ortschaften, an denen wir halten, sehen wir nicht viel. Meist stehen wir weit draußen auf einem Abstellgleis. Kalinin liegt hinter uns. Moskau wird umfahren. Wladi-

mir, die alte Bischofsstadt, grüßt mit uralten Palästen und Kirchenkuppeln. Nebel und Schnee umgeben uns.

Wir liegen auf unseren Pritschen und träumen von einer herrlichen Zukunft: sauber, hell, satt, mit Büchern, Schreibheften und geregelter Lehrbetrieb, wie auf einer Universität. Jetzt ist von alledem noch nichts zu merken. Jedesmal, wenn gekocht wird, steigen vom Ofen dicke Rußflocken und Qualm auf. Die Kartoffeln, Hauptbestandteil unseres Proviantes, frieren und tauen wechselnd in der Ecke. Sie faulen schon. Tabak fehlt. Wir erhielten nur Verpflegung für „Nichtarbeitende“! Ein Laib Brot verschwindet spurlos. Schade, wir verstanden uns sonst ganz gut.

Wieder hält unser Zug an einer kleinen Station, mehr eine Bretterbude. Unser Transportoffizier schiebt die Türe auf, wir sollen aussteigen. Was? Hier ist schon Wjasniki? Weit und breit ist kein Ort zu sehen. Schnell formieren wir uns, das Gepäck auf dem Rücken, und stampfen los wie Pferde, die zu lange im Stall gestanden haben.

Wir durchqueren einige tiefe Schluchten, dann erhebt sich vor uns auf einem Hügel eine Stadt, hoch wie das gelobte Jerusalem. Beim Näherkommen löst sie sich auf in viele Blockhäuser mit kunstvoll geschnitzten Dachbalken und Fensterumrahmungen, dann schließen sie sich immer enger zusammen, Steinhäuser treten auf, bilden einen großen Marktplatz.

Doch wir ziehen weiter. Ein kleiner Hafen an einem gefrorenen Fluß ist das Letzte, was wir von Wjasniki sehen. Wir gehen hinüber, ans andere Ufer, vor uns Abend und Wald.

Der Wald nimmt uns auf. Nacht bricht herein. Wir wissen nicht, wie viele Stunden wir durch den tiefen Schnee stapften, als wir plötzlich ein einsames Haus vor uns sehen. Der Weg erweitert sich zur breiten Dorfstraße, und plötzlich empfinden wir schwere Müdigkeit. Unser Transportoffizier schimpft und tobt, aber wir weigern uns weiterzugehen.

Bald sitzen wir in einem leeren Raum. Geschäftig heizen Frauen den großen Lehmofen. Die Jugend des Dorfes kommt mit Musik und Gesang. Wir blinzeln uns zu – ja, das ist die Seele des russischen Volkes.

Im Morgengrauen geht es weiter. Die letzte Verpflegung wird aufgeteilt. Es geht gegen Mittag. Schwerer und schwerer werden die Füße. Plötzlich kommt von ganz weit herüber der Klang einer Sirene. Wir straffen uns: wo eine Sirene ist, da ist doch Industrie, da ist Leben. Und dann bricht der Wald plötzlich ab. Wir stehen am Rande einer riesigen Lichtung. Querüber, klein wie Spielzeug, die Silhouette eines großen Lagers. Unverkennbar, wenn auch eine Reihe zweistöckiger Gebäude erkennbar ist und rechts davon sich ein einsamer Schornstein neben einem kleinen Werksgebäude erhebt. Das wird ein Sägewerk sein.

Wir stolpern weiter, fast noch eine halbe Stunde. Nun erkennen wir schon den Stacheldraht, die Wachtürme. Keiner spricht mehr. Plötzlich fühlen wir uns unendlich fern von der Heimat, von unserm Ziel.

Die Hochschule in Sumpf und Urwald

Wir marschieren durch ein Tor mit zwei Flügeln, werden gezählt. Unser Transportoffizier verabschiedet sich mit Händedruck und verspricht uns, Grüße im Lager 41 zu bestellen.

Im Trockenraum des großen Bades finden wir uns wieder, erhalten Kübel mit heißem Wasser und neue Wäsche. Die Haare werden uns nicht abgeschnitten – wir seien doch „Kursanten“!

Wieder führt man uns durch ein Tor in die „Schulzone“ des Lagers, dorthin, wo die zweistöckigen Holzbaracken stehen. Die Schulzone ist wieder durch Stacheldraht vom übrigen Lager abgetrennt.

Nun sind wir also in Talizy, einer kleinen Sträflingskolonie mit einem riesigen Lager für Kriegsgefangene, das noch aus dem Ersten Weltkrieg stammt, das mehr als 10000 Kriegsgefangene aufnehmen kann in seinen verschiedenen „Zonen“, dem Lager, das die Nummer 165 trägt.

Ringsum dehnen sich riesige Wälder und Sümpfe, im Dreieck zwischen zwei Flüssen, der Oka und ihrem linken Nebenfluß, der Kljasma. Nur zwei Verbindungen gibt es zur Welt: die zur Bahnstation Wjasniki, 40 km durch den Wald, oder die Kleinbahn durchs Moor bis zu einem kleinen Hafen an der Oka, bei Juscha. Bis dorthin wird in riesigen Flächen Torf abgebaut – Sträflings- und Gefangenenarbeit. Torf für das Großkraftwerk in Balachna bei Gorki, das nur mit Torf geheizt wird. Von dort bekommt auch das Lager elektrischen Strom. Tag und Nacht brennen die Lampen, teils weil die Schalter zum Ein- und Ausschalten fehlen, teils weil das Licht die Wanzen abschrecken soll.

Aber unsere Stimmung hebt sich wieder, als wir in ein kleines Zimmer mit Holzpritschen geführt werden, das wir mit unseren 30 Mann gerade ausfüllen, und als ein Kamerad in schäbiger Wattejacke, genau wie wir, sich vorstellt als „Assistent“, als Hilfslehrer, und verheißungsvolle Andeutungen über das Wissen und das Schulprogramm macht, die auf uns warten.

Noch mehr „fühlen“ wir uns beim Einnehmen der ersten Mahlzeit im großen Speisesaal, der sich im ersten Stock eines anderen „Korpus“ befindet. (So werden hier die zweistöckigen Gebäude genannt.) Der ist fast wie ein Restaurant, mit holzgeschnitzten und buntverzierten Kronleuchtern, Einzeltischen mit Wachstuch und vielen Bildern an den Wänden, darunter die Porträts von Marx, Engels, Liebknecht, Rosa Luxemburg, Heine. Kameraden in weißen Jacken „servieren“ das Essen, das im Aufzug aus der Küche im unteren Stockwerk kommt. Das Essen ist wie immer, Suppe und Brei, „Kascha“ genannt, nur etwas sorgfältiger gekocht. Die „Schulverpflegung“ beginnt erst später! Auch die Becher und Schüsseln sind, wie gewohnt, aus amerikanischen Konservenbüchsen gemacht. Die Firma Oskar Meyer – Chicago ist noch deutlich zu erkennen. (Oskar Meyer – unbekannter Wohltäter der deutschen Kriegsgefangenen, du beschertest uns

nicht nur den nahrhaften Inhalt deiner Büchsen, sondern auch den Rohstoff für Becher, Schüsseln, Lampen, Kronleuchter, Theaterdekorationen und -requisiten, Weihnachtsschmuck.)

Bald finden wir uns in unserer neuen Umgebung zurecht. Da sind die Wohnkorpuse, da sind die Korpusse, die dem Unterricht dienen, in kleine Klassenräume eingeteilt, da sind die Räume der Schulleitung, und da ist, wieder durch einen Stacheldraht abgeteilt, das Klubgebäude mit dem riesigen Saal. Bibliothek, Krankenrevier und Behandlungsraum, Kleidermagazin und Werkstätten, Verwaltungsräume – alles ist, wenn auch in kleinem Maßstab für etwa 700 Mann, vorhanden.

Generationen von „Kursanten“ haben ihre Spuren hinterlassen. Von allen Wänden grünen Sprüche, politische Losungen, zum Teil noch in italienischer, ungarischer, rumänischer Sprache. Früher gab es besondere Abteilungen für alle diese Nationalitäten, „Sektoren“ genannt. Diesmal gibt es nur noch einen deutschen und einen österreichischen Sektor.

Gefahren der Quarantäne

„Decken und Matratzen bekommt ihr erst nach der Quarantäne“, sagt uns der stellvertretende Sektor-Älteste. „Wie lange die Quarantäne dauert? Nun, so vier bis sechs Wochen. Das ist nur, damit keine ansteckenden Krankheiten eingeschleppt werden. Ihr habt Glück. Manchmal ist der alte Lehrgang noch hier, dann müssen die Neuen draußen vorm Lager bleiben, in der großen Baracke beim Sägewerk.“

Die Quarantäne wird uns nicht langweilig. Stuben- und Arbeitsdienste werden eingeteilt. Jeden Tag geht es einige Stunden in den Wald, in langer Reihe, jeder einen passenden Stamm auf der Schulter, kehren wir zurück. Andere hacken Holz, leeren die Abortgruben. Wer noch Energie hat, leiht sich Bücher von Marx, Engels, Lenin und Stalin aus der Bibliothek oder blättert in der „Internationalen Literatur“¹, einer Moskauer Zeitschrift in deutscher Sprache. Aber der Assistent, der uns zugeteilt ist, hält nicht viel davon: „Laßt das für später. Ihr könnt doch noch nicht den rechten Gebrauch davon machen.“

Aber recht eingehend erkundigt er sich danach, was wir zum Weihnachtsfest vorbereiten wollen. Es gibt keine gemeinsame Feier. Jede Stube feiert für sich. Nein, wir denken eigentlich nicht an eine religiöse Feier. Damit ist er scheinbar noch nicht ganz zufrieden, aber er ist einverstanden und bittet, ihm das Programm vorzulegen.

Langweilig ist es auch aus einem anderen Grunde nicht. Täglich ruft man einzelne Namen auf. Die Betreffenden verschwinden für eine Stunde oder zwei im letzten Schulkorpus und kommen mit geheimnisvoller, manchmal bedrückter, manchmal erleichterter Miene wieder. Verhör! Es ist allmählich durchgesickert, daß die Schule endgültig 700 Mann auf-

nimmt, daß aber schon über 1000 Anwärter eingetroffen sind. Nun wird „gesiebt“.

Eines Tages bin auch ich an der Reihe. Im Vorzimmer sitzt ein Assistent, Kriegsgefangener wie ich, aber bereits als Antifaschist geschult. Er hat einen Bogen und einen Bleistift, fragt mich sehr freundlich nach meinem bisherigen Leben, vor und nach 1933, im Kriege und während der Gefangenschaft. Als er hört, daß ich in der SA war, wird er etwas nachdenklich und spielt mit seinem Bleistift. Es gefällt ihm aber scheinbar, daß ich nichts verhehle, auch nicht, daß ich bis zur Gefangennahme an den Sieg Hitlers geglaubt habe. „Und dann?“ Nun, eigentlich waren es zwei Erlebnisse, die mich umgewandelt haben. Ich erzähle ihm, wie ich nach der Gefangennahme am 15. Februar 1943 erschüttert war von dem Angebot an Menschen, Waffen und Material, das ich hinter den russischen Linien sah. Da kam mir ganz klar zu Bewußtsein, daß ich belogen worden war und Weiterkämpfen nur sinnlose Opfer fordern würde. Die zweite Erschütterung bedeutete mir jener Stapel von Photographien, den mir ein sowjetischer Politoffizier vorlegte: Bilder von Exekutionen, Massengräbern, Erhängten. Bilder, die man gefangenen deutschen Soldaten und Offizieren abgenommen hatte, die zum Teil selbst lächelnd oder in irgendeiner Pose danebenstehen. Das zerstörte in mir auch das Gefühl des moralischen Rechtes unserer Sache. Von da an wollte ich nichts mehr damit zu tun haben und helfen, daß etwas Neues, Besseres entstände.

Ich kann nicht alles lesen, was er sich notiert. Mir scheint aber, daß er zwei Worte unterstreicht: „bürgerlich“ und „ehrlich“.

Nun muß ich in ein anderes Zimmer, zu einem der Lehrer, „Genossen“ genannt. Als ich die Tür öffne, fällt mir ein Stein vom Herzen. Da sitzt ja unser „Papa Larsen“, unser alter Politinstruktor vom Lager 41, der vor einem Monat angeblich als Lehrer zur Schule versetzt wurde. Er verhört mich nicht mehr, fragt nur kurz, wie es mir geht, wie die Fahrt verlief, und sagt, daß ich den Kopf oben behalten soll. Beim Verlassen zwinkert er mir zu. Ich verstehe. Hier ist heißer Boden. Hier muß man sehr vorsichtig sein.

Dr. Larsen-Löwenthal², ehemals kommunistischer Reichstagsabgeordneter, hat als Emigrant die Sowjetunion erlebt, wie sie war, und hat daraus mutig die Konsequenz gezogen. Er ist heute einer der führenden Sowjetgegner in der Westzone.

Nun habe ich keine Angst mehr. Aber viele müssen sie haben. Manche „Genossen“ beschäftigen sich damit, Fallen zu stellen. Alte Kommunisten werden gefragt, warum sie nicht illegal gegen Hitler arbeiteten, warum sie in der Wehrmacht dienten und nicht freiwillig überliefen. Schlesier und Ostpreußen fragt man nach ihrer Meinung über die Oder-Neiße-Grenze, die ihnen die Heimat raubte. Parteiangehörige verdächtigt man der Spitzellei, ebenfalls solche, die bis in die letzte Kriegszeit uk-gestellt waren. Söhne von selbständigen Gewerbetreibenden werden als „Ausbeuter“ bezeichnet. Gefangene, die die letzten Tage in Berlin und Ostdeutschland

miterlebten, sollen die hohe Moral der Sowjetsoldaten beschwören. Wer nur eine falsche Antwort gibt, sieht sich plötzlich einem tobenden, wutverzerrten Gesicht gegenüber, er kommt gar nicht mehr zu Wort und schließt die Tür hinter sich mit dem dumpfen Gefühl: durchgefallen. Und was kommt nun?

Das, was nun für die Durchgefallenen kommt, läßt nicht lange auf sich warten. Listen werden verlesen. Sie treten an mit vollem Gepäck und marschieren ab, in irgendein Wald- oder Torflager. Das ist der Untergang für viele.

Die Zurückgebliebenen klammern sich an die letzte Möglichkeit, die ihnen bleibt: mitmachen, mitreden, die andern noch zu übertreffen suchen, alles, alles tun, nur um auf der Schule zu bleiben. Sagte man nicht, daß nach Abschluß des Kursus alle sofort in die Heimat entlassen werden? Jetzt von der Schule geschickt werden ist schlimmer als ein Todesurteil.

Und schon beginnt alle Unbefangenheit zu weichen. Einer beobachtet den andern, freut sich, wenn er ihn – aus rechtgläubiger Gesinnung – berichtigen und übertrumpfen kann. Aber noch ist das naiv. Wohlwollend lächelnd beruhigen die Assistenten die kriechend Beflissenen, die sich um sie scharen, daß sie alle erst noch zu lernen haben und über gar kein festes Wissen verfügen. Wissen, logisches Wissen aber ist die Grundlage von allem. „Der Marxismus ist die erste, absolut wissenschaftliche Weltanschauung, die jede Erscheinung erklärt und sogar die Deutung der Zukunft möglich macht. Das seht ihr an Generalissimus Stalin. Er hat alles absolut genau vorausgesagt und braucht kein Wort von all seinen Reden zurückzunehmen. Und was hat Hitler gesagt?“

Wir schämen uns, daß wir es einmal geglaubt haben. Die Weihnachtsfeier wird recht bedrückt. Den Vogel schießt eine Gruppe ab, die freiwillig die christliche und bürgerliche Sentimentalität des Festes ablegt und die Erlösung des Proletariats aus eigener Kraft in den Mittelpunkt stellt. Zum Abschluß singt sie die Internationale.

Als mein bester Freund sich verabschiedet und auf ein Waldkommando abmarschiert, bei -25° , geht mir ein Vers Goethes durch den Sinn:

„Opfer fallen hier,
weder Lamm noch Stier,
aber Menschenopfer ungezählt ...“

Disziplin – Disziplin

Das Wort „Disziplin“ wird großgeschrieben. Daneben steht klein: „freiwillig“. Im Munde des sowjetischen Schulleiters, eines wolgadeutschen Leutnants, der trotz seines niederen Ranges hohe Vollmachten der MWD (früher GPU oder NKWD genannt)³ besitzt, hört es sich an wie „Disziplin“.

Disziplin heißt: auch bei Kälte nicht die Hände in die Hosentaschen stecken, nicht im Zimmer rauchen, singend die 20 Meter bis zum Speisesaal gehen, die nassen Fußblappen nicht am Ofen trocknen, das Bett mit preußischer Akkuratessse „bauen“, beim Antreten die Ohrenklappen der Pelzmützen hochschlagen. Unser Leutnant scheut sich nicht, den kleinsten Verstoß durch „Karzer“, das ist die Bezeichnung für Arrest, zu bestrafen.

Als das erste Murren spürbar wird, gibt es Belehrung über den Unterschied zwischen „Kadavergehorsam“ und freiwilliger Disziplin. Jeder versteht sie und richtet sich danach.

Der gesamte Tageslauf wird nun zu einem Karussell, das mit atemraubender Schnelligkeit herumläuft. Zwischen Aufstehen und Schlafengehen ist fast jede Minute vorgeschrieben. Es gibt eine Stunde „Spaziergang“, gleich, bei welchem Wetter, wozu wir eine Nebenzone der Schule betreten, auch noch mit Stacheldraht umgeben. Links und rechts des Weges stehen in Abständen von zehn bis zwanzig Metern WK-Posten, die aus unseren Reihen als Wächter bestimmt sind. Man geht streng in Fünferreihen. – Es gibt, ebenfalls aus gesundheitlichen Gründen, eine Stunde Schlafenszeit nach dem Mittagessen. Durch Verzögerung beim Essensablauf ist sie meist stark verkürzt. Kleine Arbeitsdienste schränken sie weiter ein. Das macht nichts, jeder muß sich ganz ausziehen und unter die Decke kriechen. Fallen die Augen zu, ist es schon wieder soweit. – Zwei Stunden am Abend sind „kultureller Arbeit“ vorbehalten: jede Gruppe muß Kameradschaftsabende mit mehr oder weniger politischem Programm vorbereiten. Wandzeitungen müssen verfaßt und geschrieben werden, an wackeligen Tischen unter hochhängenden, quälend unzureichenden Lampen, mit Stummeln von Farbstiften.

Ein Tag in der Woche ist nur körperlicher Arbeit („fiesische Arbeit“ nennt es unser Leutnant) vorbehalten. Im Anfang empfinden wir es als eine Erholung, mit dem Schlitten hinaus in den Wald zu fahren, um aus Entfernungen bis zu 10 km das Brennholz oder die Verpflegung des Lagers zu holen. Bald aber wird daraus ein „Arbeitswettbewerb“. Eine Mannschaft sucht die andere zu überholen, sucht immer mehr auf den krachenden Schlitten zu laden, bis tatsächlich mehrmals Schlitten auseinanderbrechen. Das wird mit Befriedigung aufgenommen. Unser Lehrgang setzt sich zu einem besonders großen Teil aus „bürgerlichen Elementen“ zusammen. Die körperliche Arbeit wird als ein Beweis dafür angesehen, daß unsere politische Schulung anschlägt, daß die Arbeitsscheu des Bürgers allmählich zu weichen beginnt.

Noch einen zweiten Beweis dafür verlangt man von uns: Stubenwettbewerb! Jede Gruppe hat ihren Wohn- und Schulraum vollständig neu zu gestalten. Das bedeutet Nacharbeit, denn im Tagesverlauf ist das nicht zu bewältigen. Als Mittel dazu gibt es, nach vielem Hin und Her, wenigstens etwas Kalk. Das Unmögliche wird möglich. Schilf wird zu Pinseln und Weißequasten verarbeitet. Farbtönungen werden aus Ofenruß und zer-

mahlenen Ziegeln hergestellt. Hobelspäne ergeben geflochtene Matten und künstliche Blumen.

Daneben müssen auch Großveranstaltungen im Schulmaßstab vorbereitet werden: Bunte Veranstaltungen, Theaterstücke, Festprogramme zu besonderen Tagen wie dem 1. Mai und, als es wärmer wird, Sportprogramme. Alles dieses mit unzulänglichen Mitteln, die durch Nervenaufland und Nachtarbeit ausgeglichen werden.

Nacht für Nacht geht ein „UvD“ durch alle Räume und kontrolliert auf Ordnung und Sauberkeit. Meldung bewirkt nicht nur öffentlichen Tadel, sondern auch Sonderbeschäftigungen, Holzhacken, Jauchefahren und dergleichen.

All dieses ist die Begleitmusik zu einem anstrengenden, wenn auch primitiven Lehrbetrieb. Man hat das Gefühl: Ja, ich möchte ja lernen, aber ich habe ja nie Zeit – ich komme ja nie zur Ruhe. Man hat stets ein schlechtes Gewissen, lebt in einer Art Überwachtheit und möchte, wenn man einmal zu Wort kommt, allen guten Willen und alle Angst in Sätze pressen, die immer weiter fließen, die gar nicht mehr aufhören, die immer vom einen zum andern springen und schließlich ganz woanders landen, als man vorhatte. Etwas Fieberhaftes bemächtigt sich aller, unter dem wohlwollenden Lächeln der Assistenten und der „Genossen“. Nein, sie lieben die Selbstsicheren nicht, um so mehr diejenigen, die plötzlich aufspringen und ekstatisch irgendwelche Bekenntnisse oder Anklagen heraus schleudern.

Selbstkritik

Nun ist der Zeitpunkt da, um einen inneren, man möchte sagen, einen „chirurgischen“ Eingriff in die derartig vorbereiteten Gemüter vorzunehmen. Wöchentlich werden Stunden eingesetzt zum sogenannten „Selbstbericht“.

Einzelne Mitglieder der Gruppe werden aufgerufen, vorzutreten und ihren Lebenslauf zu erzählen. Bedingung ist, daß nichts verschwiegen und nichts beschönigt wird.

In seiner Einleitung betont der Assistent, daß jeder Mensch Fehler begangen hat und begehrt. „Wenn er aber nun einen neuen Weg einschlagen will, so muß er sich über diese Fehler klarwerden, er muß sie eingestehen können. Wir sind eine geschlossene Gemeinschaft. Jeder muß sich auf den anderen verlassen können. Wir werden später einen harten Kampf zu bestehen haben, einen Kampf auf Leben und Tod. Nicht jeder kann in diesem Kampf voll seinen Mann stehen, aber er muß sich selbstkritisch die Frage stellen, ob er dazu willig und fähig ist, und seine Kameraden müssen entscheiden, ob sie ihn als Mitkämpfer anerkennen oder nicht.“

Jeder dieser „Selbstberichte“ ist ein merkwürdiges Schauspiel. Der ihn

gibt, hat die Wahl: entweder erniedrigt er sich selbst, durch Schuldbekenntnisse und Selbstanklagen, oder er wird erniedrigt durch die Zuhörer, die sich selbst zu erhöhen und reinzuwaschen versuchen, indem sie Widersprüche in seinen Worten aufdecken, seine Entschuldigungen nicht gelten lassen, absichtliches Verschweigen vorwerfen. Zum Schluß wird abgestimmt, ob dieser Kamerad zur Gemeinschaft gehört oder nicht.

Diese Selbstentblößung hat eine merkwürdige Folge. Kehrt also der Bloßgestellte wieder in die Reihen der Kameraden zurück, so hat er kein Schamgefühl, sondern bemüht sich nach Kräften zu tun, als ob nichts vorgefallen sei. Auch seine Gegner unter den Zuhörern bemühen sich, ihm Wohlwollen zu erweisen. Schon morgen kann es ihnen ja ebenso ergehen. Es ist ein Schaukampf, geheiligt durch die Forderungen: Wachsamkeit, Sauberkeit, Selbstkritik, bei dem aber, auch wenn er diese Forderungen nicht erreicht, doch unbemerkt wichtige Grundlagen der Persönlichkeit zerstört werden. Es ist auch durchaus nicht so, daß auf diese Weise ein neues, besseres Kollektivbewußtsein geschaffen wird. Nur Hemmungen werden beseitigt. Jeder ist des anderen Feind, mehr als zuvor. Aber jeder lernt und nimmt sich vor, klüger und vorsichtiger zu werden, verliert die Scheu vor dem unmittelbaren, persönlichen Angriff mit allen Mitteln. Die große Sache fordert es!

Daß die Beseitigung von Hemmungen des Schamgefühls und des Persönlichkeitsbewußtseins einer der Hauptgründe ist, um derentwillen man die „Selbstberichte“ veranstaltet, geht auch daraus hervor, daß man einzelne „abgelehnte“ Kameraden ruhig in ihrer Gruppe beläßt. Auf weitere Proteste verfügt die Schulleitung, daß es eine Aufgabe der Gemeinschaft sei, sie nun wieder aufzunehmen. Die Abrechnung der Schulleitung kommt erst am Ende des Kursus. Bis dahin verspricht sie sich weiteres, interessantes Material, das aus den inneren Konflikten der Gruppen hervorgeht. Gruppen, in denen es zu ruhig, zu harmonisch vorgeht, sind verdächtig. Dort schont man sich gegenseitig, dort will man also etwas vertuschen.

Noch eine zweite Gelegenheit gibt es, die schmutzige Wäsche zu waschen: „Gruppenversammlung!“ Mindestens einmal im Monat soll sie stattfinden, und jedesmal geht es hoch her. Da wird angeprangert und ermahnt: daß der Kamerad Müller beim Antreten zum Essen zu spät kommt, daß im Gegensatz dazu der Kamerad Maier alles stehen- und liegenläßt, wenn eben zum Essen abgerufen wird, daß der Kamerad Fischer sich vor der körperlichen Arbeit drückt, daß der Kamerad Esser, der leicht lernt und begreift, den anderen nicht hilft, daß der Gruppenführer bei seiner Einteilung zum Arbeitsdienst diesen bevorzugt, jenen benachteiligt usw.

Der Assistent sitzt dabei und macht Notizen. Denn dies ist der zweite Hauptgrund: hinter der Schulleitung sitzt das Ohr der MWD. Abgründig ist das Mißtrauen, das jedem einzelnen entgegengebracht wird. Auch aus

kleinsten Zügen im Charakterbild des „Kursanten“ setzt man seine Beurteilung zusammen. Was bedeutet z. B. Trägheit bei der Arbeit? Es bedeutet, daß es sich um einen bourgeoisen Faulpelz handelt, ein „Bjelorutschka“, ein „Weißhändchen“, mag er noch so sehr mit dem Munde vornean sein. Es bedeutet aber auch, daß er die Wiedergutmachungspflicht nicht begreift oder nicht begreifen will. Wiedergutmachung mit der Hände Arbeit, die gleichzeitig Aufbau am Sozialismus und damit am Weltfrieden bedeutet. Ein solcher Mensch will nicht den Frieden, er ist kein Freund der Sowjetunion. Was ist er dann? Vermutlich ein getarnter Faschist.

Aber auch ganz konkretes Material sucht der sowjetische Geheimdienst aus den seelisch immer mehr zermürbten Kursanten herauszupressen. Es beginnt mit einer Rundfrage nach der verschwiegene Parteizugehörigkeit.⁴ Einige Kameraden, die beim „Selbstbericht“ gegen ihren Willen entlarvt wurden, benutzen die Gelegenheit, um sich an die Spitze zu setzen. Sie erlassen einen Aufruf, schildern die Erleichterung, die sie nun empfinden, da sie nichts mehr zu verschweigen haben. Ein weiteres Dutzend folgt freiwillig, gibt die verschwiegene Parteizugehörigkeit an.

Ein weiterer Aufruf ergeht mit der Forderung, Kriegsverbrechen und Kriegsgreuel zu enthüllen. Wer schweigt, setzt sich dem Verdacht aus, Kriegsverbrecher schützen und schonen zu wollen. Der Grund dazu kann nur sein, daß er selbst daran mitbeteiligt ist.

Still und unauffällig ist die Arbeit eines „Technischen Büros“, das sich im letzten Zimmer des hintersten Schulkorpus befindet. Es zieht nach und nach Ingenieure und Techniker heran, sammelt Angaben über Patente, Erfindungen und technische Verbesserungen in allen Industriezweigen, um sie dem „Vaterland aller Werktätigen“ nutzbar zu machen.

Daß die Wandzeitungen sich in den Dienst der Sache stellen, versteht sich. Neben einer großen, programmatischen Zeitung, die den Inhalt des Lehrplans und der „Politinformationen“ (Nachrichtendienste) wiederkaut, gibt jede Gruppe noch ein kleineres, satirisches Skandalblatt heraus: „Lupe“, „Brennglas“, „Gruppenspiegel“, „Blitzableiter“ und ähnlich benannt, das die Selbstkritik permanent macht.

Zu den verblüffenden Erfolgen dieser selbstkritischen Zersetzungsarbeit gehört u. a., daß die Assistenten einige ihrer Kameraden aus ihren Reihen ausschließen, weil sie überzählige Kleidungsstücke besitzen – daß ein Assistent, ein Ingenieur und ehemaliger Offizier aus Dortmund, sich freiwillig selbst bezichtigt, Partisanen erschossen zu haben.

Die Liebe zum „Großen Bruder“ macht Fortschritte.

„Lernen – Lernen – Lernen“ (Lenin)

Der Lehrbetrieb ist nach einem festen Plan in die Woche eingebaut. Das immer wiederkehrende Schema heißt:

Lektion
Selbstbeschäftigung
Konsultation
Seminar

Die Lektionen finden im großen Klubsaal statt, gleichzeitig für alle Kursanten des deutschen Sektors. Der Saal ist überfüllt. In den ersten Monaten zittern die Hände vor Kälte, daß sie kaum das große Schreibbrett halten. (Ein glattgehobeltes Brett, auf das mit Bleistift geschrieben wird. Vor dem nächsten Gebrauch wird die Schrift mit Glasscherben wieder abgekratzt. Es dient der Papierersparnis.)

Vortragende sind „Genossen“ oder besonders bewährte Assistenten. Die Lektion dauert im allgemeinen zweimal zwei Stunden, mit einer kurzen Pause.

Im Klassenzimmer werden die gemachten Aufzeichnungen in eins der kostbaren Hefte übertragen, Literatur- und Quellenangaben werden nachgelesen, in kleinen Arbeitsgruppen werden Unklarheiten besprochen. Das ist die anschließende „Selbstbeschäftigung“, die ebenfalls mehrere Stunden dauert.

Die „Konsultation“, meist zwei Stunden, besteht darin, daß Fragen über den Inhalt der Lektion an den Assistenten gestellt werden dürfen. In schwierigen Fällen holt er Auskunft bei dem für die Gruppe zuständigen „Genossen“.

Im „Seminar“ schließlich wird der Stoff allgemein durchgesprochen, der Assistent oder der anwesende „Genosse“ stellen Fragen. Einzelne Kursanten halten Kurzreferate. Auch dies dauert zwei bis vier Stunden.

In der Zeit von Januar bis Mai werden folgende „Lektionen“ gehalten und durchgearbeitet:

1. Der Verlauf des Krieges und die militärische Niederlage Deutschlands und Japans. – Die Ursachen der Niederlage Hitlerdeutschlands.
2. Die Quellen der siegreichen Kraft der Sowjetunion.
3. Hauptetappen der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands bis zur Entstehung des Industriekapitals (1500–1815).
4. Die Grundzüge des Kapitalismus.
5. Die bürgerlich-demokratische Revolution von 1848 und die Entstehung Preußen-Deutschlands.
6. Das reaktionäre Preußentum und der preußische Militarismus.
7. Grundzüge des Imperialismus und die imperialistische Entwicklung Deutschlands bis 1914.
8. Die Arbeiterbewegung in Deutschland vor dem 1. Weltkrieg und der Kampf gegen die reaktionären Kräfte.
9. Die imperialistische Kriegspolitik im 1. Weltkrieg und der Kampf der Vorhut der Arbeiterklasse gegen den Krieg.
10. Die Novemberrevolution 1918 in Deutschland, ihr Charakter und ihre Lehren.

11. Die Wahrheit über die Weimarer Republik und der Kampf der fortschrittlichen gegen die reaktionären Kräfte. – Der Machtantritt der Hitlerpartei.
12. Die ideologische, politische und ökonomische Vorbereitung des Hitlerkrieges.
13. Der Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion und die Folgen des Krieges gegen die Sowjetunion.
14. Die KPD und ihr Kampf für den Zusammenschluß des deutschen Volkes gegen Faschismus und Krieg.
15. Der Kampf für Demokratie und Fortschritt in engster Zusammenarbeit mit der Sowjetunion als nationale Aufgabe des deutschen Volkes.
16. Die wichtigsten Etappen der historischen Entwicklung Rußlands. – Die Entstehung des russischen Nationalstaates. – Das russische Reich und die kulturellen und historischen Traditionen des russischen Volkes.
17. Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland und die Entstehung der SDAPR (Sozialistische Arbeiterpartei Rußlands).
18. Die bürgerlich-demokratische Revolution von 1905.
19. Der 1. imperialistische Weltkrieg 1914/18 und die Februarrevolution von 1917 in Rußland.
20. Die Vorbereitung und Durchführung der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution von 1917.
21. Der Sieg der Arbeiter und Bauern des Sowjetlandes über die Konterrevolution und Intervention.
22. Der Wiederaufbau der Volkswirtschaft in der UdSSR.
23. Die sozialistische Industrialisierung des Landes und die Fünfjahrespläne.
24. Die sozialistische Organisation der Arbeit und die Rolle der Gewerkschaften.
25. Die Kollektivierung der Landwirtschaft. – Das Leben in dem Kollektiv.
26. Die Sowjetunion – ökonomisch-geographische Übersicht.
27. Die marxistisch-leninistische Lehre vom Staat.
28. Der sozialistische Sowjetstaat. – Die Stalinsche Verfassung.
29. Die Lösung der nationalen Frage in der UdSSR.
30. Das Aufblühen der Kultur in der Sowjetunion.
31. Die Außenpolitik der UdSSR.
32. Die Rote Armee, ein mächtiger Hort des Friedens und des sozialistischen Aufbaus.
33. Die KPdSU (Kommunistische Partei Rußlands), eine Partei neuen Typus.
34. Marx und Engels, die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus. Allgemeine Einführung in den historischen und dialektischen Materialismus.

35. Lenin und Stalin, die Fortsetzer des Werkes von Marx und Engels, die Organisatoren und Erbauer des Sozialismus.

Nach der offiziellen Beendigung des Kursus werden noch folgende Themen behandelt:

1. Die Aufgaben der antifaschistischen Arbeit im Lager.
2. Das Weltall.
3. Die Entstehung und das Alter der Erde.
4. Die Entstehung des Lebens.
5. Die Entstehung des Menschen.
6. Demokratischer Aufbau und demokratische Politik im neuen Deutschland.
7. Die neuen Freien Gewerkschaften in Deutschland.
8. Die Justiz im neuen demokratischen Deutschland.
9. Grundlagen der modernen Atomphysik.

Credo quia absurdum

Den Inhalt dieses umfangreichen Lehrplanes darzulegen wäre Gegenstand einer besonderen Untersuchung. Zu einem großen Teil erübrigt es sich auch, weil er sklavisch getreu den Werken der „Klassiker“ des Marxismus entnommen ist: Marx, Engels, Lenin, Stalin. Als wichtigste Werke überhaupt gelten: Stalin, „Fragen des Leninismus“ und die „Geschichte der KPdSU (B)“, von der neuerdings ebenfalls Stalin als Verfasser gilt.⁵

Die Lektionen werden bis ins kleinste vorher ausgearbeitet und wortgetreu abgelesen.

Die Flut dieses Wissensstoffes aufzunehmen oder sich ihrer gar zu erwehren ist selbst für einen geistig geschulten Menschen unmöglich. Aber siehe da, ein leichter und einfacher Weg tut sich auf. Nicht der, der lernt und „büffelt“, der es todernst mit all diesem Wust nimmt, setzt sich an die Spitze. Was der Verstand der Verständigen nicht sieht ... Es kommt nur darauf an, zu erkennen, was geglaubt, was für wahr gehalten werden soll, und es möglichst laut und primitiv herauszuschmettern.

Im Anfang sind die Gewissenhaften, die alles prüfen, verdauen und lernen wollen, zwar etwas im Vorteil. Bald erlahmen ihre Kräfte. Nun behaupten das Feld diejenigen, die am besten die geläufigen Schlagworte beherrschen – von der Einheit und dem Sieg des Proletariats, vom parasitären und verfaulenden Kapitalismus, von Ausbeutern und imperialistischen Kriegshetzern, vom anglo-amerikanischen Imperialismus, von der siegreichen Sowjet-Demokratie, von der Freundschaft der Völker und aller Werktätigen, von dem größten Führer aller Werktätigen, Generalissimus Stalin, von der Liquidierung der Ausbeuter und Kriegshetzer als Klasse usw.

Nach einiger Zeit stellt der Assistent mit Schmunzeln fest – was er

schon vorher hätte sagen können –, daß die „proletarischen Elemente“ der Gruppe mächtig aufholen und an der Spitze liegen (sie haben ihr „Klassenbewußtsein“ entdeckt), während die Bürgerlichen zurückbleiben. Schon Marx und Engels stellten fest, und darum ist es wahr, daß das Kleinbürgertum stets eine schwankende Haltung hat. Sie sollen lernen, daß sie sich dem Herrn der Zukunft, dem Proletarier, unterzuordnen haben. Nur so bleibt ihnen eine bescheidene Zukunft, als getreue Diener und Mitläufer. Das Bündnis zwischen Arbeiter und Bauer aber, wie es Lenin und Stalin schufen nach der genialen Vorausahnung von Marx und Engels (von der leider nur eine kurze Briefstelle als Beleg dient), ist die Grundlage für alles Kommende. Hierbei muß der Bauer ins Schlepptau genommen werden, weil er geistig zurückgeblieben ist. Das wiederum ist die Folge seines dauernden Umgangs mit einer zurückgebliebenen Produktionsweise. Traktoren und Mähdrescher müssen aufs Land, elektrisches Licht muß ihn erleuchten, bis er freiwillig seine uralten Besitzinstinkte aufgibt und ganz im gesellschaftlichen Produktionsprozeß aufgeht.

Aber zur Ehre der Werktätigen unter den Kursanten muß gesagt werden, daß auch sie manchmal gewisse innere Konflikte haben. Viele von ihnen sind ja bereits länger in Gefangenschaft und haben die Arbeitsverhältnisse, das Lebensniveau und die Stimmung der Sowjetmenschen aus eigener Anschauung kennengelernt. Viele ziehen geheime Vergleiche zwischen dem Leben eines westlichen Arbeiters unter dem Joch der Ausbeutung und dem Leben eines freien Sowjetmenschen im Lande des Sozialismus. Einer ertappt sich sogar dabei, daß er gar nicht so ungern an seine Arbeitslosenzeit 1928 bis 1932 zurückdenkt.

Auch die Organisation und Technik der Arbeit, soweit man sie selbst in der Sowjetunion erlebt hat, steht in einem seltsamen Mißverhältnis zu den gewaltigen Leistungen der Industrie und der Fünfjahrespläne, deren Statistiken vorgelegt werden. – Und der Unterschied zwischen westlicher und östlicher Kultur läßt sich auch nicht nur darauf reduzieren, daß eben der Westen die großartige Errungenschaft des – Wasserklosetts voraus habe.

Aber wenn das alles auch sehr offensichtlich ist – es gibt ja eine geniale Methode, um alle Widersprüche wenn nicht zu beseitigen, so doch wegzudiskutieren. Das ist die „Dialektik“. Nur zögernd und mit geheimnisvollem Lächeln werden die Kursanten in den Vorhof dieser geheimnisvollen Wissenschaft eingeführt. Es wird ihnen bedeutet, daß es ein Gebiet ist, das das Studium eines ganzen Lebens erfordert und dann immer noch nicht abgeschlossen ist, daß es nur einen lebenden Menschen gibt, der die Dialektik vollkommen beherrscht, und daß deshalb alles, was er sagt, wahr ist, auch wenn es sich unserer beschränkten Erkenntnis entzieht. Das ist Generalissimus Stalin, der Führer aller Werktätigen der Welt.

Wenn das Lebensniveau des sowjetischen Menschen noch nicht so hoch ist, wie es der Sozialismus und später der Kommunismus wollen, so liegt

das nicht an der Wirklichkeit, wie man sie sieht, sondern am Betrachter. Er sieht die Verhältnisse starr, aber sie sind ja in Bewegung. Irgendwelche Zahlen werden zitiert, die beweisen, daß auf irgendwelchen Gebieten eine gewaltige Steigerung erzielt worden ist. So hat sich etwa die Schuhproduktion und damit die Schuhkonsumtion um 200% gehoben. (Früher kam auf jeden hundertsten Einwohner ein Paar Schuhe, jetzt schon auf jeden 25.)

Das Ziel des Kommunismus ist: Überfluß. Geheimnisvoll wird berichtet, daß in irgendeinem Gebiete der Sowjetunion vor dem Kriege bereits das Brot unentgeltlich abgegeben werden konnte. Die Vorstufe zum Kommunismus war erreicht.

Das ist alles so schön und überwältigend, daß nur Böswillige dagegen kleine Unstimmigkeiten in der nahen und nächsten Umgebung beachten können. Etwa, daß fast drei Wochen keine Verpflegung ins Lager und in die Schule kommt, weil Schneeverwehungen die Kleinbahn stören, oder daß die Lebensmittelzüge dieser Bahn durch bewaffnete Posten gegen Überfälle der hungernden Torfarbeiter geschützt werden müssen. Bei einem dieser Überfälle entwickelte sich ein regelrechtes Feuergefecht, und ausgerechnet ein Unbeteiligter, ein Kriegsgefangener, der in einem der Waggons mitfuhr, wurde dabei getötet.

Das sind alles nur Folgen des Krieges, des Überfalles durch Hitler mit unserer Hilfe, der das Blühen, Wachsen und Gedeihen des Sozialismus unterbrach.

Allmählich versucht man nicht mehr, die Widersprüche zu entwirren. Das Gehirn schaltet sich in zwei Hälften. Die eine registriert Anschauungen und Erlebnisse, die andere beschäftigt sich mit strahlenden Theorien und Zukunftsvisionen, die sie selbst herstellt und dann für bereits vollendet, für Wirklichkeit nimmt.

Auch eine zweite Bewußtseins- und Denkspaltung ist bemerkenswert. Die Anständigsten klammern sich an die Hoffnung: bei uns in Deutschland soll ja nicht alles so werden wie hier. Sagt man uns denn nicht, daß durchaus das private Gewerbe und sogar die private Industrie in der Ostzone geschützt werden? Daß der Bauer durchaus im Privatbesitz seines Grund und Bodens bleiben soll?

Aber in einer anderen Stunde hören wir von der NEP⁶, jener Übergangsperiode in Rußland nach der Revolution, in der man bewußt Privathandel und -gewerbe zuließ, um die Wirtschaft anzuregen. Als man den „sozialistischen Sektor“, d.h. den volkseigenen, soweit entwickelt hatte, daß er auf eigenen Füßen stand, da wurde alle Privatwirtschaft mit einem Schlage beseitigt.

Und als man den Großgrundbesitz enteignet hatte, da bekamen alle kleinen Bauern ihren Anteil als Eigenbesitz. – Als die Welle der Kollektivierung über sie hinweggegangen war, waren sie – Landarbeiter.

So weiß man auf der einen Seite ganz genau, wohin die Entwicklung führt. Auf der anderen aber will man es nicht wahrhaben und hofft – es

müßte ein Wunder sein –, daß in Deutschland die Entwicklung doch eine andere Richtung nimmt.

Unsere Schulleitung sieht diese Spaltung gern. Man muß mal dieses, mal jenes glauben, mal so, mal anders herum reden können, um ein geschickter, brauchbarer Agitator zu sein. Es gibt „Minimal“- und „Maximal“-Ziele, beide liegen in einer Richtung. Wer A sagt, muß auch B sagen, oder er wird zum Feind und wird „liquidiert“.

Preisfrage für den geschickten Agitator: Welches ist der Unterschied zwischen den sowjetischen „Maschinen- und Traktorenstationen“ (MTS) und den ostzonalen „Maschinen-Ausleih-Stationen“ (MAS)? Antwort: Zwischen diesen beiden besteht nur eine scheinbare Ähnlichkeit, denn die eine ist ein Ergebnis des vollentwickelten Sozialismus, die andere befindet sich in einer Wirtschaft, die den Privatkapitalismus zuläßt, um die genossenschaftliche Zusammenarbeit der Bauern zu fördern. Das ist ein ganz ähnlicher, grundsätzlicher Unterschied wie zwischen der sowjetischen Stachanow-Bewegung und der ostzonalen Hennecke-Aktion.⁷

Prüfung mit Erfolg bestanden

Die Prüfung zum Abschluß des Kursus, von vielen mit Zittern erwartet, erweist sich als leicht und milde. Man ist sich ohnehin klar über den Wert oder Unwert jedes Schülers.

Folgende Prüfungsfragen werden vorgelegt zu mehrtägiger Beschäftigung, eine davon bekommt der Kandidat schließlich zur schriftlichen Beantwortung zugeteilt:

1. Was macht die KPdSU zu einer Partei neuen Typus, und was lehrt ihre Geschichte?
2. Worin besteht die alles besiegende Kraft des Marxismus?
3. Warum wurde Rußland die Heimat des Leninismus?
4. Worin bestand die Taktik der Bolschewiki in der Revolution von 1905?
5. Welche Politik führten die Bolschewiki im 1. Weltkrieg und in der Februarrevolution durch?
6. Wie bereiteten die Bolschewiki die proletarische Revolution vor, und wie führten sie sie durch? Welche internationale Bedeutung hat die Oktoberrevolution?
7. Wie gelang es der jungen Sowjetmacht, die Intervention und die innere Konterrevolution zu besiegen?
8. Wie löste das Sowjetvolk unter der Führung der KPdSU (B) die schwere Aufgabe der Wiederherstellung der Volkswirtschaft in der UdSSR? Worin liegt das Wesen der NEP?
9. Wie wurde die Sowjetunion zur mächtigsten Industriemacht Europas?

10. Worin liegt das Wesen der Stalinschen Fünfjahrespläne, und was war das Ergebnis?
11. Wie wurde die Sowjetunion aus einem Lande der kleinbäuerlichen Landwirtschaft zu einem Lande der sozialistischen Großlandschaft, und welche Bedeutung hatte die Kollektivierung?
12. Worin besteht der neue Charakter der Arbeit in der Sowjetunion?
13. Was sagt der Marxismus-Leninismus über den Charakter des Staates und der Demokratie?
14. Warum ist der sozialistische Staat der demokratischste Staat der Welt?
15. Wie steht der Marxismus-Leninismus zur nationalen Frage, und wie wurde dieselbe in der Sowjetunion gelöst?
16. Warum ist die Sowjetunion zutiefst an der Erhaltung des Friedens interessiert, und wie offenbart sich das in ihrer Außenpolitik?
17. Wieso kann man die bewaffneten Streitkräfte der Sowjetunion als Bollwerk des Friedens bezeichnen?
18. Worin bestehen die wichtigsten historischen Verdienste Lenins?
19. Warum ist Generalissimus Stalin der größte Führer der Werktätigen aller Länder?

Feierlicher Eid

„Ich, Sohn des deutschen Volkes, schwöre in heißer Liebe zu meinem Volk, zu meiner Heimat, zu meiner Familie: zu kämpfen, bis der Faschismus und der Militarismus mit ihren Wurzeln ausgerottet sind, bis die Schmach der Hitlerbarbarei getilgt ist und dadurch mein Volk frei und glücklich wird.

Ich schwöre, dafür bedingungslos zu kämpfen, alle meine Kräfte, selbst mein Leben einzusetzen und der Sache der Freiheit und des Volkes die Treue zu halten bis zum letzten Atemzuge und unermüdlich an mir selbst zu arbeiten, um diesen Kampf erfolgreich führen zu können.

Dieser Schwur verbrüder mich mit allen Antifaschisten in Kampfstreue, für den vollen Sieg unserer heiligen Sache.

Ich schwöre, ohne jede Schonung gegen jeden vorzugehen, der diesen Schwur bricht.

Sollte ich selbst diesen Schwur brechen und zum Verräter an meinem Volk, an meiner Heimat, an meiner Familie werden, so treffe mich des Volkes gerechter Zorn. Mögen die Kampfgefährten mich als Verräter, als Feind des Volkes, des Fortschritts und des Friedens richten und verdammen.“

Dieser feierlich-geschwollene, mit Femeromantik durchsetzte „Eid“ soll offenbar den Zweck haben, den Zwang, der durch Existenznot und Unfreiheit auf die Gefangenen ausgeübt wurde, nun in einen inneren umzuwandeln.

Er wird „freiwillig“ geleistet. Wer ihn verweigert, muß sich darüber klar sein, daß er in einem Straflager landet und jede Aussicht auf eine Heimkehr verscherzt.

Aber trotz dieses Druckes ist es in Westdeutschland still geworden um die kommunistisch geschulten Musterzöglinge der Antifaschulen. Vielleicht, weil sie doch, trotz der schweren Lage und trotz vieler Unvollkommenheiten unserer westdeutschen Verhältnisse, hier ein wenig „Freiheit“ empfinden und gerne den Zwang jener vergangenen, finsternen Zeit abschütteln?

Ein Schwein wird geschlachtet

Die Kursanten der Antifa-Schule Lager 165, Talizy, wurden nach Beendigung des Kursus im Mai 1946 in drei Gruppen eingeteilt. Die erste Gruppe wird im Juni in die Heimat entlassen. Vor dem Abschied veranstaltet die Schulleitung ein großes Fest. Ein Schwein wird geschlachtet, warmes Essen, Kuchen und Tee, Wein und Schnaps werden aufgetragen. Die Scheidenden wurden mit Musik und Fahnen bis weit zum Schultor hinaus begleitet.

Die zweite Gruppe fährt einige Wochen später, sang- und klanglos.

Die dritte Gruppe fährt nicht. Sie wird auf verschiedene Gefangenenlager aufgeteilt und größtenteils zu körperlicher Arbeit eingesetzt. Die Angehörigen dieser Gruppe fahren auch im Falle gesundheitlicher Schädigung und körperlicher Entkräftung nicht, bis Spätherbst 1949. Wahrscheinlich befindet sich ein Teil von ihnen auch heute noch in Gefangenschaft.

Es handelte sich bei der dritten Gruppe um bürgerliche Elemente, Intellektuelle, ehemalige Offiziere und dergleichen.

Anmerkungen

¹ Seit Juni 1931 erschien in der Sowjetunion (bis 1932 unter dem Titel „Literatur der Weltrevolution“) die deutschsprachige Literaturzeitschrift „Internationale Literatur“. Die größte Verbreitung fand das Blatt unter deutschsprachigen Sowjetbürgern, aber sie hatte auch Leser in der Emigration und vor allem als Mitarbeiter Emigranten aus allen Erdteilen.

² Dr. Fritz Löwenthal (1888–1956) war von September 1930 bis Juli 1932 Reichstagsabgeordneter der KPD. 1947 löste er sich von der kommunistischen Ideologie und trat von der SED zur SPD über.

³ Abkürzung für Ministerstwo Wnutrennich Del (Ministerium für Innere Angelegenheiten), ein sowjetisches Bundesministerium, das 1946 aus dem NKWD, dem Ministerium für Innere Angelegenheiten, hervorging.

⁴ Gemeint ist die Mitgliedschaft in der NSDAP.

⁵ 1938 erschien im „Kurzen Kurs“ der Parteigeschichte das von Stalin verfaßte Kapitel „über dialektischen und historischen Materialismus“. In den nächsten Jahren fügte Stalin noch einiges hinzu und galt schließlich als Verfasser des gesamten Werkes.

⁶ Um den drohenden Zusammenbruch der sowjetischen Wirtschaft aufzuhalten, setzte Lenin 1921 die „Neue Ökonomische Politik“ (NEP) durch, in der teilweise privates Unternehmertum zugelassen und auf die Kollektivierung des Bauerntums verzichtet wurde. Es handelte sich aber dabei lediglich um eine vorübergehende und zeitlich begrenzte Politik; Lenin beabsichtigte keineswegs eine Aufgabe der sozialistischen Ideen.

⁷ Alexej Grigorjewitsch Stachanow förderte in der Nacht vom 30. auf den 31. August 1935 als Hauer einer Kohlengrube im Donezbecken mit einer neuen Methode der Kohlegewinnung das 15fache der Arbeitsnorm. Deshalb pries ihn die Partei als Gründer der Massenbewegung zur Steigerung der Arbeitsproduktivität, der Stachanow-Bewegung. Nach diesem Vorbild stellte Adolf Hennecke, Hauer im sächsischen Kohlenbergbau und Mitglied der SED, am 13. Oktober 1948 einen Rekord bei der Kohlenförderung auf. Um die Arbeitsproduktivität in allen Wirtschaftszweigen zu erhöhen, rief die SED die Hennecke-Bewegung in der SBZ/DDR ins Leben.

Hans Jonitz

In amerikanischer und französischer Kriegsgefangenschaft

In einem Bauernhaus in Holzhausen bei Schweinfurt verbrachte ich die Nacht zum 9. April 1945 im Keller. Wir hörten längst die feindlichen Truppen, als endlich im Morgengrauen ein GI mit MP im Anschlag an der geöffneten Kellertür stand und uns aufforderte, herauszukommen. Der Angstschweiß stand ihm im Gesicht, als nacheinander mehrere graue Gestalten die Treppen emporkamen. Hat er befürchtet, wir würden uns noch wehren wollen? Im Hof traten wir in einer Linie an. Man nahm uns Uhren ab und aus mir unerfindlichen Gründen warf ein GI auch mein EB-besteck zur Seite mit der Bemerkung: „Kriegst du alles neu.“ Der alliierte Sieger wußte nicht, was er mir damit angetan hatte. Meine Uhr stieß indessen auf kein Interesse. Einer der beiden Haltebügel für das Armband war abgebrochen, so daß nur noch ein Stück des Lederbandes dranhing.

Die ersten Stationen: Bad Kissingen, Worms, Südfrankreich

Wir wurden auf Sattelschlepper verladen und nach Bad Kissingen verfrachtet. Im dortigen Kurpark – wie vornehm – verbrachte ich meine erste Nacht hinter Stacheldraht. Dieser war am Rande einer Wiese einfach am Boden um uns gerollt worden. Es gab nichts zu trinken. Dafür erhielten wir die erste feste Nahrung in Form einer Dose weißer Bohnen mit Fleischeinlage. Das war gewiß eine nahrhafte Mahlzeit, aber ohne jedes Getränk genau die falsche. Am nächsten Morgen bestiegen wir erneut einen US-Sattelschlepper. Er war brechend voll. Keiner konnte umfallen. Von Bad Kissingen ging es nach Worms am Rhein, in die dortige Pionier-Kaserne, wo unser Elend erst so richtig beginnen sollte. Trostlosigkeit an allen Ecken und Enden, wohin man auch blickte. Der Kasernenhof war mit hohem Stacheldraht umgeben. An seiner Außenseite verlief die Lagerstraße im Viereck, umrahmt von Kasernengebäuden, die größtenteils ausgebombt waren und als MG-Stände dienten, die auf das Lager gerichtet waren.

Wenigstens 30000 wenn nicht 40000 von Tag zu Tag mehr dahinvegetierender, trauriger Gestalten hausten auf dem blanken Boden des Kasernenhofes. Kein Dach über dem Kopf, dafür jede Menge Regen. Aprilwet-

ter eben. Nacht für Nacht versuchten wir, in Etappen zu schlafen. Alle auf einmal fanden ohnehin keinen Platz zum Liegen. Wir bildeten eine Dreiergruppe, kratzten am Abend mit Stiefelabsätzen die nasse Oberfläche des Bodens weg, und ich legte meinen Kradmantel (Gummi-Mantel) auf den Boden. Auf diesen legten wir uns zu dritt, um uns mit einem zweiten Kradmantel zuzudecken. Und so froren wir dahin. Jeden Morgen marschierten wir in Sechserreihen in Richtung Feldküchen, die außerhalb auf der Lagerstraße standen, um uns eine Brühe abzuholen, die sich Kaffee nannte. Dazu gab es ein paar, etwa drei bis fünf Wehrmachtskekse, wie sie einst zur Eisernen Ration gehörten. Die Menge hing allein davon ab, wieviel Stück der Verteilende gerade in seine Finger bekam, um sie auszugeben. Weil wir oft von den amerikanischen Wachposten nach dem „Essenfassen“ zur Eile angetrieben wurden und beim Laufschrift der Eßgeschirrdeckel überschwappen konnte, tranken wir die Morgengabe sofort. Einmal hat es auch mich beim Essenfassen erwischt, als mir ein regelmäßig sein Gewehr schwingender GI mit voller Wucht in das Kreuz schlug. Das tat im doppelten Sinne weh. Mit einer solchen Behandlung durch meine „Befreier“ hatte ich nicht gerechnet. Es gab dann noch täglich eine Suppe aus Wehrmachtsbeständen, worin einige Graupen oder ähnliches schwammen.

Gleich hinter dem Stacheldraht fand der Reichtum statt. Dort gab es Essen in Hülle und Fülle. Beste amerikanische Soldatenverpflegung, an der auch jene Kriegsgefangenen sich beteiligen konnten, die das Glück hatten, als Arbeitskommandos der verschiedensten Art eingeteilt worden zu sein. Für sie war mehr als reichlich, was die Amis übrigließen. Am Abend kamen diese Landser in das Lager zurück und versorgten ihre engsten Freunde noch mit einer Scheibe Weißbrot und vielleicht sogar einer Zigarette. Leider war ich nicht unter den Glücklichen. Dafür war ich mir darüber klar, daß ich hier vor die Hunde gehen konnte. Bei dieser Ernährung kam ich völlig von Kräften. In einer Ecke des eingezäunten Vierecks war eine große Grube geschaufelt worden, umgeben von aufgeschütteter, ausgehobener Erde. Eine Sitzgelegenheit gab es da nicht, aber dieses Loch diente den über 30 000 als Toilette. Man mag sich ausdenken, wie penetrant es dort stank; denn auch in unmittelbarer Nähe mußten ja Tag und Nacht irgendwelche Gefangenen aushalten. Einzelne sind nächtens hineingefallen und elend erstickt. Innerhalb des also unvorstellbar primitiven Gefangenenlagers gab es aber ein „Abgangs-Cage“. Es war durch einen Drahtzaun vom übrigen Lager separiert.

Und von dort aus gingen täglich Transporte in Arbeitslager ab. Unter allen Umständen mußte ich da hinein, notfalls illegal und mit Gewalt. Die letzten Tage des April waren angebrochen, als ich es eines Nachts schaffte. Ich robbte mit anderen unter Aufbietung aller noch vorhandenen Kräfte unter dem Maschendrahtzaun hindurch, nachdem wir vorher mit unseren Händen eine kleine, aber ausreichende Bodenvertiefung gekratzt

hatten. Wie erwartet, wurden wir anderntags zum Abtransport zusammengestellt und zum Bahnhof von Worms gebracht, wo wir einen Güterzug bestiegen. Die Gerüchteküche dampfte. Wo würde es hingehen? Ich taxierte damals mein weiteres Schicksal mit ca. 1½ bis 2 Jahren Gefangenschaft, gleich an welchem Ort. Entscheidend war, wie im Krieg gelernt und x-fach geübt, das Überleben schlechthin bei ausreichender Ernährung. Wenn dazu ein Arbeitseinsatz kam, konnte es nur recht sein. Das verdrängte vielleicht die Trübsal.

In unserem Güterwagen waren wir wenigstens vierzig, wenn nicht mehr Gefangene, die am Boden herumsaßen oder standen. Irgendwelche Liegepritschen gab es nicht. Vor der Abfahrt wurden uns noch amerikanische Konserven und, für alle zusammen, ein Kanister Wasser gereicht. Die Konserven bestanden aus drei Päckchen pro Kopf, die jeweils ein Frühstück, ein Mittag- und ein Abendessen enthielten. Kekse, Marmelade und vier Zigaretten im Frühstücksteil waren das erste, wonach ich griff. Ferner waren zugeteilt Dosen mit Bohnen, Erbsen, Fleisch usw. Leider gab es Landser, die den Inhalt des Empfangenen gierigst verschlangen und im weiteren Verlauf des Transportes, der einige Tage dauern sollte, krank wurden. Keiner konnte ihnen helfen. Die Luft wurde immer dicker, und es stank entsprechend. Unsere Lage wurde um so schlimmer, als das Trinkwasser bei weitem nicht reichte. Wir wußten ja nicht, auf wie viele Tage wir es zu verteilen hatten.

Zu den positiven Eindrücken auf jener Reise ins Ungewisse zählt die Betrachtung der lieblichen pfälzischen Landschaft durch das Fenster am oberen Ende des Güterwagens. Die Obstbäume standen in voller Blüte. Es war ein lange nicht gekanntes Bild des Friedens. Die Sonne schien jetzt, und es wurde nicht mehr geschossen. Es war unser Glück, daß unser Waggonfenster vergittert war. Auf der Fahrt durch Frankreich, denn dahin ging es, wurden wir auf jedem Bahnhof, ja bei jedem Halt, von haßerfüllten Franzosen mit Steinen oder Kohlestücken beworfen. Unsere farbigen amerikanischen Wachposten mußten uns vor ihren Alliierten in Schutz nehmen und die Angreifer mit in die Luft gerichteten MP-Salven vertreiben. Je länger die Fahrt dauerte, um so größer wurde die Tortur. Die Türen wurden nicht geöffnet. Wir wurden immer apathischer. Die hygienischen Verhältnisse mag sich der Leser dieses Erlebnisberichtes selbst ausmalen ...

Wo unser Transport seinen Zielbahnhof erreichte, weiß ich heute nicht mehr exakt. Vermutlich war es der Bahnhof von Séptème, wo wir 1946 wieder einsteigen sollten. Ein langer Marsch brachte uns in das Lager mit der Bezeichnung POWE 404, welches einige hunderttausend Landser in schrecklicher Erinnerung behalten sollten. Dieses gigantische Lager, angelegt mitten in einer dünnen südfranzösischen, einigermaßen flachen Gegend unweit von Marseille, war in etwa 25 Cages aufgeteilt. Eine ganze Reihe davon sollte ich in den nächsten Wochen kennenlernen; denn wir

wurden aus Gründen, die wir nicht verstanden, mehrmals verlegt. Uns auferlegte Schikane gab es aber überall. Wir zogen ein und lagen auch hier für einige Wochen in Gottes freier Natur am Boden, kein Dach über dem Kopf. Fast ein Jahr später haben wir, jeder einzelne, auf unserem „Entlassungs-Papier“ per Unterschrift anerkannt, stets über dem Boden geschlafen zu haben.

Unser erster Komfort bestand darin, leere US-Kartons zu organisieren, die wir ausbreiteten, um darauf zu liegen. Irgendwann kam ich in ein Cage, wo wir niedrige US-Ein-Mann-Zelte vorfanden. Darin lagen wir zu dritt, wiederum auf Kartons, versteht sich. In jene Zeit fiel eine bedenkliche Verschlechterung meines Gesundheitszustandes. An Verpflegung erhielten wir ein Minimum zum Leben. Morgens um 5 Uhr war Wecken, anschließend Fahnenappell und Zählen aller Anwesenden. Dies taten amerikanische Soldaten, begleitet vom deutschen Lagerführer und jugoslawischen Hilfstruppen, die wir „Jabos“ nannten, weil sie immer unverhofft auftauchten, wie Jagdbomber im Krieg. Dann setzte sich ein Heer von Tausenden in Marsch, um den Morgenkaffee zu fassen. Es gab dazu pro zehn Mann ein amerikanisches Weißbrot, was pro Kopf gerade eine Scheibe bedeutete. Wir waren so ausgehungert, daß tatsächlich Buch geführt wurde, in Form einer Kladde, wie wir sie von Schießübungen her kannten. Das Ganze hatte den Zweck, gerecht festzuhalten, wer eines der beiden Brotenden erhielt. Darauf war ja länger zu kauen als auf einer Scheibe. Am Tage gab es eine Suppe. Anders kann ich das warme Essen nicht bezeichnen, denn zu einem Eintopf fehlte die nötige Dicke. Auch eine süße Speise wurde uns, je nach Speiseplan, gereicht. In der dünnen Brühe, aus Trockenmilch angerührt, schwammen, wenn man Glück hatte, einige Pflaumen oder Rosinen. Es war hier, wie beim Suppenfassen, von größter Bedeutung, so spät beim Essenausgeber vorbeizukommen, daß dieser die restlichen Essensklöße mit seiner Kelle aus der Tiefe des Kessels holte. Wer hier dabei war, konnte sich satt essen.

Je länger ich in diesem Lager weilte, um so seltener konnte ich nur noch die Toilette aufsuchen. In der Woche einmal war schließlich schon viel. Ich entschloß mich deshalb, mich zum Sanitätszelt zu begeben, um eventuell ein Abführmittel zu erhalten. Zuerst durfte ich hier, zusammen mit anderen Kranken, nach längerem Warten eine knappe Stunde exerzieren und dabei das Lied singen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“ Ich erhielt aber schließlich von einem Sanitäter ein Abführmittel, das ich sofort einnahm, wahrscheinlich in zu großer Menge. Ich kann die Qualen nicht schildern, die mich in der folgenden Nacht überfielen. Stundenlang saß ich unter heftigsten Schmerzen auf dem „Donnerbalken“; denn, was sich hier angesammelt hatte, saß steinhart am Ende des Darmes. Schließlich habe ich das Darmende mit den Fingern aufgebrochen. Den Rest der Nacht und auch den folgenden Tag lag ich total erschöpft am Boden. Doch es hieß wieder einmal: umziehen. Im neuen Cage bekamen wir ein

richtiges Dach über den Kopf. Es handelte sich um ein sogenanntes „Hauszelt“. Ein solches Zelt dient normalerweise zwei US-Soldaten. Man konnte zwei Feldbetten an den Längsseiten des Zeltes aufstellen. Wir schliefen zwar auch hier weiterhin auf der Erde bzw. auf Pappkarton, teilten aber das Zelt unter zwanzig Gefangenen. Auf jeder Seite waren zehn Mann hingeschlichtet, mit den Füßen Richtung Zeltmitte, die meist in Achselhöhe des Gegenüberliegenden steckten. Umdrehen konnten wir uns, wenn es keinen nächtlichen Streit geben sollte, eben nur gemeinsam. Für uns Zeltbewohner gab es nun tagsüber eine ganz besondere Schikane. Am Mittelmeer herrschten inzwischen ja längst sommerliche Temperaturen. Schließlich schildere ich jetzt die Wochen von Mai und Juni 1945. Wir durften hier während des ganzen Tages das Zelt nicht betreten, um dort Schatten zu finden. Lediglich das Eßgeschirr konnte zu bestimmter Zeit geholt werden. Wir hatten inzwischen Decken bekommen, die wir, einige tausend Mann, nach US-Vorschrift einheitlich zusammenlegen mußten. Die Decke wurde am Kopfende des Liegeplatzes abgelegt, auf jeder Zeltseite also zehn Stück, obenauf das Eßgeschirr. Das war aber nicht alles. Sowohl innerhalb des Zeltes als auch von Zeltstraße zu Zeltstraße, von einem Stacheldraht bis zum anderen des gesamten Cages, mußten täglich morgens die Decken mittels einer langen Schnur ausgerichtet werden. Schließlich hatte jede Zeltgemeinschaft ein Stück Karton mit irgendwelchen Einschnitten versehen. Auf diese Weise konnte und mußte vor dem Verlassen des Zeltes auf dem Sandboden zwischen den aufgelegten Decken ein Muster in den Sand gedrückt werden. So konnte man an den Fußspuren sofort erkennen, ob jemand unerlaubt das Zelt betreten hatte. Wenn wir nicht aufgerufen waren, uns zur Einteilung von Arbeitskommandos zu versammeln, wurde marschiert. Immer im Viereck und von Essenspause zu Essenspause. Einmal sangen wir auf Anweisung immer nur das Lied „Oh, du schöner Westerwald“. Wir sangen auch, wenn der Sandsturm blies, also mit knirschenden Zähnen.

Zu den lichten Momenten in unserem Elend zählte aber ein wirklich schöner Gesang, vorgetragen durch den Lagerchor, der sich hier in Eigeninitiative gebildet hatte. Es waren beschauliche, abendliche Minuten, trotz unserer Trübsal, wenn bei untergehender Sonne alte deutsche Volksweisen erklangen. Der Chorleiter hielt auch improvisierte Vorträge über Musikgeschichte. Auf mich machte er den Eindruck eines Musikprofessors. Er stammte vom Niederrhein, ich glaube aus Erkelenz. Wir hatten inzwischen nämlich fast alle die Namen unserer Heimatorte mit Faden oder Schnur seitlich auf unsere Mützen gestickt, so daß jeder sofort wußte, ob er einen engeren Landsmann vor sich hatte. Das durfte ich eines Tages besonders eindrucksvoll erleben. Bei einem abendlichen Bummel von einem Lagerstraßenende zum anderen sah ich plötzlich im Nachbarcage meinen Vetter Georg. Er war magenkrank und lag mit anderen Kranken in einem separaten Viertel in unmittelbarer Drahtzaunnähe. Mein Vetter war Nicht-

raucher. Weil er aber magenkrank war, erhielt er, welche Ironie, eine Tabakzuteilung, während wir Zehntausende von Landsern automatisch wenigstens vorübergehend Nichtraucher und Nichttrinker waren. Georg warf sein Paket „Prince Albert“-Tabak über den Drahtzaun, und von einer Sekunde zur anderen war ich in meinem Cage ein König. Plötzlich kamen nicht nur alle, die von diesem Ereignis hörten und aus Nürnberg und Umgebung stammten, sondern es waren sogar welche dabei, die noch über Zigarettenpapier verfügten. Reichlich schnell war auf diese Weise der Tabak alle, und die Landsleute verkrochen sich wieder in ihre Ecken.

Ich habe noch nicht erklärt, wie ich wieder zu Messer und Löffel kam. „Kriegst du alles neu“, hatte ja der GI am 9. April gemeint. Zwar konnte ich, was uns bisher, außer Brot, an Nahrung geboten wurde, getrost auch trinken. Aber Messer und Löffel waren schon etwas Feines, und ich ging deshalb folgendermaßen vor: Ich organisierte mir, wie viele andere, ein ca. 15 cm langes Stahlblechband, mit welchem US-Verpflegungskartons umspannt waren. Etwa die Hälfte davon umwickelte ich ganz eng mit einer Schnur. Das war der Griff. Das restliche Stück wurde mit unendlicher Geduld auf einem Stein so lange geschliffen, bis man einigermaßen damit schneiden konnte. Nun opferte ich mein Kochgeschirr. Das konnte ich mir leisten, denn inzwischen hatte ich einen „Invasionseimer“, d.h. eine leere, große US-Dose, organisiert, die zum Essenfassen ausreichte. Mit dem „Messer“ schnitt ich in einem langwierigen Prozeß ca. 2 cm in die Oberkante des Kochgeschirrs. Dieser Behälter war aus Aluminium, also einem relativ weichen Material. Im weiteren Verlauf nahm ich meine beiden Hände zu Hilfe und alle Kraft zusammen, um das Kochgeschirr buchstäblich von oben nach unten aufzureißen. Nun legte ich einen Teil des Geschirrmaterials, welches ausreichend groß war, um einen Eßlöffel daraus zu fertigen, auf einen Stein und schlug das Aluminium mit einem weiteren Stein platt. Für den nächsten Arbeitsgang brauchte ich einen Nagel. Auch dieser war zu organisieren. Ich schlug nun ein Loch neben das andere, auf diese Weise die Konturen eines Eßlöffels schaffend. Diese Perforation versetzte mich in die Lage, den Löffel schließlich mit den Fingern herauszubrechen. Es dauerte wiederum Stunden und Tage in den wenigen Pausen, die uns verblieben, bis ich mit dem eingangs erwähnten Messer alle Perforationsspitzen weggeschnippelt hatte. Aus dem flachen Stück Aluminium aber nun einen richtigen Löffel zu machen, dazu bedurfte es eines besonderen Hammers. Ich ging auf gut Glück zu den wohlhabenden Gefangenen des Stammpersonals, die außer besserem Essen noch vieles andere hatten. Und siehe da, man verfügte über einen Hammer mit einem runden Ende, mit dem ich die Wölbung zuwege brachte. Der Löffel war fertig, wenn auch an seiner engsten Griffstelle reichlich labil. Nachdem ich später ordentliches US-Besteck hatte, warf ich den selbst erzeugten Löffel weg, leider.

Tag für Tag wurden Landser zu Arbeitskommandos eingeteilt und gin-

gen besseren Zeiten entgegen. Wir Zurückbleibenden wurden weiterhin, selbst beim Essenfassen, gedrillt. Wer nicht eine exakt ausgerichtete Marschordnung einhielt, mit dem Kopf oder Körper also aus der Reihe tanzte, bekam kein Essen. Lagerpolizei überwachte das Ganze bei der Essensausgabestelle. Nicht die Amerikaner haben uns nach meiner Beobachtung angerührt. Aber sie duldeten sowohl Ungerechtigkeiten der von ihnen eingesetzten Lagerführer, wie sie sich auch ihrer jugoslawischen Wachmannschaften im Lager bedienten. (Auf den Wachtürmen standen übrigens ständig farbige US-Soldaten.) Einer dieser „Jabos“ hieb mir eines Tages beim Appell seine mehrschwänzige Peitsche über die Brust, weil ich ihm zu weit vor der Front stand. Die deutschen Lagerführer hatten eine ungeheure Macht. Sie trugen auch ungeniert ihren Reichtum zur Schau und protzten mit Uhren, Ringen und Kettchen. Vielen von ihnen sollte es dafür Monate später recht dreckig gehen.

Inzwischen war auch der Krieg zu Ende. Am Abend des 8. Mai transportierte ich gerade eine Schubkarre voll Steine, als ich von weither den Ruf vernahm: „Der Krieg ist aus.“ Nach getaner Arbeit versammelte ich mich mit anderen, denen danach zumute war, zu einem Dankgottesdienst. Wir bildeten einen großen Kreis, in dessen Mitte der Lagerpfarrer sprach, und endeten mit dem Choral: „Nun danket alle Gott.“ Und während des gesamten Gottesdienstes umkreisten uns die „Jabos“.

Juni 1945: Arbeitslager 416

Eines heißen Tages – es war inzwischen Ende Juni geworden, und wir lagen inzwischen fast ein Vierteljahr unter Frankreichs heißer Sonne – hatte ich endlich Glück. Zu keiner Zeit war mein Beruf als kaufmännischer Angestellter gefragt. Handwerker, Eisenbahner, Landwirte, Köche usw. waren bevorzugt. Alle Arbeitskompanien trugen phantasievolle Namen. Unsere soeben aus dem Nichts entstandene Kompanie erhielt den Namen „Nachtigall“. Wir klaubten unsere spärlichen Klamotten zusammen und bestiegen wieder einmal einen US-Sattelschlepper. Latrinengerüche sahen uns bereits auf dem Weg in ein Arbeitslager nach Deutschland. Indessen hielten die Fahrzeuge schon nach wenigen Kilometern. Unsere neue Heimat sollte das Lager mit der Adresse „8540 Labor Service Co 416 POWE 5th Labor Supervision Area APO 772“ sein. Im allgemeinen Sprachgebrauch war dies das Arbeitslager 416. Wir konnten von hier aus sogar noch hinübersehen zum Lager 404. Die Gegend war flach und übersichtlich. Wer je im Lager 404 leiden mußte, wird das nie im Leben vergessen können. Unsere Gedanken schweiften noch einmal hinüber. Wir hatten das Gefühl, an einem Wendepunkt angelangt zu sein. Drei Monate lang waren Hunger und Demütigung unsere Wegbegleiter. Warum nur hatte man uns lediglich Verpflegung für ein Existenzminimum gegeben?

Glaubte man, uns nur auf diese Weise arbeitswillig zu erhalten? Meinte man, wir würden – waren wir erst einmal gut gefüttert – nur noch faul herumliegen wollen? Verkannte man uns Deutsche so sehr? War es nötig, daß man von vereinzelt anzutreffenden ehemaligen KZ-Häftlingen, die in den dreißiger Jahren vorübergehend eingesperrt hatten, aber dann Soldaten wurden, das Wort hörte: „Das ist hier ja schlimmer als im (Vorkriegs-)KZ!“

Nicht die Frauen waren, wie sonst unter Landsern üblich, das „Thema 1“, sondern Essensrezepte. Was wurde da nicht alles von Landsmannschaft zu Landsmannschaft an Spezialitäten ausgetauscht. Und wer träumte nicht alles davon, gleich nach der Heimkehr diese Rezepte in der eigenen Küche zu realisieren. Dabei waren wir ohne jede Nachricht von zu Hause. Dieser Zustand verstärkte unser Elend. Seit fast vier Monaten wußte ich nicht, ob und wie Irmgard und meine Familie das Kriegsende überlebt hatten. In meiner seelischen Not war mir in jenen Wochen ein Büchlein sehr hilfreich. Ich besaß ein kleines Reclam-Heftchen, welches ich, einmal gefaltet, in meiner Brusttasche trug. Sein Inhalt: „Hermann und Dorothea“ von Goethe. Diese zarte Geschichte eines Flüchtlingschicksals in der Mitte des vorigen Jahrhunderts paßte so richtig in die jetzige, unruhige Zeit. Ich las sie wenigstens ein halbes dutzendmal. Und nun sollte mich Goethe auch in das Arbeitslager begleiten. Inzwischen waren aus der kleinen Geschichte fliegende Blätter geworden.

Wir sahen zu unserem Empfang nicht nur einen wohlgenährten Lagerführer, das wäre etwas durchaus Übliches gewesen. Nachdem er uns zu Disziplin, Ordnung und Kameradschaft aufgerufen hatte, stellten wir fest, daß im Hintergrund nur gut genährte Gestalten herumliefen. Glaubten wir zunächst, das sei ja auch nur das „Stammpersonal“, so merkten wir doch bald, daß hier völlig andere Verhältnisse herrschten als in 404.

Die Kompanie „Nachtigall“ wurde auf große Ein-Mast-Zelte aufgeteilt. Das war nun schon etwas ganz anderes. Auch hier waren wir jeweils zwanzig Insassen, aber wir konnten uns aufrecht bewegen. Es war entschieden geräumiger als unsere alte Zeltunterkunft. Weiterhin war unsere Lagerstatt der Boden Frankreichs, belegt mit US-Kartons. Und wenn es im Mittelmeerraum einmal regnete, konnte es passieren, daß das Wasser am Boden in die Zelte rann und aufweichte, was wir nicht rechtzeitig in Sicherheit brachten.

Alle hier eingesetzten Gefangenen waren irgendwie für die US-Truppen tätig. Es gab Arbeitskommandos wie: Küchen-Personal, Verpflegungslager, Müll-Kommando, Küchenabfall-Fahrer, Papiersammler, PX-Clubarbeiter, Straßenreiniger, Bauarbeiter jeder Sparte, Motor-Pool-Spezialisten usw. usw. Das Küchenpersonal blieb ganztags außerhalb des Lagers und mußte morgens vor allen anderen Kommandos bereits um 5 Uhr abrücken. Nach 14 Stunden kamen sie als letzte um 19 Uhr zurück. Alle anderen Arbeitskommandos begannen um 7 Uhr und hatten Mittagspause und

Verpflegung im Lager. Nach meiner Erinnerung setzten unsere Lagerköche, als wir dort eintrafen, täglich etwa zwanzig große Kessel auf. Morgens gab es Kaffee und Brot, mittags und abends einen erstklassigen Eintopf, gemessen an all dem, was wir hinter uns hatten. Und täglich erscholl der Aufruf „Nachschlag“. Wer wollte, konnte also, solange der Vorrat reichte, ein zweites Mal Essen fassen. Doch merkwürdig. Obwohl doch nur das Kochpersonal an die US-Küchen angeschlossen war, wurde im Lager im Laufe der Monate immer weniger gekocht. Im Winter 1945 standen allenfalls noch acht bis zehn Kessel ausgabebereit. Die Auflösung dieses Rätsels: Immer mehr Arbeitskommandos schlossen sich unerlaubt bei der Essensausgabe den US-Soldaten an, sobald diese gefaßt hatten. Es war ja genug da. Die Mittagspause diente somit nur noch der Ruhe.

Meine erste Arbeit galt dem Einsammeln von Abfällen in einem großen Freilicht-Kino. Das war nicht nur Papier usw., sondern darunter waren natürlich auch Zigarettenskippen und vereinzelt sogar ganze Glimmstengel, die versehentlich verloren gingen. Wir sammelten zuerst das Rauchbare und dann die übrigen Abfälle. Zeit genug war ja vorhanden. So wurde ich nach langen Wochen wieder Raucher, auch wenn es mir nach der langen Entwöhnung schlecht wurde. Dies um so mehr, als der US-Tabak mit seinem süßlichen Geschmack ungewohnt war, von meinem kurzzeitigen „Prince Albert“-Erlebnis einmal abgesehen. Allerdings muß gesagt werden, daß fernerhin unsere monatliche Tabakration nach meiner Erinnerung zehn Päckchen betrug. Das Kippensammeln erübrigte sich also bald. Originale Zigaretten, die wir „Aktive“ nannten, erhielten wir hingegen offiziell zu keiner Zeit. Wir fanden Wege, uns solche zu organisieren. Nicht allzulang war ich Papiersammler, da wurde ich plötzlich zum Latrinenkommando eingeteilt. Ein „anrühiger“ Beruf zwar, aber mit wenig Arbeitsaufwand verbunden. Wir waren ein Zwei-Mann-Kommando und hatten morgens und am Nachmittag jeweils einen Kanister voll Desinfektionsmittel durch die angebaute Spritze in die US-Latrinen zu spritzen. Wir trugen diesen Kanister, der von einem Mann bequem an zwei Schulterriemen rücklings zu tragen war, jedoch zu zweit, indem wir eine Stange durch den Griff zogen, der sich auf dem Kanisterdeckel befand. In längstens zwei Stunden, von Latrine zu Latrine marschierend, war unser Kanister leer. Den Rest des Vor- oder Nachmittags legten wir uns in den Schatten und warteten auf den uns abholenden Jeep, der uns wieder ins Lager brachte. Den Vormittagsdienst beendeten wir hingegen nicht, ohne uns vorher bei irgendeiner US-Küche zu ernähren.

Dieser schlaue Job sollte unsere Tage nicht sehr lange ausfüllen. Ich kam zum Trash-Kommando. Das bedeutete schweren körperlichen Einsatz. Zur Organisation des gigantischen amerikanischen Heerlagers ist zu sagen, daß zur Versorgung aller Soldaten mindestens weit über hundert Küchen dienten. Zu jeder Küche gehörte am Straßenrand der Abfallbehälter. Auf einem Sockel standen sechs ausgediente 200-Liter-Benzinfässer,

die, an einer Seite geöffnet, zu Abfalltonnen umfunktioniert waren. Daneben standen noch zwei große Zinkblech-Behälter der US-Army, die für die Aufnahme des flüssigen Küchenabfalls, Speisereste usw., diente.

Es gab also einige tausend Abfalltonnen, die von zahlreichen Trash-Kommandos per Sattelschlepper geleert wurden, und zwar zweimal täglich. Am Anfang fehlte uns schier die Kraft, jeweils zu zweit eine volle Abfalltonne bis in die Nähe der Oberkante eines Sattelschlepperaufbaus zu stemmen, wo zwei andere Gefangene den Inhalt leerten. Und auf einem Sattelschlepper war viel, viel Platz. Nach dem Frühstück und nach dem Mittagessen der Amerikaner waren wir auf Achse. Natürlich fanden wir unter dem Weggeworfenen so manches, was wir selbst noch gut brauchen konnten. Man muß wissen, daß die US-Soldaten gar manches Beutegut oder von Deutschen Geschenktes mit nach Marseille brachten, wo sie plötzlich feststellen mußten, daß sie nichts weiter als den US-Inhalt ihres US-Seesackes mit an Bord nehmen durften. Alles andere wanderte in den Abfall. Trashfahrer wurden wegen ihrer ständigen Suche nach Verwertbarem auch „Tonnentaucher“ genannt. Tag für Tag brachten wir zwei Sattelschlepperfulren randvoll auf die Deponie zum Verbrennen. An die viele Arbeit hatten wir uns gewöhnt. Wir waren eine kameradschaftliche Gruppe, und der den farbigen Sattelschlepperfahrer begleitende US-Sergeant war uns wohl gewogen. Trotz Fraternisierungsverbot ließ er mit sich diskutieren. Gar manches Mal fanden wir morgens bei Arbeitsbeginn ein paar eingewickelte Bonbons auf der Ladefläche. Das war zwar nur eine Geste, aber es sind die Kleinigkeiten, die Freude machen und fröhlich stimmen. Beim Tonnentauchen hatte ich Feinseife, Rasierseife, einen aus Deutschland mitgebrachten seidenen Schlafanzug, Rasierwasser, ein Taschenmesser (verboten) gefunden und noch manches mehr. Ich war also wohlhabend geworden. Aber meine Tätigkeit ging wieder einmal plötzlich zu Ende. Ich wurde für eine US-amerikanische Küche eingeteilt. Wie alle Küchenkommandos bestand unsere Kochgruppe aus 15 Mann, von denen jeweils zwei dienstfrei hatten. Zu jedem Küchenbereich zählten mehrere Reihen von Drei-Mast-Zelten zur Aufnahme von im Normalfall bis zu 800 US-Soldaten. Die dazu nötige Verpflegung faßten wir in einem Verteilerdepot, dem eine bestimmte Anzahl Küchen angeschlossen war. Die Depots faßten ihre Vorräte im Hauptlager. Man macht sich keine Vorstellung von der Größe dieser Verpflegungszentrale. Haushoch und Hunderte von Metern lang in mehreren Reihen waren die Kartons und Kisten gestapelt. Schließlich muß bemerkt werden, daß Marseille 1944 der erste französische Hafen war, der intakt für die Versorgung der US-Armeen verwandt werden konnte. Als der Krieg plötzlich zu Ende war, lagerten riesige Vorräte, und die Truppen zogen ihrerseits, ein Schiff nach dem anderen, wieder aus Europa ab. Zumindest auf dem Verpflegungssektor gewannen wir einen Eindruck von der überragenden Organisation in der US-Army. Der Papierkram überwog den des deutschen Militärs bei weitem. Aber dem Es-

sensfahrplan konnte man zum Beispiel am 10. Juli entnehmen, was es am 11. November zum Mittagessen geben würde. Und das stimmte. So minutiös wurde hier geplant. Tag für Tag gab es das seit langem Vordruckte. Die Depots waren entsprechend sortiert, und die deutschen Gefangenen spürten. Ob Hauptlager, Verteiler-Depot, Küche, Trash-Kommando, Motor-Pool oder welches Kommando auch immer, überall waren die Gefangenen selbst die Ausübenden. Die Amerikaner kümmerte das nicht weiter. Hauptsache, der Laden lief. So hätten z. B. in jeder Küche wenigstens zwei US-Soldaten der jeweils durchzuschleusenden Einheit Dienst tun müssen. In der Praxis war das aber nicht der Fall. Wir ließen uns täglich um 5 Uhr morgens in einem Lkw abholen. Wir sagten einfach bei jedem nach Tagen oder Wochen stattfindenden Einheitswechsel, daß die Abholung per Auto üblich sei. Es waren ja eh genug da. Eigentlich hätten wir laufen müssen und auch keinen abholenden Posten mehr gebraucht.

In meiner Kochgruppe zählte ich nicht zu jenen, die das Essen zuzubereiten hatten. Das taten Fachkundigere, darunter auch zwei Bäcker. Meine regelmäßige tägliche Arbeit bestand aus

1. Konserven öffnen und den Inhalt in Töpfe leeren.
2. Leere Konservendosen (Hunderte!) mittels Holzstampfer pressen. Sie durften nur in diesem Zustand in die Tonnen geworfen werden.
3. Tägliche Ausgabe von Milch und Zucker beim Kaffee- oder Tee-Empfang.
4. Täglich zweimal Reinigen der sechs Abfalltonnen und der zwei Lebensmittelbehälter.
5. Hilfe beim abendlichen Küchensäubern.

All dies klingt recht einfach. Es war aber eine Menge Arbeit. Auf der anderen Seite waren wir jetzt, an der Quelle stehend, die Bestverpflegten in der ganzen Area. Und wenn es schon mal Frischeier gab statt Trocken- ei, dann wanderten die ersten Exemplare schon gleich nach 5 Uhr in unser Eßgefäß. Wir machten uns Kraftbrühe mit Ei. Weil es dann für Spiegeleier nicht mehr reichte, die Eier waren ja abgezählt, gab es eben Rührei. Die GIs waren auch so zufrieden, denn Frischeier waren eine Rarität.

Gegen gute Zigaretten waren wir vielen US-Soldaten beim Wäschewaschen behilflich. Damit war keine besondere Anstrengung verbunden. Waschbürsten brauchten wir dazu nicht. Die Amis hatten zur Reinigung ihrer Eßgeschirre vor jeder Küche drei Tonnen stehen, die mit Wasser gefüllt waren, welches mit benzinbetriebenen Einsätzen erhitzt wurde. Zwischen den Mahlzeiten benützten wir den ersten Bottich, der üblicherweise für die Grobspülung diente, hängten eine mit Löchern versehene Dreiliterdose, zur Hälfte gefüllt mit Kernseifewürfeln, in das kochende Wasser und fabrizierten damit eine hervorragende Seifenlauge. Dann ließen wir die Wäsche kochen.

Wir zogen die Wäsche auch noch durch klares Wasser und wrangen sie aus. Je nach Wäscheumfang brachte diese Arbeit vier bis sechs Packungen

US-Zigaretten. Für das Trocknen wollten wir keine Verantwortung übernehmen. Wir überließen es den Soldaten, dafür selbst zu sorgen. Denn die Papiersammler, mittlerweile perfekt mit nagelbewehrten Stecken ausgerüstet, liefen durch alle Zeltreihen und wechselten, wenn sie sich nicht beobachtet fühlten, schon einmal ihre schmutzige Wäsche gegen frisch gewaschene. Das war kein Diebstahl, sondern nur bequemer Tausch. Kommando „Von der Leine“ hießen diese Landser. Es gab aber auch noch ein „Kaufhaus Rothschild ohne Schaufenster“. Damit war das Bekleidungskommando gemeint. Die US-Soldaten wurden, sobald sie nach Hause führen, neu eingekleidet und gaben ihre alten Klamotten ab. Zwei Mann unserer Zeltgemeinschaft waren dort tätig. Für uns bedeutete das, daß wir unsere eigenen Drilliche einfach gegen neue wechselten. Unsere Freunde rückten eben abends mit zwei Drillichen am Leib ins Lager ein.

Mit den ständig wechselnden US-Truppen kamen wir in der Regel gut zurecht. Einige Beobachtungen blieben mir in Erinnerung. Nach Kriegsende erfolgte die Entlassung aus der US-Army nach einem Punktsystem. Es gab für alles mögliche Punkte. Für Gesamtdienstzeit, Übersee-Tätigkeit, Feindeinsatz, Auszeichnungen, Verwundungen usw. „High-Pointer“ waren jene GI, die uns am sympathischsten schienen. Das waren Frontsoldaten mit Erfahrung, die spontan für uns Verständnis hatten und fürsorglich eingestellt waren. So stellte eines Tages ein US-Feldwebel in der Mess-Hall unweit der Türe einen Karton auf den Tisch und malte darauf: „Smoking for the PW“ (Prisoner of war). Wir bekamen von dieser Truppe Zigaretten und Tabak in Hülle und Fülle. Je später aber die Truppen in Marseille eintrafen, etwa Ende 1945, um so distanzierter gaben sie sich. Manche meinten, ob wir nicht von der SS wären, weil wir immer noch Gefangenendienst taten.

Die US-Soldaten waren auch geduldig wie die Lämmer. Für alles, ob es klappte oder nicht, hatten sie ihr „o.k.“. Es gab nichts, wo sie nicht Schlange standen. So auch vor der Küche. Ehe die Offiziersmessen eingerichtet waren, beobachtete ich mit großem Respekt, daß die US-Army keine Rangunterschiede kennt, wenn es ums Essen geht. Da war eben der Hungrigste der erste vor der noch geschlossenen Türe. Und wenn dies ein Feldwebel war, so konnte hinter ihm ein Major und dann ein Gefreiter stehen. Das hat mir imponiert. Beim deutschen Barras undenkbar. Und jeder bekam, was ihm zustand. Wollte ein GI ein zweites Stück Kuchen, so hatten wir als Gefangene Auftrag, ihm zu sagen, er möge wiederkommen, wenn alle gefaßt hatten. Auch das war „o.k.“.

Einmal mußte ich befürchten, mir unfreiwillig den Unwillen vieler Soldaten zugezogen zu haben. Es war beim Morgenkaffee. Ich hatte ständig etwa ein Dutzend geöffnete Kondensmilchdosen und ein großes, rundes Blech vor mir stehen, auf welches der Inhalt eines 10-Pfund-Zuckersackes geleert war. Jedermann bekam Milch und Zucker nach Bedarf. Als an jenem Tag der Zucker zur Neige ging, griff ich zum nächsten Sack und

schüttete den Inhalt auf den übriggebliebenen Zuckerrest. Eine ganze Reihe Soldaten hatte bereits Kaffee gefaßt und war in die Mess-Hall verschwunden. Da kamen die ersten spuckend zurück. Ich hatte versehentlich den Salzsack erwischt und den Kaffee fleißig gesalzen. Nicht einer ist deswegen ärgerlich geworden. Der Schaden wurde behoben.

Und noch ein Eindruck: Eines Tages gerieten sich ein Offizier und ein Feldwebel mächtig in die Haare. In ihrer Rage zogen sie ihre Uniformjaken aus und begannen eine Keilerei. Anschließend zogen sie sich wieder an und gingen. Man sagte mir später auf Befragen, daß die beiden normale US-Bürger wären, solange sie ihre Uniform mit Rangabzeichen nicht trügen. Als Bürger konnten sie raufen. Ein Mitglied unserer Kochgruppe wurde von uns selbst teilweise vom Dienst freigestellt, um Glasherzen zu basteln. Damit war bei den Amerikanern ein Geschäft zu machen. Gegen Rauchwaren natürlich. Die Herzen schnitten wir in einer Abmessung von 2×2 cm aus Plexiglasscheiben von ca. 4 mm Dicke. Mühevoll wurden sie mit dem Messer herzförmig zugeschnitzt. War dies geschehen, so wurde mit einem heißgemachten Stahl, der in der Küche zum Messerschleifen diente, ein Loch eingebrannt. Dieses wiederum mußte mit einem genau passenden, der Länge nach zweigeteilten Plexiglas-Einsatz geschlossen werden. Zwischen die beiden runden Glasscheiben legte man nun das ausgeschnittene Kopfbild seiner Liebsten usw. Mit einer heißen Stopfnadel wurde schließlich noch die Öse für ein Kettchen eingeführt. Den größten Zeitaufwand verursachte das Polieren der Flächen und Kanten. Dies geschah meist abends im Zelt. Während wir uns unterhielten, polierten wir unsere Errungenschaften auf Klopapierrollen. Ich habe ein solches Herz gebastelt und, mit Irmgards Bild versehen, mit nach Hause gebracht, nach Jahren aber, ohne diesen Inhalt, einem lieben, jungen Freund zu dessen Hochzeit als Glücksbringer geschenkt.

Obwohl wir abends vor allem der Ruhe pflegen wollten, gab es doch ein reges Lagerleben. Zur Zerstreuung der Gefangenen diente ein großes Lagerorchester, das fast ausnahmslos Swing und sonstige Tanzmusik spielte. Seine Besetzung war entsprechend. Ferner trat gelegentlich ein Gitarren- und Mandolinen-Orchester, verstärkt durch Zieh- und Mundharmonikas, auf. Unter den letzteren war ich zu finden. Wir boten überwiegend Volksmusik, Wanderlieder usw. Es gab auch einen Boxring, und wir hatten scheinbar gute Gladiatoren unter uns. Ich verstehe davon nichts. Aber die Begeisterung der Menge am Abend bei Scheinwerferlicht war beachtlich. Die gleich danebenstehenden Wachtürme waren an solchen Abenden von farbigen US-Soldaten überbesetzt.

Wir hatten übrigens nur farbige Wachsoldaten. Sie waren unsere Freunde geworden. Irgendwie fühlten sie sich mit uns verbunden. In der ganzen Area erledigten sie die weniger angenehmen oder riskanteren Aufgaben, z. B. als Chauffeure von Tanklastzügen, Munitionstransporten, Feuerwehrwagen usw. Sie hatten auch separate Küchen, und unsere dort

eingesetzten Mitgefangenen hatten es besonders gut. „Du weißer Gefangener, ich schwarzer Gefangener“ war gelegentlich zu hören.

Bei den sportlichen Aktivitäten fehlte natürlich Fußball nicht. Hier wurden Kompanie-Meisterschaften ausgetragen. Im Kirchenzelt wurde nicht nur das Wort Gottes verbreitet. Es gab auch weltliche Kulturgenüsse zu hören. Zwei Konzertprogramme habe ich gerettet. Ich hörte am 17. Dezember 1945 und 9. Januar 1946 Musik von Bach, Händel, Beethoven, Mozart, Schubert u. a. unter Mitwirkung eines Kirchenchores, eines Kammer-Orchesters sowie mehrerer Solisten (Klavier, Violine, Cello und Bariton). Aber alle Kurzweil im Lager konnte unsere tristen Gefühle nicht aufhellen, Monat um Monat ohne Post von zu Hause zu sein, ja nicht einmal selbst geschrieben haben zu dürfen. So wurde ich am 14. Oktober 1945 ohne heimatliche Geburtstagsgrüße 24 Jahre alt. Um dieses Datum herum hatten wir für ca. drei Wochen in unserem Küchenareal keine US-Truppen stationiert und zu versorgen. Weil die Nachbareinheiten unsere Zelte teilweise beanspruchten, war der verbliebene Rest für die Unterbringung einer normalen US-Einheit zu gering. Das hielt uns aber nicht davon ab, Tag für Tag auszurücken. Inzwischen konnten wir dies tun, ohne von einem GI begleitet zu werden. Wir meldeten uns einfach ab und taten den ganzen Tag über nichts. Einerseits hatten wir noch jede Menge Verpflegungsvorräte in der Speisekammer. Zum anderen konnten wir bei unseren mitgefangenen Freunden im Verteiler-Depot fassen, was wir brauchten. Da überraschte uns eines Tages ein rothaariger Leutnant als Küchen-Kontrollleur. Einrichtung und Ausstattung waren bei uns nicht zu beanstanden. Er vermißte aber an unseren grünen Ami-Pullovern, die wir jetzt im Herbst trugen, die aufgemalten PW-Zeichen, die uns als Gefangene auswiesen. Am nächsten Tag wollte er wiederkommen und Vollzug gemeldet haben. Ein allzeit lustiger Vogel unseres Teams, aus Kassel gebürtig, bemalte daraufhin seinen Pullover vorne und hinten sowie an beiden Ärmeln total mit PW-Zeichen. Es ist bezeichnend, daß der US-Leutnant sich nicht auf den Arm genommen fühlte und mit einem „o.k.“ fortging. Tage später kam indessen ein Lkw, der den Inhalt unseres ganzen Vorratsmagazins übernehmen sollte. Auf dem Weg dorthin standen unsere sechs leeren Abfalltonnen. Ich hatte sie seit Tagen auf den Kopf gestellt, damit niemand seine Abfälle hineinwarf. Das hätte ja unnütze Arbeit einer sonst nichtstuenenden Kochgruppe gegeben. Nun legten wir Vorräte, die wir behalten wollten, blitzartig in die aufgestülpten Tonnen. Was wir ohnedies loswerden wollten, wie Trockenei, Trockenmilch, gedörrte Pflaumen usw., warfen wir auf den unbewachten Lkw. Der Leutnant stand ja im Magazin, und der Lkw-Fahrer war einer von der Gilde der Gefangenen.

Am 14. Oktober nun durchbrachen wir die heilige Essensordnung der US-Army. Es gab Klöße von rohen Kartoffeln und Braten in echt fränkischer Art, wie sich das für einen Nürnberger gehörte. Die Zeltgemeinschaft innerhalb der Kompanie Nachtigall überreichte mir gemeinsame

briefliche Grüße, ergänzt durch das Foto eines Pin-up-Girls und ein kleines Gedicht:

Wir wünschen all' aus ganzem Herzen
fürs nächste Jahr nur Gutes Dir.
Der Liebe allergrößte Freuden,
Gesundheit und ein Maßel Bier.
Doch feierst Du demnächst zu Hause
Geburtstags-Liebes-Seligkeit;
dann denk ein wenig der Banausen
aus Callas' „Let's go“ – Ewigkeit.
Es folgten neunzehn Unterschriften der Zeltkameraden.

Am 19. Dezember 1945 erhielt ich das erste Lebenszeichen aus der Heimat, eine Suchkarte von Irmgard, die am 2. November aufgegeben war. Ich selbst durfte meine erste Karte am 5. Januar 1946 und den ersten Brief am 13. Januar 1946 auf den Weg bringen. Neun Monate waren wir somit ohne jede Verbindung mit der Heimat. Und wieder stand Weihnachten bevor, ein weiteres Mal in weiter Ferne. Unser Beruf brachte es mit sich, daß wir an Weihnachten Dienst taten wie an anderen Tagen auch. Die Amis hatten auch an diesen hohen Feiertagen Hunger. Mitten im Lager stand ein großer Weihnachtsbaum. Am frühen Morgen spielten Bläser Weihnachtsklänge, die weit über alle Zelte hinweg erklangen.

Die US-Soldaten feierten den Heiligen Abend und den 1. Feiertag. Ihre Christbäume waren kunterbunt geschmückt. Sie waren guter Stimmung. Für sie alle stand ja die unmittelbare Rückkehr in die Heimat bevor. „Als Sieger kehre heim.“ Zum Mittagessen gab es Truthahn, wie auch an anderen hohen amerikanischen Feiertagen. Wir waren davon nicht begeistert. Dieses Essen war im Rahmen der knapp verfügbaren Kochzeit besonders arbeitsaufwendig. Die Truthähne kamen tiefgefroren. Unsere Köche schwitzten gewaltig, weil sie die großen Vögel alle erst zum Braten vorbereiten mußten. Und das für mehrere hundert Soldaten. Wenn es stimmt, daß der Truthahn siebenerlei Fleisch liefert und das beste davon die Brust ist, dann hat das Kochteam allerdings das Beste vom Besten gegessen. Bei unseren ausgefüllten Arbeitstagen haben wir von Weihnachtsfeiern im eigenen Lager nichts mitbekommen. Ich habe jedenfalls keine Eindrücke behalten. Aber Rückschau hielten wir auf das Jahr 1945, als wir abends vor dem warmen Kanonenofen saßen. Aus allen Zeltspitzen lugten nun Ofenrohre und qualmte der Rauch. Erst vor wenigen Tagen und Wochen, je nach Glück der einzelnen Zeltgemeinschaft, hatten wir nach und nach eiserne Kanonenöfen organisiert. Ein anderer Weg blieb uns nicht. Bei der US-Army gab es keine solchen Öfen. Wir „Köche“ als Frühaufsteher und Spätheimkehrer kamen für die Ofenbesorgung nicht in Frage. Weiß der Kuckuck aber, woher diese Öfen alle kamen! Die geheizten Zelte waren der letzte Schrei an Wohnkomfort in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Voraus ging im Herbst 1945 der Bau von Doppelbetten, eine ent-

scheidende Kultivierung unseres Gefangenendaseins. Hatten wir doch fast ein halbes Jahr auf dem Boden Frankreichs gelegen, das entsetzliche Lager in Worms nicht vergessend. Nicht, daß unsere Gewahrsamsmacht nun Betten verteilt hätte, o nein. Eines schönen Tages organisierte ein Kommando allerlei Holzvorräte. Bald darauf begann ein lustiges Sägen und Nageln. Als unsere amerikanische Lageraufsicht nichts anderes dazu zu sagen wußte als „o.k.“, dauerte es nur wenige Tage, und Tausende von Landsern lagen in doppelstöckigen Betten. Unsere inzwischen längst irgendwo „abgestaubten“ See-Säcke lagen und standen aber immer noch im Dreck. Wie Abhilfe schaffen? Eine lustige Geschichte mit typisch amerikanischem Ausgang steht am Beginn der Holzbodenproduktion. Eine Zeltgemeinschaft machte hierzu den Anfang. Man brachte lange Bohlen mit nach Hause und nagelte darauf ebenfalls organisierte Bretter, deren Länge der vollen Zeltbreite entsprach. Als unsere amerikanische Aufsicht das Werk betrachtete, war man nicht einverstanden. Solches Holz war für uns zu kostbar. Es durften nur Bretter von unter einem Meter Länge, also Abfallholz, verwendet werden. Der Offizier sprach's und ging. Daraufhin rissen die schlauen Zeltler die Bretter wieder heraus, sägten sie auf ca. 90–95 cm ab und bauten sie wieder ein. Der Ami fand's „o.k.“ und grinste sich eins.

Es versteht sich nun fast von selbst, daß plötzlich ungeahnte Mengen von Balken und Brettern „gefunden“ wurden. Es dauerte nur ein bis zwei Wochen und alle Zelte hatten den gleichen neuen Komfort.

Welchen Humor die Amis an den Tag legten, zeigt ein weiteres Beispiel: Ein Wettbewerb wurde ausgerufen. Die schönsten Zeltvorgärten sollten prämiert werden. Es gab vor allem Zigaretten zu gewinnen. Irgendwelche Verzierungen aus Stein, Holz und ähnlichem hatten die Zelte schon vorher aufzuweisen. Diesmal machte sich eine Zeltbelegschaft den Jux, mit kleinen Steinen folgenden Satz in die braune Erde bei Marseille zu setzen: „Wer nicht arbeitet, soll wenigstens gut essen.“ Der Ami ließ sich das übersetzen, lachte und prämierte auch dieses Zelt. Zu unserer Kultivierung zählte auch der Naßbereich. Wir hatten hier ausreichende Waschgelegenheiten und konnten täglich duschen. Weil Wasser nach wie vor kostbar war, hieß es aber: eine Minute Duschen, eine Minute einseifen, eine Minute Duschen. Kein Zweifel, daß man auch in dieser kurzen Zeit sauber wird. Wir konnten uns kaum mehr vorstellen, wie schrecklich die hygienischen Verhältnisse im Lager 404 waren. Nur alle paar Wochen bekamen wir damals Wasser. Auf halbhohen Holzgestellen waren US-Soldatenhelme umgestülpt in Löcher eingesetzt worden. Das waren die Waschbecken. Pro Mann erhielten wir dann etwa einen Liter Wasser. Das mußte von Kopf bis Fuß reichen. Meinen Spiegel hatte man mir abgenommen. Als Scherben wäre er ja noch eine Waffe gewesen. So polierte ich mir die Deckelseite einer Konservendose und konnte mich einigermaßen darin erkennen. Immerhin wollte ich mich mit dem gleichen Wasser und stets der

gleichen Rasierklinge ja auch rasieren, wenn's auch weh tat. Wäschewechsel erübrigte sich mangels Masse.

Aber das war jetzt vorbei.

Mit Anbruch des neuen Jahres vermehrten sich die Gerüchte über eine baldige Entlassung. Wir wußten, daß das Lager 404 inzwischen ziemlich leer war. Zigtausende waren in den letzten Monaten in den Arbeitseinsatz gekommen. Die deutschen Lagerführungen in 404 hielten noch ihre Stellungen, so gut sie konnten. Soweit sie in Arbeitskommandos gesteckt wurden, ging es ihnen berechtigterweise sehr schlecht. Hatten sie doch erheblichen Anteil am geschundenen Dasein vieler Gefangener. Sie bereicherten sich, schikanierten, ließen exerzieren, robben und mit der Nase Steine rollen. Sie ernährten sich auf Kosten der Allgemeinheit hervorragend. Einige wurden von aufgebracht Gefangenen, die nicht vergessen konnten oder besonders gelitten hatten, erschlagen. Für mich bleibt festzuhalten, daß die Gewahrsamsmacht USA im Lager 404 offenen Auges all diese Schikane geduldet hat und sich dabei auch noch höchst zweifelhafter jugoslawischer Posten bediente, das Käppi mit dem Sowjetstern garniert.

Ende Januar sollte unsere Stunde der Befreiung schlagen. Ganz offiziell wurde uns die bevorstehende Entlassung mitgeteilt. Wir mußten zur Einteilung von Transportzügen noch einmal für einige Tage, höchstens Wochen in das Lager 404. Der Jubel im Lager 416 war unbeschreiblich. Wir konnten unser Glück nicht fassen. Viele weinten vor Freude. Endlich nach Hause in den Schoß der Familie. Andere waren voller Sorge. Es mußte sie bedrücken, nicht zu wissen, wo sie ihre Schritte hinlenken sollten. Sie waren ohne Heimat. Diese war jetzt russisch, polnisch oder tschechisch. Sie hatten nicht die geringste Ahnung, wo ihre Lieben geblieben waren. Gar mancher gab als Heimatort jenen seines besten Kameraden an. Auch mein Herz lief über vor Glück, als wir nach langen Monaten wieder einmal US-Sattelschlepper bestiegen, um die erste Etappe nach Hause zurückzulegen. Wir trafen in 404 ein. Zur Entlassung mußten wir unsere Kriegsgefangenenkleidung gegen schwarz gefärbte US-Drillliche eintauschen. Transporte wurden zusammengestellt, von jeweils ca. 1500 Mann Stärke. Das Essen war hier inzwischen wesentlich nahrhafter geworden, als noch im Frühsommer 1945. Dies war nicht mehr das berüchtigte Hungerlager, sondern das heißersehnte Entlassungs-Camp. Eines Tages wurde ein Kriegsgefangener mit einem Körpermaß von über 1,80 m gesucht. Zu besetzen war der Posten eines „Pfeifen-Mannes“, der am Lagertor Signal zu geben hatte, sobald ein Offizier das Lager betrat. Die Kameraden in meiner näheren Umgebung hänselten mich und meinten, ich sollte mich bei 1,85 m Länge doch melden, um hier beim Stamm-Personal eingereiht zu werden. Ich tat dies aber nicht, denn ich wollte so schnell wie möglich nach Hause. Wie grausam sollte ich mich täuschen.

Februar 1946: Statt Heimkehr Übergabe an die Franzosen

Nach meinen Aufzeichnungen, gestützt auf die 1946 geführte Korrespondenz mit Irmgard, war es am 6. Februar 1946, als morgens auf den Wachtürmen nicht mehr farbige Amerikaner standen, sondern noch dunkelhäutigere französische Kolonialsoldaten. Die amerikanische Flagge war durch die französische Trikolore ersetzt worden. Vor den Toren sah man französische Offiziere und andere Dienstgrade. Man hatte uns, Tausende hoffnungsfroher Menschen, in aller Heimlichkeit an die Franzosen übergeben. Wir fühlten uns verraten und verkauft. Unbeschreibliche Szenen sollten sich in den nächsten Tagen abspielen. Selbstmorde und Selbstverstümmelungen häuften sich. Mehrmals wurden wir von den Amerikanern und Franzosen gezählt. Nie stimmte die erwartete Kopfzahl. Fluchtversuche endeten tödlich im Stacheldraht. Die französischen Militärärzte wurden aktiv. Die Untersuchung geschah höchst oberflächlich, d.h. rein äußerlich. Wir fühlten uns wie am Sklavenmarkt. So ähnlich mußten einst die Negerklaven von kaufwilligen Amerikanern behandelt worden sein. Es gab nur ein „arbeits- oder arbeitsunfähig“. Mit den mir noch verbliebenen Französischkenntnissen wollte ich dem untersuchenden Stabsarzt mit dem Satz „J'ai mal au cœur“ ein Herzleiden vortäuschen. Er antwortete aber nur ohne lange Überlegung: „Tu travailleras dans un bureau.“ Als ob er mein Schicksal geahnt hätte, schon bald hinter einem Schreibtisch zu arbeiten. Wie Schweine und Rinder auf dem Schlachthof wurden wir alle gestempelt. Ich erhielt ein „A“ (arbeitsfähig) von blauer Farbe auf den Handrücken gedrückt. Der Stempel war gegen Wasser und heißen Kaffee resistent und hielt mehrere Tage. Ich war endgültig in französischer Kriegsgefangenschaft. Und dies nicht im Kriege, auch nicht am 8. Mai 1945, sondern am 6. Februar 1946.

Zu unserer damaligen Situation ist zu sagen, daß nach Zitaten aus dem „Bericht der Wissenschaftlichen Kommission der Bundesregierung zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des zweiten Weltkrieges“ nach Kriegsende 1 065 000 deutsche Soldaten in französischem Gewahrsam waren. Nur ein kleiner Teil von ihnen, nämlich 237 000, waren von französischen Streitkräften gefangenengenommen worden. Die Masse der Deutschen in französischen Lagern war ursprünglich in amerikanischer Gefangenschaft und anschließend an die Franzosen übergeben worden, die darauf bestanden.

Aus einem Buch, welches sich mit der Auswertung des Berichtes der oben zitierten Kommission befaßt, entnehme ich auszugsweise folgendes: „Im Sommer 1945 reisten Delegierte des Internationalen Roten Kreuzes durch die Lager in Frankreich, in denen deutsche Kriegsgefangene festgehalten wurden. Die Abgesandten der Hilfsorganisation verfaßten in Genf unter dem Datum des 21. August 1945 eine Denkschrift mit be-

stürzendem Inhalt. Sie stellten fest, daß der Nahrungsmangel das Leben von 200 000 deutschen Kriegsgefangenen unmittelbar gefährde. 2000 Gefangene seien so krank, daß kaum Aussicht auf ihre Erholung bestehe. 2000 Gefangene seien so schwach, daß sie keine Nahrung mehr aufnehmen könnten und künstlich ernährt werden müßten. Und: Für 600 000 Gefangene in französischen Lagern gebe es nur ungenügende Unterkünfte – ein angesichts des bevorstehenden Winters möglicherweise lebensgefährlicher Zustand.

Die Amerikaner wurden alarmiert. Sie weigerten sich daraufhin strikt, weitere deutsche Kriegsgefangene an die Franzosen auszuliefern. Begründung: „Die Deutschen in französischer Hand sind ungenügend ernährt, untergebracht und bekleidet.“

Mehr noch: Das US-Hauptquartier in Frankfurt am Main forderte von der französischen Regierung, 200 000 Gefangene, die wegen ihres Gesundheitszustandes arbeitsunfähig waren, wieder an die Amerikaner zu überstellen. Tatsächlich übergaben die Franzosen im Herbst und Winter des Jahres 1945 an die Amerikaner rund 70 000 deutsche Soldaten, allesamt krank und arbeitsunfähig. Sie wurden in die Heimat entlassen.“¹

Es wird hier offensichtlich verschwiegen, daß die Amerikaner trotz ihrer gewonnenen schrecklichen Erkenntnisse erneut nachgiebig wurden, und diesmal wohl wissend, was sie taten. Sie ließen sich mit 70 000 Gefangenen abspeisen und schickten anfangs 1946, ich weiß nicht wie viele, aber mindestens Zehntausende zu den Franzosen. „Verliehene“ Menschen, als ob man schnell mal so ein Fahrrad verleiht. Selbst im Mai 1946 sollte deutsche Soldaten dieses Schicksal noch ereilen. Ich komme darauf noch zurück. Und in den spärlichen deutschen Zeitungen war dann zu lesen: „Die Amerikaner haben keine Gefangenen mehr. Die Letzten verließen am 22.7.46 die USA.“ Unser seelisches Martyrium erreichte seinen absoluten Höhepunkt, als wir wieder in ein anderes Cage eingeschleust wurden und abends in der Dämmerung plötzlich durch den Maschendraht im benachbarten Cage entsetzlich heruntergekommene Gestalten sahen. Zu Skeletten abgemagerte Kriegsgefangene in alten, zerlumpten und zerrissenen Wehrmachtsuniformen, barfuß in Holzpantinen, und das im Februar. Das waren also jene Kameraden, die von den Amerikanern an die Franzosen „ausgeliehen“ waren und zurückgeholt wurden, um krank und elend nach Hause zu fahren. Es war schier unerträglich, daran zu denken, daß uns ersatzweise nun das gleiche Schicksal widerfahren konnte.

Noch waren wir von den Franzosen nicht gefilzt. Spontan ergriff einer einen großen Papiersack, in welchem sonst das Weißbrot der Amerikaner transportiert wurde. Wir warfen an Tabak hinein, was wir zu entbehren glaubten. Das war eine ganze Menge, denn wir hatten als „aktive“ Raucher viel Tabak gespart. Wir schleusten den Sack in das Nachbarcage, und Gott sei Dank ging die Verteilung einigermaßen friedlich vonstatten. Am nächsten Tag nahm man uns wieder alles ab, was französische Soldaten

brauchen konnten. Selbst eben erst für den „Heimtransport“ gefaßte Tabakrationen wanderten über den Tisch.

Wir blieben nur noch wenige Tage mit kummervollen Mienen in Südfrankreich. Eines Tages hieß es „Gepäck aufnehmen“ und unter strengster Bewachung verließen wir das Lager 404 bei Séptèmes-les-Vallons in Richtung Bahnhof. Ich bekenne, weich in den Knien geworden zu sein, als ich den Seesack schulterte und zum Bahnhof marschierte. Ich mußte mich zusammennehmen, um nicht zusammenzubrechen. Quo vadis? Niemand konnte unser weiteres Schicksal vorausahnen. Wir fuhren die ganze Nacht in Richtung Norden. Endlich konnte ich im knallvollen Güterwagen einschlafen. Am „Transport-Komfort“ hatte sich für Kriegsgefangene seit einem Jahr nicht das Geringste geändert. Wir lagen Mann an Mann auf dürftigem Stroh am Boden.

Träumt jeder Mensch in seinem Leben wohl tausend und mehr Träume, so bleiben diese jedoch kaum haften. Ich habe in Erinnerung behalten, daß mir im Traum auf dem Transport von Südfrankreich nach Savoyen ein Güterzug entgegenkam. In einem Waggon sah ich lauter Urnen und darunter eine, welche meinen Namen trug. Es mag Spinnerei sein, sich mit der Auflösung dieses Traumes zu befassen. Ich legte diese Erscheinung so aus, daß ich in ein neues Leben eintrat. Das bisherige war gestorben. Es galt, sich Neuem zuzuwenden und, wie schon seit Jahren, wieder einmal die Ohren steif zu halten.

Wir erreichten unser Ziel, das Dépôt de P.G. 142 in Pont d'Ain.² Es lag in ehemaligen Kasernengebäuden, durchwegs Flachbauten. Was lag näher, als nach unserem Eintreffen gleich wieder gefilzt zu werden. Es gab immer noch etwas abzunehmen. Ich war bei der Mitnahme meines Besitzes in das Lager ungewöhnlich erfolgreich, indem ich dem filzenden adjudant-chef zufällig meine Briefftasche mit sehr vielen Fotos meiner überaus hübschen Irmgard vor die Augen kommen ließ. Er betrachtete diese Bilder eingehend und ließ mich dabei meinen See-Sack aus- und wieder einpacken, ohne sich weiter darum zu kümmern. Die Fotos schienen ihm interessanter. Und es gab ja noch mehr inhaltsreiche Säcke. Im Lager endgültig angekommen, wurden wir von den bereits seit 1944 hier darbenden Gefangenen, die stets nur bei den Franzosen waren, ob unseres guten körperlichen Zustandes bestaunt. Mit ca. 50 Mann belegten wir eine der vielen Baracken, die schmucklos, eine neben der anderen, da standen.

Als wir in den ersten Tagen bemerkten, wie eifersüchtig die alten Insassen des Lagers auf die richtige Menge ihrer Zuteilung achteten, lachten wir noch. Drei Wochen später hatten wir uns angepaßt. Wir waren längst wieder hungrig geworden, und der Hunger war das fast einzige Gesprächsthema. Gab es im Lager 404 von amerikanischen Lebensmitteln eben viel zu wenig, so bestand unsere Ernährung hier hauptsächlich aus Wicken und Sojamehl bzw. Lauchgemüse. Wir hatten, mehr als uns lieb war, zu den typisch französischen Toiletten zu rennen; denn Durchfall

war an der Tagesordnung. Morgens gab es Kaffee primitivster Art. Mittags eben Wicken, Lauchgemüse mit Sojamehl, selten etwas anderes. Abends erhielt jeder 300 g Brot sowie einen gestrichenen Eßlöffel voll Zucker. Einmal in der Woche faßten wir ein Stückchen Käse von Daumnagelgröße, ein anderes Mal eine Scheibe Blutwurst ohne jeden weiteren Inhalt. Nach drei Wochen hatten auch wir in der Baracke der Neuankömmlinge eine „Brotwaage“. Sie bestand aus einem „Waagbalken“, in Form einer einfachen Holzleiste, der an einer Schnur hing. Links war eine Schale an Bindfäden aufgehängt, die „Gewichte“ aufnehmen konnte. Als solche dienten Kieselsteine, die in der Küche abgewogen und mit Tintenblei markiert waren. Sie entsprachen einem Gewicht von 300 g. Auf der anderen Seite der Waage hing ein mehrere Zentimeter langer Holzdorn, dessen Eigengewicht mit der Schale identisch war. Dieser Holzdorn wurde in ein Brotviertel gespießt. Das Viertel eines Brotlaibes entsprach aber nur grob 300 g. Ergab sich ein Ungleichgewicht, so wurde entsprechend mit Brotscheiben aufgewogen. blieb am Ende eine Scheibe übrig, so wurde diese auf sämtliche Barackeninsassen aufgeteilt(!). Jeder bekam einen Brotwürfel. Ich habe noch jenen älteren Mitgefangenen vor Augen, der im Doppelstockbett mein Untermann war. Abend für Abend sammelte er mit seinem Löffel auch noch die letzten Brosamen ein, damit von seinem Tellerinhalt wirklich nichts verloren ging.

Für uns alle war dieser Rückfall in primitivste Zustände außerordentlich deprimierend. Dazu war es im Februar noch sehr kalt, und die Baracken waren nicht geheizt. Jedermann strebte danach, so bald wie möglich für ein Arbeitskommando eingeteilt zu werden, wenngleich keiner wußte, ob er damit vom Regen in die Traufe kommen würde oder nicht.

Zur kulturellen Betreuung hatten wir ein Lagerorchester, das, wie üblich, Tanzmusik von sich gab, gelegentlich auch Operettenmelodien. Ferner existierte ein Lagerchor. Eines Abends sah ich diesen Chor durch das Fenster eines „Kultur-Saales“ proben. Die Sänger hatten den Vorzug, daß während ihrer Übungen in einem Kanonenofen ein bescheidenes Reisigfeuer brannte. Die Gruppe stand im Halbkreis, der zweite Baß dem Ofen am nächsten. Anderntags meldete ich mich als Chormitglied zum zweiten Baß. Zu meiner Entschuldigung muß ich sagen, daß ich zeit meines Lebens ein sangesfroher Mensch bin, ein Erbe von Vater und Mutter. Aber der erste Baß wäre für meine Stimme vielleicht weniger anstrengend gewesen. Wesentlich war indessen damals, ein bis zwei Stunden lang so nah wie möglich am Ofen zu verbringen.

Täglich wurde zu irgendwelchen Einsätzen aufgerufen. Wichtig waren für die Auswahl die erlernten Berufe. Dank meiner in der Schule und 1943/44 in Nordfrankreich erworbenen französischen Sprachkenntnisse landete ich nach einigen Wochen in der Schreibstube der Lagerverwaltung als Schreiber und Dolmetscher. Letzteres war nötig, wenn mit Franzosen zu sprechen war, die Gefangene abholten oder zurückbrachten.

Das Frühjahr 1946 verstrich, ohne daß wir auch nur das Geringste davon mitbekommen hätten. Das Lager war trostlos öde. Das einzig Bemerkenswerte war im Mai ein Neuzugang an Kriegsgefangenen. Sie kamen aus den USA via Le Havre. In den Staaten wurden sie zur „Entlassung“ eingeschifft und in Le Havre den Franzosen übergeben („geliehen“). Welch ein Betrug, noch ein Jahr nach Kriegsende. Und jetzt hatten die Amerikaner keine Gefangenen mehr. Also hatten sie ihre doch „verschenkt“? Die Postverbindung war seit Januar unterbrochen. Endlich, im April, konnte ich per Gefangenenpost-Formular erste Nachricht nach Nürnberg geben. Und diese konnte nicht den Eindruck vermitteln, daß ich bald nach Hause käme. Auch eine Blinddarm-Entzündung Mitte Mai war für eine Entlassung nicht ausreichend. Das Erinnerungsträchtigte an dieser Erkrankung war die im Krankenrevier verabreichte Milchsuppe mit Zwieback. Erst am 2. Juni 1946 erhielt ich, nach dem 19. Dezember 1945, zum zweiten Male Post aus der Heimat.

Juni 1946: Haupt-Vertrauensmann für 5000 Gefangene

Ende Juni wurde anlässlich eines Appells nach Gefangenen gefragt, die französisch sprachen. Außer mir meldeten sich nur noch drei Kameraden. Wir hofften auf ein Kommando, wo uns das Wissen um die französische Sprache zum Vorteil gereichen könnte. Darum ging es aber nicht. Vielmehr wurden Kandidaten gesucht, die als Nachfolger für den scheidenden Hauptvertrauensmann des Dépôts in Frage kamen, der nach Hause durfte. Zu meiner nicht geringen Überraschung wurde ich zum Nachfolger ausgewählt. Vielleicht haben mein Berufsbild und meine Kenntnisse um den Papierkram beim Militär den Ausschlag gegeben. Nach der Genfer Konvention³ war es Sache der Gefangenen, ihren Hauptvertrauensmann selbst zu bestimmen. Die Forderung der Gewahrsamsmacht war indessen, daß dieser ihre Sprache sprechen müsse.

Am 25. Juni 1946 übernahm ich mein neues Amt. Noch nicht 25 Jahre alt, war ich damit zum Verantwortlichen für über 5000 Gefangene gegenüber der französischen Lager-Kommandantur geworden. „Welch eine Wandlung durch Gottes Fügung.“ Diesen Satz sagte schon einmal jemand. Aber hier war keine Schlacht geschlagen worden. Es ging darum, von einem Tag auf den anderen auf das Schicksal tausender mitgefangener Kameraden Einfluß zu nehmen, und zwar so positiv wie möglich. Eine Verlegung der Dépôts nur wenige Tage später, im Juli, nach Bourgen Bresse, kam mir glücklicherweise zu Hilfe. Nun waren wir nicht mehr auf dem flachen Lande in dörflicher Umgebung, sondern in einer großen Stadt mit entsprechendem wirtschaftlichem Hintergrund. Das sollte für uns nicht unwichtig werden. Nach wie vor waren wir Gefangenen im Dé-

partement de l'Ain eingesetzt, was vielleicht einem deutschen Regierungsbezirk entspricht. Untergebracht waren wir in der Caserne Brouet, in erdgeschöbigen Ziegelbauten.

An unserer sozialen Struktur hatte sich zunächst nichts geändert. Ein Saal unseres Hauptgebäudes wurde für die Kirche reserviert. Sie diente beiden Konfessionen, und wir hatten einen evangelischen und einen katholischen Pfarrer unter uns. Das waren nach der Genfer Konvention sogenannte „geschützte Personen“, die sich außerhalb des Lagers frei bewegen konnten. Sie taten dies auch reichlich per Fahrrad und besuchten unentwegt die verschiedenen Kommandos. Die Fensterscheiben des Kirchensaales wurden mit sehr viel Liebe und außergewöhnlichem Geschick bunt bemalt. Gleich einer Kathedrale konnten wir so das Sonnenlicht verzaubern.

Ein weiterer Saal stand für Tischtennis zur Verfügung und wurde täglich rege benützt. Selbst Meisterschaften wurden ausgetragen. Aber in der Caserne hielten sich außer dem Stammpersonal von ca. 150 Mann in aller Regel nur etwa 150–250 weitere Gefangene auf, die entweder krank waren und in dem dazugehörenden Dépôt-Lazarett lagen oder von ihrem Kommando zurückkamen, also auf neue Einsätze warteten.

Zu dem im Dépôt-Bereich liegenden Lazarettbau zählte auch eine Zahnstation, die, gemessen am heutigen Standard, unter abenteuerlichen Bedingungen arbeitete. Vorweg muß ich aber sagen, daß dort zwei Nürnberger Landsleute tätig waren. Chef der Station war Dr. Ponater, ein Unterarzt von militärischem Rang, dem der ebenfalls aus der Noris stammende Gefr. Theo Scharold assistierte. Letzterer kam als „évadé“, ein erfolglos geflohener Kriegsgefangener also, zu uns, nachdem man ihn in unserem Dépôt-Bereich geschnappt hatte. Nach vier Wochen Arrest und dem üblichen Glatzenschnitt landete er recht bald in der Zahnstation, wo er sich erfolgreich bemühte, den armen Zahnkranken die Angst vor dem reichlich derben Unterarzt bzw. dessen karger technischer Ausstattung zu nehmen. Der Doktor betrieb seine uralte Bohrmaschine höchstpersönlich per Fußpedal, um die Umdrehungsgeschwindigkeit des Bohrers den Erfordernissen entsprechend selbst regulieren zu können.

Bei den nötigen Impfprozessen im Dépôt-Lazarett mußte übrigens eine Injektionsnadel, jeweils nur in Alkohol getaucht, für mindestens fünf Gefangene reichen, ehe sie ausgekocht und weiterverwendet wurde.

Die Masse der 5000 Kameraden war auf rund 400 Kommandos aufgeteilt. In einer späteren Lagerzeitung habe ich allen Dépôt-Angehörigen die Kommandogliederung mitgeteilt, und zwar:

Kommando Nr: 1–243 Landwirtschaftlicher Einsatz
 250–279 Holzkommandos
 300–332 Einsatz zur Rekonstruktion
 350–356 Einsatz im Steinbruch
 370–375 Industrie Oyonnax

- 390–392 Kunststoff-Industrie (Zelluloid, Kämmе, Zahnbürsten, Puppen)
Trefilerie Bourg (Drahtfabrik)
- 403 Mataflon
- 404 Genissiat (damals größte Talsperre in Europa;
ca. 800 Gefangene = jeder Sechste)
- 406 Tagbau von Soblay
- 410–420 Militärkommandos
- 430–459 Sonstige Kommandos
- 470–471 Straßenbaukommandos der öffentlichen Verwaltung.

Es galt, die Verbindung zu diesen großen und kleinen Kommandos bis hin zum Ein-Mann-Einsatz zu vertiefen und, wo nötig, die Verhältnisse am Ort zu verbessern. Durch gelegentliche Besuche von seiten der Kommando-Vertrauensleute im Dépôt gewann ich den Eindruck, daß dort vieles im argen lag, geschlagen wurde, Hunger herrschte usw. Andererseits kannten die Gefangenen selbst weder ihre Rechte noch Pflichten, die in der Genfer Konvention niedergelegt sind.

Im Dépôt existierte seit Herbst 1945 eine Lagerzeitung, die von fünf „Redakteuren“ verfaßt und mit Tinte von Hand in Blockschrift geschrieben wurde. Mehr als ca. 100–150 Exemplare à vier Seiten kamen dabei nicht zustande. Sie reichten aus, um allenfalls Großkommandos zu versorgen.

Am alten Sitz des Dépôts in Thôl fand ich bereits eine Lagerkantine vor, in der es außer Zigarettenpapier, Mehl, Schuhcreme und ein paar anderen Utensilien wie Knöpfe, Nähgarn usw. nichts zu kaufen gab. Nur die jeweils im Dépôt Anwesenden konnten dort mittels Lagergeld versuchen, ihren Bedarf zu decken. Jeder im Arbeitseinsatz stehende Gefangene erhielt indessen pro Tag einen Lohn von zehn (alten) Franc. Davon wurden fünf auf dem Kommando ausbezahlt. Die restlichen fünf sammelten sich auf dem Konto der Gefangenen unter seiner Nummer im Dépôt. Kam der Betreffende in das Lager zurück, so konnte er den aufgelaufenen Betrag in Lagergeld abheben, aber reichlich wenig damit anfangen. In dem Bestreben, hier Entscheidendes zu verbessern, habe ich folgendes unternommen:

1. Ich habe den Lagerkommandanten gebeten, einverstanden zu sein, daß jeder Gefangene die zweiten 5 Franc/Tag dazu verwenden konnte, bargeldlos, also zu Lasten seines im Lager geführten Kontos, in der Kantine einzukaufen, auch wenn er auf Kommando war.
2. Ich habe den Lagerkommandanten gebeten, mir dabei behilflich zu sein, daß eine in Bourg ansässige Druckerei unsere bisher von Hand geschriebene Lagerzeitung gegen Entgelt druckte, und zwar in jeweils 1000 Exemplaren à acht Seiten. Das war insofern nicht leicht, als Papier auch in Frankreich ausgesprochene Mangelware war. Es kam

hinzu, daß die Zeitung ohne jede Werbung und Inserate für jede Druckerei eigentlich ohne Interesse war.

Der Kommandant hat meine Vorschläge angenommen. Das hieß nun nicht mehr „o.k.“, sondern „d'accord“. Was nun immer in den nächsten Monaten an bescheidenem Wohlstand ausbrach, war diesen beiden Entschlüssen zu verdanken. Denn: mit der neuen Lagerzeitung erreichte ich alle Kommandos. Ich konnte allen Gefangenen mitteilen, daß sie in der Kantine zu Lasten ihres Kontos einkaufen konnten. Ich informierte per Lagerzeitung über unser Kantinenangebot. Das Kommando bestellte schriftlich per Sammelauftrag unter Angabe von Namen, Gefangenen-Nr. und gewünschtem Gegenstand. Die Preise waren bekannt. Die Kantine packte jede Bestellung sackweise zusammen, und was nicht selbst abgeholt wurde, spedierte man auf dem üblichen Postwege an den Bestimmungsort. Das Rechnungsbüro belastete die Konten der Gefangenen im einzelnen.

Ich habe damit das ausgelöst, was man in der freien Wirtschaft „Versandhandel“ nennt. Eine Zeitung gegen Entgelt drucken zu lassen hieß aber, das entsprechende Kapital verfügbar zu haben. Zu diesem Zweck erhob ich auf die Einkaufspreise der Kantine einen Zuschlag von 10%. Weil unser Kantinenumsatz von bisher ca. 100 000 (alten) Franc/Monat, der größeren Nachfrage wegen, sehr rasch auf eine Million stieg und dies auf Dauer, hatte ich genügend Geld verfügbar, um nicht nur die Zeitungskosten zu decken. Für manche Lebensmittelhändler und andere Lieferanten von Gebrauchsgütern waren wir durch diese Umsatzsteigerung ein interessanter Wirtschaftsfaktor geworden. Zwangsläufig vervielfältigte sich unser Angebot. Schließlich gab es Schokolade, Datteln, Weintrauben und andere bisher unerschwingliche Dinge in der Kantine zu kaufen. Der Gewinn aus dem Kantinengeschäft diente schließlich auch dazu, die Verpflegung zu verbessern. Von jetzt an gab es auch abends warme Küche. Der Eintopf wurde kräftiger und bestand längst nicht mehr aus Wicken und Sojamehl. Unseren mitgefangenen ehemaligen SS-Soldaten, überwiegend blutjunge Kerle, die erst gegen Ende des Krieges eingezogen worden waren, ging es speziell auf Straßenbau- und Steinbruchkommandos besonders schlecht. Wie in 404 bei den Amerikanern, bekamen sie auch hier eine Sonderbehandlung. Wir Infanteristen haben im Kriege die Waffen-SS zwar stets beneidet, weil sie besser ausgerüstet, durchwegs motorisiert und besser verpflegt war. Aber schließlich waren das Frontsoldaten wie wir vom Heer. Ich habe sie in Rußland persönlich erlebt. Es gibt keinen Grund, diese Soldaten zu hassen. Vielleicht hat die völlig überflüssige Mißhandlung der Angehörigen dieser Waffengattung schließlich erst dazu geführt, daß hier eine eigene Hilfseinrichtung auf Gegenseitigkeit (HIAG)⁴ ins Leben gerufen wurde. Ob man hier nicht Ursache und Wirkung verwechselt? Ich ließ jedenfalls aus humanitären Gründen fallweise die Verpflegung dieser besonders schweren Kommandos verbessern.

Wenn wir die kulturelle Betreuung aller Kameraden vertiefen wollten, so bedurfte es hierzu in größerem Umfang als bisher freiwilliger Kräfte, die bereit und in der Lage waren, nach Feierabend für ihre Mitgefangenen zu wirken. Zum Stammpersonal zählten etwa 150 Mann. Nur aus diesem Bereich konnten unsere Künstler und Vortragenden rekrutiert werden. Etwaige Lücken habe ich versucht, über die Lagerzeitung zu stopfen, indem ich auf der letzten Seite, die dem Hauptvertrauensmann vorbehalten war („Was der PG wissen muß“), nach Musikern und Professoren, Lehrern oder Studenten in höheren Semestern suchte. Diese Leute mußten dann aber tagsüber in irgendeiner Funktion voll einsatzfähig sein. Das Lagerorchester stand. Es ging mir aber darum, den Kammermusikbereich auszubauen. Cello und Bratsche hatte ich bei der YMCA⁵ angefordert, die Spieler waren zu suchen.

Unsere Unterrichtskurse befaßten sich mit Themen wie: Mechanik, Mathematik, Französisch und Englisch. Vortragsreihen galten der Erdkunde, der Kulturgeschichte. Darüber hinaus gab es Einzelvorträge über spezielle, interessante Themen.

Die räumlichen Verhältnisse erlaubten es nicht, Sport im großen Stil zu betreiben. Außer Tischtennis waren Schach- und Skat-Turniere am beliebtesten. Das Lagerorchester fand bei der Masse großen Zuspruch. Kammermusikalische Veranstaltungen wurden von einem kleineren Zirkel Interessierter frequentiert. Aus meiner Programmsammlung entnehme ich:

20. 7.46 Musik von Telemann, Beethoven und Händel, ergänzt durch eine Dichterlesung R. M. Rilke „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“.

28. 8.46 Abendliche Feierstunde zur 197. Wiederkehr des Geburtstags von Johann Wolfgang von Goethe. Die „Schülerszenen aus Faust I und II“ wurden umrahmt mit Musik von Telemann.

„Greift nur hinein, ins volle Menschenleben.
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt
Und wo Ihr's packt, da ist es interessant.“

(Faust, Vorspiel auf dem Theater)

28. 10.46 Musik- und Leseabend „Aus der Deutschen Romantik“.

Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Gedichte von Joseph Freiherr von Eichendorff.

„Und Du willst, Menschenkind, der Zeit
verzagend unterliegen?

Was ist Dein kleines Erdenleid?

Du mußt es überfliegen.“

Klavierstücke aus „Lieder ohne Worte“ umrahmten folgende Eichendorff-Gedichte:

Wanderspruch

Treue

Letzte Heimkehr

Das zerbrochene Ringlein
Mahnung
Der Unbekannte
Heimweh.

18. 3.47 Ein Abend mit Wolfgang Amadeus Mozart
unter Mitwirkung von Flöte und Klavier
sowie dem Lagerchor („Abendruhe, Schutzgeist“).

Wie in langen Kriegsjahren war auch in der Gefangenschaft die große, klassische Musik mein echter Halt. Sie erfüllte mich total, und ich konnte immer wieder von ihr zehren. Sie bleibt ein Leben lang meine große Liebe. Meine erhalten gebliebene, umfangreiche Korrespondenz mit Irmgard weist über Jahre fast in jedem Brief auf musikalische Erlebnisse hin, die ich jedesmal zu schildern versuchte. Ich hatte mit Irmgard vereinbart, eine im Kriege allwöchentliche Sendung, wenn immer möglich, zu hören. In diesen Stunden wollten wir uns gedanklich besonders nahe sein.

Nach unserer Ankunft in Bourg en Bresse bauten wir uns in einem Saal, der allgemeinen Veranstaltungen dienen sollte, einen Boxring, umgeben von vier Pfosten und den Seilen. Auf diesem Podest konnte man boxen oder auch Musik machen oder Vorträge halten. Für ein Theater, an das wir nun dachten, war der Aufbau indessen reichlich unbefriedigend. Wir begannen deshalb, mit Zustimmung des Kommandanten auf diesem Fundament eine richtige Theaterbühne aufzubauen, mit Souffleurkasten und Kulissen mit rückwärtigen, wenn auch sehr knappen Gängen. Es wurde eine vorbildliche Bühne. Wesentlichen Verdienst hatten einige Kameraden, die sich als Bühnengestalter und Kulissenmaler exzellent hervortaten. Nach meiner Erinnerung war einer von ihnen in diesem Beruf bei der Dresdner Staatsoper tätig. Quer von einer Wand zur anderen wurde über die Bühne noch das Motiv eines Nürnberger Kaufmannszuges gemalt. Weil wir aber weder Waffen besitzen noch im Zuge der „Umerziehung“ solche malen und damit „verherrlichen“ durften, ließen wir die Spieße und Hellebarden weg. Es war also ein friedlicher Zug. Vom Herbst 1946 bis zum Frühjahr 1947 brachten wir vier Theaterstücke auf die Bretter. Das war mit sehr viel Fleiß aller Beteiligten verbunden, denn für die Vorbereitungen blieben nur die Abendstunden nach getaner Arbeit oder die Wochenenden übrig. Unsere Theatergruppe war so erfolgreich, daß selbst die französischen Soldaten der Verwaltung, häufig elsässischer Abstammung und daher deutsch verstehend, mehr und mehr die Plätze einnahmen. Bis zu vier unserer Kameraden mußten, je nach Programm, in Frauenkleider schlüpfen. Diese fertigten wir in unserer Schneiderei, ebenso wie unser Schuster Damenschuhe produzierte. Was eine Frau auch immer benötigt, schöne Haare in Form einer Perücke, Augenbrauen- und Lippenstift, Büstenhalter (mit Füllung), Damenstrümpfe: alles wurde organisiert. Finanzieller Rückhalt war auch hier der Nutzen aus unserer Kantine. Die Begeisterung der Lagerinsassen über das Gebotene war enorm.

Mit kleineren Theateraufführungen, Sketchen, Musik und Vortragen fuhr auch Sonntag für Sonntag ein Lastkraftwagen auf den Straßen des Départements, um unsere großen Kommandos aufzusuchen, die wir vorher an bestimmten Orten zusammentrommeln. Mit diesem Einsatz begannen wir im Spätherbst 1946, und dazu gibt es eine Vorgeschichte. In jenen Wochen ordnete die französische Verwaltung, wohl auf nationaler Ebene, an, daß besonders geeignete und zuverlässige „Propagandaredner“ durch entsprechende Vorträge auf Kommandos zur „Umerziehung“ beitragen sollten. Ich nahm die Gelegenheit beim Schopf und schlug vor, wenn hierfür schon ein Fahrzeug unterwegs sein dürfe, dann sollte eine darüber hinausreichende kulturelle Betreuung auf den Kommandos stattfinden. Statt eines Pkws fuhr nach dem „d'accord“ des Kommandanten unser alter Panhard-Lkw durch die Lande. Über die Betreuung der Kommandos im Département Ain berichtete die Lagerzeitung z.B. für den Zeitraum Februar/März 1947: „In den Monaten Februar und März war die kulturelle und politische Betreuung wieder recht rege. Jeden Sonntag war der Vortragsredner zusammen mit der Künstlerschar unterwegs, um den Kameraden draußen auf den Kommandos Anregung und Abwechslung zu bieten. An den Wochentagen erstreckte sich die Betreuung auf die Lager Bourg und Vennes (ein Nebenlager von Bourg; d.V.). Von den Kommandos wurden in erster Linie die größeren berücksichtigt und darunter vor allem die Rekonstruktionskommandos. Die dem jeweiligen Betreuungsort nahe liegenden kleineren Kommandos wurden ebenfalls eingeladen und, soweit die Kameraden abkömmlich waren, haben sie gern der Einladung Folge geleistet. Insgesamt fanden in den beiden Monaten fünfzehn Veranstaltungen statt, an denen über 1800 Kameraden teilgenommen haben.“

Den Vorträgen lagen folgende Themen zugrunde:

1. Diktatur und Demokratie
2. Deutsches Sozialproblem auf demokratischer Basis
3. Amerikanische Verfassung
4. Östliche und westliche Demokratie
5. Gedanken über die Erziehung der deutschen Jugend.

Nachstehend geben wir eine Übersicht über die verschiedenen Veranstaltungen der beiden vergangenen Monate:

2. Februar	Sathonay	57 Teilnehmer
9. Februar	Nantua	50 Teilnehmer
23. Februar	Thoissey	80 Teilnehmer
23. Februar	Leyment	99 Teilnehmer
20. Februar	Caserne Brouet	80 Teilnehmer
27. Februar	Camp des Vennes	250 Teilnehmer
2. März	Châtilly s. Chalons	117 Teilnehmer
6. März	Caserne Brouet	100 Teilnehmer
9. März	Artemare	300 Teilnehmer

16. März	Oyonnax	102 Teilnehmer
20. März	Camp des Vennes	80 Teilnehmer
23. März	Fort l'Ecluse	60 Teilnehmer
27. März	Camp des Vennes	200 Teilnehmer
30. März	Usine Bertholus Bellegarde	200 Teilnehmer“.

Was es für die Gefangenen bedeutete, Besuch aus dem Dépôt zu erhalten, der für Zerstreuung und Information sorgte, ist dem Bericht aus einer anderen Nummer der Lagerzeitung auszugsweise zu entnehmen: „Unser Berichter war dabei“. „Am 16. März, 10 Uhr früh starteten wir 17 Mann hoch in Bourg, und nach zwei Stunden war über gewundenen Serpentinstraßen das 600 m hoch gelegene Oyonnax erreicht. Freudig wurden wir begrüßt, brachte doch der mitfahrende Hauptvertrauensmann gleichzeitig Brief- und Paketpost, Zeitungen und Zigaretten für alle dortigen Kommandos mit. Bald waren in einem für diesen Zweck vorübergehend hergerichteten großen Fabrikraum über 100 PGs versammelt, die gespannt und freudig bewegt auf den Beginn der Veranstaltung warteten, auf die sie sich schon lange gefreut hatten. Alle Altersklassen waren unter ihnen vertreten, und alle folgten mit Aufmerksamkeit nach den einleitenden Worten des Hauptvertrauensmannes und einem ernsten Musikstück dem Vortrag unseres Kameraden Lothar. In einfachen, schlichten Worten zeichnete er den Kameraden, von denen mancher nun doch vielleicht bald seiner Entlassung entgegensieht, die Verhältnisse und Lebensbedingungen in der Heimat, wie sie jeder von uns sehen muß, wenn er mit ernsthaftem Willen zur Mitarbeit an den Nachkriegsproblemen zurückkommt. Zwischenrufe und Beifall am Schluß zeigten Mitgehen und Aufgeschlossenheit der Hörer für das Thema und gaben dem Vortragenden die Gewißheit, daß seine Worte nicht umsonst gesprochen waren.

Nach diesem ernsten und gewichtigen Auftakt kam Edgar Gerlatzek mit seiner Lagerkapelle an die Reihe. Ouverturen, Märsche und Tänze in bunter Folge, angesagt und durch humorvolle Einlagen abgelöst von unserem heiteren Stacheldraht-Philosophen Friedrich Schrewe. Starker Beifall, mitgesummte und gesungene Schlagertexte, nicht endenwollende Lachstürme dankten den Meistern des Tones und Wortes. Glänzende Augen und lachende Mienen zeigten uns, wie groß die Freude und Entspannung war, die hier geschenkt wurde.

Nach gastfreundlich dargebotener Erfrischung war die reisende PG-Künstlergesellschaft bald wieder mit Instrumenten und Requisiten im Lkw verfrachtet und nach schneller Rückfahrt (für unseren ängstlichen Edgar in den Kurven meist zu schnell) um 20.30 Uhr endlich im Dépôt. Rund elf Stunden sind alle unterwegs gewesen, sicher eine Anstrengung für unsere „Wanderbühne“, denn alle ihre Mitglieder sind ja nur „nebenberuflich“ Musiker oder Schauspieler und geben Woche für Woche ihren freien Tag, den Sonntag hin, um die Kameraden auf Kommando zu erfreuen. Dankt es Ihnen durch Euren Beifall.“

Noch ehe sich aber Wanderbühne und Vortragsredner im Spätherbst auf den Weg machten, fand ich eine Gelegenheit, an Sonntagen Kommandofahrten zu unternehmen. Ein Abbé Pierre von der Kirche in Bourg bot sich eines Tages bei der französischen Verwaltung an, bei deutschen Gefangenen im Département de l'Ain Gottesdienst zu halten, sofern man ihm für die Reise Wagen und Fahrer zur Verfügung stellte. Abbé Pierre hatte einmal in Heidelberg studiert und sprach recht gut deutsch. Obwohl wir selbst zwei radfahrende Lagerpfarrer hatten, waren wir von dem Angebot begeistert. Dies um so mehr, als ich auf diese Weise Gelegenheit hatte, im Pkw mitzufahren. Am Lenkrad saß ein PG, an dessen Seite ein bewaffneter Marokkaner, der über Gefährt und Inhalt wachte. Den Fond teilte ich mit dem Abbé. Unsere Unterhaltung hielt ich in französisch, mein Sitznachbar in deutsch. Bliebe noch zu sagen, daß unser hilfreicher Geistlicher einen vorzüglichen Tabak rauchte, der auch in meinem Pfeiflein Platz fand.

Mit den Fahrten durch das herrliche Savoyen zu deutschen Kriegsgefangenen verband Abbé Pierre – und das war wohl vorausbedacht – Besuche bei seinem jeweils örtlichen Amtsbruder. Dort gab es immer wenigstens ein Huhn im Topf und eine gute Flasche Wein für den Kirchenmann. Ich nützte die Gelegenheit, Sonntag für Sonntag Briefpost und Päckchen auszuhändigen. Außerdem hatte ich zur Aufklärung der Gefangenen über Rechte und Pflichten eine größere Anzahl Hefte beim Internationalen Roten Kreuz beschafft, die ich mit entsprechenden Empfehlungen verteilte.

Der Dezember 1946 war überschattet von zwei bedrückenden Ereignissen. In der Nacht zum 9. Dezember wurde auf die Unterkunft des Kriegsgefangenen-Kommandos in der Trefilerie (Drahtfabrik) von Bourg ein Attentat verübt. Zwei Angehörige der Belegschaft des Werkes hatten in blinder Verhetzung Handgranaten in die Gefangenen-Unterkunft geworfen. Über den Hergang der Tat wurde seinerzeit berichtet, daß zwei maskierte Franzosen, in deutscher Uniform verkleidet, gegen Mitternacht in die Unterkunft eindrangten, die beiden zivilen Wachposten überwältigten und fesselten. Anschließend drangen sie in den Schlafraum und warfen vier Handgranaten. Es gab zwei Tote und mehrere Verletzte. Die Attentäter wurden später dingfest gemacht und unter Anklage gestellt. Nach Wochen mußte ich die Nachricht entgegennehmen, daß die beiden Franzosen freigesprochen wurden. Angeblich haben sie sich zu dieser Tat hinreißen lassen, nachdem sie aus den Zeitungen wiederholt über deutsche KZ-Greuel gelesen hatten. War das also kein Mord? War dieser Freispruch der Weg, um deutsche Kriegsgefangene, die ja in weit überwiegender Zahl keine Nazis waren, sondern arme Schweine, die immer noch die Rechnung anderer mit dem Verlust ihrer Freiheit bezahlen mußten, zu überzeugten Demokraten zu erziehen??

Im Weihnachtsmonat verdichteten sich auch besorgniserregende Mel-

dungen von unserem größten Außenkommando, der Barrage de Genissiat. Dort wurde die damals größte Talsperre Europas gebaut, unweit der schweizerischen Grenze. Etwa 800 deutsche Gefangene arbeiteten zusammen mit Polen, Tschechen, Afrikanern, Jugoslawen in drei Schichten rund um die Uhr. Die Behandlung des deutschen Kontingents war miserabel. Das galt nicht nur für die französische Leitung an der Baustelle, sondern dieser Zustand war auch hervorgerufen durch ständige Schikanen seitens der anderen internationalen Arbeiter, unter welchen höchst abenteuerliche Gestalten steckten. Es gab Prügel, wenig zu Essen, dünne Suppen und häufig Ausfälle durch Krankheit. Solche kranken Rückkehrer vom Kommando gaben mir ihre Erkenntnisse und Beobachtungen weiter. Ich berichtete hierüber zusammenfassend sowohl der französischen Kommandantur als auch dem Comité International de la Croix Rouge; dessen Vertreter, Monsieur Filliettaz, hatte seinen Sitz in Lyon. Er war Schweizer Staatsbürger und zuständig für ganz Süd- und Ostfrankreich. In diesem Zusammenhang sei gesagt, daß die monatliche Berichterstattung im Umfang von ca. 6–8 Seiten an das Rote Kreuz in Lyon zu meinen regelmäßigen Aufgaben gehörte. Die Berichte durchliefen die Zensur, wurden aber anstandslos akzeptiert.

Meine Demarche hatte Erfolg. Der Kommandant ließ mich nach Genissiat reisen, wo ich für drei Tage und zwei Nächte blieb. Während dieser Zeit ließ ich mir rund um die Uhr, nur von kurzen Schlafpausen unterbrochen, aus den Reihen der einzelnen Arbeitsgruppen Mitteilung über die Zustände machen. Nach drei Tagen war der Kern aller Klagen für mich offengelegt. Nicht nur die Franzosen verschoben die Gefangenenvspflegung kisten- und körbeweise, sondern der deutsche Kommando-Vertrauensmann steckte mit unter der Decke. Das war ihm auch anzusehen. Wohlbeleibt und mit feistem Nacken stand er vor mir. Der Inbegriff des fiesen Charakters.

Bei der abschließenden Sitzung, zu der auch der französische Lagerkommandant mit seinem Sicherheitsoffizier sowie Monsieur Filliettaz geeilt waren, wurde offen über alle Erkenntnisse diskutiert. Ich konnte mich in dieser Runde als „Geschützte Person“, die ich war, gleichberechtigt fühlen. Meine aus taktischen Gründen wichtigste Aussage war, daß der Kommando-Vertrauensmann nicht gewählt, sondern von den Franzosen eingesetzt war. Das sollte sich sofort ändern. Es wurde gewählt. Der neue Mann tat, worauf es ankam, und fernerhin wurden die Nachrichten aus Genissiat immer erfreulicher. Das Essen wurde besser, Zerstreuung wurde geboten in Form von Musik, Fußball- und Pingpongspielen. Zwar waren die räumlichen Verhältnisse eng, aber ein gutes Wort bei den Pfarrern machte es möglich, den Kirchenraum einfach so zu unterteilen, daß während anderer Veranstaltungen der Altar verdeckt wurde. So einfach ist das. Übrigens waren auch die französischen Verantwortlichen in Genissiat von dem „Hohen Besuch“ so beeindruckt, daß Unregelmäßigkeiten fer-

nerhin unterblieben. Der abgelöste Vertrauensmann aber, der nicht nur Leid und Not seiner Mitgefangenen, sondern auch einige dort wegen körperlicher Schwäche Verstorbene auf dem Gewissen hatte – dieser Mann war der erste und letzte, den ich bei seiner Rückkehr ins Dépôt filzen ließ. Dies tat die Lagerpolizei. Sie bestand aus vier Gefangenen. Es gehörte übrigens im Juni 1946 zu meinen ersten Amtshandlungen, deren Knüppel zu kassieren. Sie wurden nicht mehr gebraucht. Es ging ja auch so bestens. Der Ankömmling hatte mehrere Schweizer Uhren versteckt. Natürlich wußten wir, wo wir suchen mußten. Rasierpinsel, Schuhabsätze u.a. waren beliebte Verstecke. Nach wenigen Tagen wurde der Gefangene in ein Bergwerk versetzt.

A propo: Mort par cachexie. Diesen Begriff habe ich noch in Erinnerung. Ich übersetzte ihn damals mit „Tod durch körperlichen Verfall“. Auf gut deutsch waren solche Gefangene vor Entkräftung gestorben, also verhungert. Im Bereich des Dépôt de PG 142 liegen über dreihundert deutsche Soldaten unter der Erde. Ich habe alle ihre Dossiers gelesen, und weit überwiegend war mort par cachexie die Todesursache. Und fast alle waren sie vom Sommer 1944 bis Ende 1945 gestorben. Als ich im Sommer 1946 diese Akten in die Hände bekam, begann ich mit vielen Hinterbliebenen zu korrespondieren. Eine erschreckende Arbeit und eine große dazu. Inzwischen beschäftigte ich einen Sekretär mit klappriger Schreibmaschine. Ich muß daran erinnern, daß ich zu jener Zeit noch keine 25 Jahre alt war. Es bedurfte eines starken Herzens und großer seelischer Kraft, um hinterbliebenen Frauen, Müttern und Bräuten in dieser insgesamt so schwierigen Zeit alle Fragen zu beantworten, soweit das irgendwie noch ging.

Wie viele deutsche Soldaten sind in französischer Kriegsgefangenschaft gestorben? Im Frühjahr 1987 sah ich im ZDF in der Sendereihe „Damals“ ein Interview. Zu meiner Überraschung hörte ich aus dem Munde eines Sprechers des „Instituts für Zeitgeschichte“, daß es keine französischen Aufzeichnungen gibt. Warum? Das Dépôt mit der Nummer 142 kennt allein über dreihundert Tote. Man weiß laut Bericht der „Wissenschaftlichen Kommission der Bundesregierung zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des zweiten Weltkriegs“, daß nach Kriegsende 1 065 000 deutsche Kriegsgefangene in französischer Hand waren. Die Franzosen haben offenbar penibel darüber Buch geführt, wer aus Gefangenschaft flüchtete und wer wieder eingefangen wurde. Auf den Kopf genau: 171 029 brachen aus, 81 507 erreichten die Heimat, 89 522 Gefangene wurden wieder gefaßt. Aber die Zahl der Toten kennt man nicht, obwohl man doch hoffentlich über die Zahl der Entlassenen genaue Notizen gemacht hat. Im Bericht der „Wissenschaftlichen Kommission“ heißt es zu diesem Thema: „Die Erwartung, die Mortalität unter den Gefangenen im Bereich einer westlichen Gewahrsamsmacht mit genauen Zahlen belegen zu können, bleibt unerfüllt. Zum Verständnis trägt jedoch bei, daß unter

den Verhältnissen in den ersten Monaten nach Kriegsende auch im Westen manches dunkel blieb, dunkel bleiben mußte. Das Chaos verdarb so manche gute Absicht, die sich auf dem Papier fürsorglich, menschlich und übereinstimmend mit dem Genfer Recht ausnahm.“

„Dunkel bleiben mußte“ ... „auf dem Papier übereinstimmend mit dem Genfer Recht ...“ Welch elegante Formulierungen! Es hat keinen Sinn, hier weiterzugrübeln; denn immerhin soll, so lese ich, die schreckliche Zahl von sechs Millionen ermordeten Juden wissenschaftlich gesichert sein. Dabei bin ich alles andere als ein „Aufrechner“. Es geht mir wirklich nur um Sachlichkeit, Wahrheit und Logik.

Meine im Juni übernommene Arbeit als Hauptvertrauensmann nahm mich sehr in Anspruch. Ich hatte wieder, wie einst bei den Panzerjägern, einen voll ausgefüllten Tag bis weit in die Nacht hinein und über Monate hinweg – dank der sonntäglichen Kommandofahrten – kein Wochenende. Die Verbindung zur Heimat war normalerweise auf einen Brief und eine Postkarte pro Monat beschränkt. Im Laufe der Zeit benützte ich aber stillschweigend auch normale Briefbogen und konnte so meine Nachrichten mehren. Jeder Brief drehte sich um die Frage nach der Heimkehr. Niemand konnte sie beantworten. Jeder von einem Gericht Verurteilte kennt sein Strafmaß. Bei guter Führung kann er damit rechnen, sogar früher entlassen zu werden. Für uns hingegen war der Tag der Freiheit nicht vorhersehbar. Es versteht sich, daß es im Laufe der Zeit immer schwieriger wurde, die Verbindung zu Irmgard allein über das geschriebene Wort aufrechtzuerhalten. Wie sehr uns die Frage nach der Zukunft hinter dem Stacheldraht quälte, mögen ein paar Beispiele aus der damaligen Korrespondenz erklären:

9. August 1946:

Unter den Klängen Beethovenscher Musik beginne ich heute mit einem zärtlichen Kuß für Dich meine Zeilen. Ich weiß nicht, Kind, wenn ich solche Musik höre, bin ich zu Hause, sitze auf dem Sofa und sehe nur die beleuchtete Skala des Rundfunkgerätes. Und Du sitzt dann neben mir, und ab und zu drücke ich Deine Hand, wenn mich eine hervorragende Stelle der Tonschöpfung ganz besonders packt. Es ist wahr, Kind. Unsere großen Musiker, Dichter und Denker geben mir so viel, daß mir das Niedrige, Gemeine und Dreckige nichts anhaben kann. Sie sind auch mit mein größter Halt in der schweren Zeit der Gefangenschaft.

Wir haben nun auch hier im Lager begonnen, kammermusikalische Feierstunden zu veranstalten. Geige, Flöte und Klavier stehen uns zur Verfügung. Eine Bratsche habe ich noch bei der YMCA bestellt. Ja, mein allerliebstes Kind. Am 21. August mache ich 500 Tage Gefangenschaft voll. Eine furchtbar lange Zeit und doch eigentlich nichts im Leben. Hoffen wir, daß ich nicht mehr allzulange von Dir weg bin. Diese Zeit

kann uns beiden aber keinen Schaden antun, wenn Du mich so sehr und wahrhaft liebst wie ich Dich. Ich glaube an Dich, Kind, denn Du bist ein Stück von mir. Mehr kann ich Dir nicht sagen. [...]

21. August 1946:

[...] Außerdem habe ich heute ein Jubiläum zu feiern, von dem ich jedoch lieber verschont geblieben wäre. Fünfhundert Tage bin ich mit dem heutigen Tage hinter Stacheldraht. Ich darf nicht daran denken, wie schön diese Zeit bei Dir gewesen wäre, und ich darf auch nicht daran denken, wie schwer ich damals körperlich, seelisch und moralisch litt. Aber trotz allem Unglück und der furchtbarsten Enttäuschung vom 6. 2. 46 habe ich doch noch ein gütiges Schicksal gefunden, und wenn ich an Hunderttausende von Kameraden denke, dann will ich doch lieber schweigen. Meine Rechnung über 1½–2 Jahre Gefangenschaft, die ich am 9. 4. 45 aufstellte, scheint doch so ziemlich aufzugehen.

Ich weiß, Kind; es ist viel, wenn ich von Dir verlange, auf mich zu warten, zumal der Tag des Wiedersehens noch unbestimmt ist. Ich glaube aber auch, daß Deine Liebe zu mir noch so groß ist, um die schwere Zeit des Alleinseins zu überbrücken.

Ich kann heute noch nicht sagen, was ich in Zukunft zu tun gedenke, da ich so vollkommen aus dem Alltag herausgerissen bin, daß mir jede Möglichkeit fehlt, hier einen vernünftigen Maßstab anzulegen. Du kannst aber überzeugt sein, Kind, daß ich nicht eher ruhen werde, bis unser beider Leben wieder lebenswert ist. Mein ganzes Sinnen und Trachten geht aber zunächst nur danach, recht bald für immer nach Hause zu kommen, und erst wenn ich bei Dir bin, ist es mir möglich, bei Dir und durch Dich so viel Kraft zu schöpfen, daß ich mit Erfolg an die Arbeit gehen und vorwärtskommen kann. [...]

7. Dezember 1946:

[...] In drei Tagen schreiben wir den 10. 12. 1946. Damit jährt sich ein Tag zum dritten Male, seit welchem ich trotz Krieg, Not, Hunger, Elend, langer Trennung und großer Sehnsucht ruhig, zufrieden und glücklich bin. Dabei mögen die äußeren Umstände meiner gegenwärtigen Lebenslage so sehr auf mich eindringen, wie immer sie nur wollen. Ich vergesse nicht unsere erste Verabredung vor drei Jahren und nehme mir oft geistige Ferien. Ich kehre in jene Zeit zurück und fahre mit Dir in Urlaub. Niemand kann mir diese schönen Tage nehmen. Sie bilden einen großen Teil der Grundlage meiner Tatkraft als junger Mensch vor über 5000 Männern. Vielleicht sollte ich mir hier nicht so viele Sorgen machen, Kind; gewiß, Du hast recht. Aber, könnte ich denn anders vor mir selbst bestehen?

Wir wollen an Weihnachten und an Silvester unsere Gedanken noch enger verknüpfen als sonst und beide recht fest die Daumen halten, daß es

1947 klappt. Wenn auch die Lage der amerikanischen Kriegsgefangenen in Frankreich noch nicht endgültig entschieden ist, so glaube ich doch, daß wir Hoffnung haben dürfen. Mein innigster Wunsch Tag für Tag und Woche für Woche ist nur der, daß ich Dich wieder so finden werde, wie ich Dich verlassen habe, daß Du stark bleibst und auf mich wartest. Niemand weiß besser als ich, wie schwer diese Zeit auf Dir lastet. [...]

Wieder stand der 14. Oktober ins Haus. An diesem Tage sollte ich nun ein Vierteljahrhundert vollenden. Was hatte das Schicksal in den letzten zwölf Monaten nicht alles für mich aufgehoben. Wie weit lag der Tag der Kartoffelklöße und der Zeltgemeinschaft unter Frankreichs südlicher heißer Sonne zurück. Hier haben mich die Kameraden aus meiner nächsten Umgebung, weitgehend in den verschiedensten Stellen des Dépôts tätig, mit manchen Aufmerksamkeiten bedacht. Ihre schriftlichen Grüße waren durchwegs auf handbemaltem Papier ausgedrückt. Ich besitze diese Erinnerungstücke, kleine Kunstwerke, heute noch. Um 6.30 Uhr spielte man ein Morgenständchen. Vier Musiker aus dem Lagerorchester (ein tragbares Harmonium, Posaune, Saxophon und Geige) ließen das Lied „Schier dreißig Jahre bist Du alt“ und den Choral „Lobet den Herren“ erklingen. Beides wurde auch bei anderen Geburtstagskindern vorgetragen. Es spielte dabei keine Rolle, daß keiner von den Beglückten gerade 30 Jahre alt wurde. Die Lagerzeitung griff noch einmal zu Feder und Tinte. Wie in alten Zeiten wurde von Hand geschrieben, diesmal eine Sondernummer mit „DNB“-Nachrichten, was nicht „Deutsches Nachrichtenbüro“, sondern „Doch nur Blödsinn“ hieß. Dieses Einzelexemplar, ein glänzendes Beweisstück für Humor hinter dem Stacheldraht, ist wohlverwahrt in meinen Händen.

Ich berichtete Irmgard von unseren Lageraktivitäten scheinbar so begeistert, daß sie aus meinem Brief vom 26. Oktober den Eindruck gewann, ich würde wohl gar nicht nach Hause wollen. Welch ein Trugschluß. Aber ich habe hier, wie schon vorher und später über Jahrzehnte hinweg im Berufsleben, stets mindestens 100%ige Leistung bringen wollen. Ich konnte gar nicht anders. Das machte mir Spaß, ja das brauchte ich. Entweder ich engagierte mich mit Begeisterung für eine Sache, oder ich ließ sie liegen. Und hier in Gefangenschaft spürte ich stark, wie sehr Eigeninitiative hilfreich sein konnte. An dieser Stelle meine ich sagen zu müssen, daß nach meinem Eindruck gar oft die Verhältnisse in Gefangenenlagern deshalb schlecht waren, weil die deutsche verantwortliche Führung versagte oder nur in die eigene Tasche wirtschaftete (Lager 404).

Nach all den Ereignissen und Eindrücken in der ersten Dezemberhälfte, Mord an zwei Kameraden und Beseitigung von Mißständen in Genissiat, rückte nun doch das Weihnachtsfest näher und näher. Nach 1940/1941/1942/1944/1945 sollte dies also in sieben Jahren mein sechstes Weihnachten fern der Heimat sein. Wir hatten es in der Hand, die Tage so

besinnlich und feierlich, aber auch so nahrhaft wie möglich zu gestalten. Dazu waren die richtige Organisation, der entsprechende Personaleinsatz und Geld nötig.

Letzteres hatten wir aus unserem Kantinengeschäft, dessen Überschuß ja ausschließlich für die Gemeinschaft verwendet wurde. Unser größter Einkauf war ein ganzes Schwein für das Weihnachtessen. Unser Nürnberger Metzger Michael Herzog befaßte sich mit diesem schönen Stück Vieh in der Lagerküche, die übrigens auch jetzt noch reichlich primitiv eingerichtet war. Noch heute sehe ich auf einem Foto Stapel von gewöhnlichen Eimern, die man sonst zur Pferdetränke benützte. Sie haben bis zuletzt dazu gedient, das Essen auf die Zimmer zu verteilen.

Was wir zu Weihnachten auf die Beine brachten und wie wir das Fest erlebten, geht in konzentrierter Form aus meinem Brief an Irmgard vom 26. Dezember 1946 hervor:

„Meine allerliebste Irmgard!

Weihnachten liegt hinter uns. War ich auch fern von Dir, so verlief unser Fest im Lager doch so harmonisch, daß wir es nie vergessen werden. Am Nachmittag des 24. Dezember fand eine Weihnachtsfeier unter Mitwirkung unseres Kammertrios (Flöte, Violine und Klavier) und des Lagerchores statt. Unser Kapellmeister spielte als Weihnachtsgeschenk Max Bruchs Violinkonzert Nr. 1 g-moll. Während der Feier wurden auf den Stuben die Tische gedeckt. Jedes Zimmer hatte seinen geschmückten Weihnachtsbaum mit Kerzen. Jeder Mann im Lager und Lazarett bekam auf den weiß gedeckten Tisch 1 Weihnachtsstollen (über 1 kg), 1 Dattelfruchtplatte, 1 amerikanische Konserve, 1 Lebkuchen, einige Äpfel und eine handgemalte Weihnachtskarte. Dazu kam die Spende des Roten Kreuzes: pro Mann 5 englische Zigaretten.

Das Essen war gestern und heute auch vortrefflich. Zweimal gab's Schweinebraten, am 24. Dezember Bratwurst mit Salat und einmal Goulasch. Unser Nürnberger Metzger Michael Herzog hat seine Sache gut gemacht und außerdem noch für jeden eine gute Blutwurst hergezaubert. Zu jeder Mahlzeit gab's Bohnenkaffee mit Milch. Wie Du siehst, hatte unser Magen auch Feiertag.

Gestern nachmittag war ein festliches Weihnachtskonzert angesetzt, und am Abend spielte unsere kleine Theatergruppe Theodor Körners „Nachtwächter“, bearbeitet von Fritz Schrewe (Lagerzeitung). Es war ein großer Erfolg, alles war restlos begeistert.

Die Festgottesdienste wurden sehr feierlich untermalt durch das mitwirkende Trio und den Lagerchor, in dem ich auch mitsinge (II. Baß). Weithin sichtbar strahlt für alle ein großer Baum mit elektrischen Kerzen im Hof der Kaserne. Es war ein unvergeßliches Weihnachtsfest, doch fehlten uns allen unsere Lieben zu Hause. Nun bin ich froh, daß wir diese Tage hinter uns haben. Es hat mich viel Nerven gekostet. Ich

bin froh, daß trotz der unheimlichen Schwierigkeiten alles bis auf die Minute geklappt hat. ...“

Die einen bedrückt, andere voller Hoffnung, manche vom Lagerkoller befallen, überwandten wir Silvester und den ersten Tag im neuen Jahr 1947. In der Gerüchteküche kochte es immer stärker. Die Parolen schwankten zwischen Entlassung im Frühjahr und „spätestens Herbst“. Kein Wunder, daß unsere Nerven zum Zerreißen gespannt waren. Wir stürzten uns in die Arbeit. Der Thespi-Karren lief auf vollen Touren. Die Theatergruppe probte und spielte wie besessen. Kann sich einer vorstellen, was allein von unseren Kulissenmalern in dieser Zeit unter primitiven Voraussetzungen gezaubert wurde? Ihr Kulissenmaterial bestand aus zerlegten Rot-Kreuz-Kisten, Sperrholz u. ä. Es ist kaum zu glauben, was man daraus machen konnte. Leider geben meine mit nach Hause gebrachten Fotos in schwarz-weiß nicht den Eindruck wieder, den jeder Theaterbesucher damals hatte. Nach dem „Nachtwächter“ von Theodor Körner wurden innerhalb weniger Monate auf die Beine, sprich Bühne, gebracht: „Wer“, Krimi von K. Hoffmann, „Geheimnisvolle Ehe“ von Hans Fitz, „Oh, diese Frauen“. Im Nebenlager Vennes spielte man „Was Du ererbt von Deinen Vätern“ von Franc Müller. Ja selbst in Genissiat stieg man inzwischen auf die Bretter, die die Welt bedeuteten. An Ostern gab man „Das Spiel im Schloß“ von Eduard Kobetzki.

Dabei zogen die Wochen ins Land. Am 25. Januar war es nun ein Jahr her, daß ich mit mehreren tausend Kameraden von den Amerikanern offiziell „entlassen“ wurde. Damals wurden wir zu Transporteinheiten von jeweils ca. 1500 Mann eingeteilt. Wir trugen alle die schwarz gefärbte Ami-Uniform mit PW-Zeichen. Wir hatten alle unsere Unterschriften geleistet, u. a. auch auf einer Verdienstbescheinigung, wonach ich bei der amerikanischen Gewahrsamsmacht ein Guthaben von ca. 110 Dollar hatte; eine Summe, die ich mir im Arbeitseinsatz à conto verdient hatte. Ich habe ferner schriftlich bestätigt, daß ich nach den Vorschriften der Genfer Konvention behandelt wurde, soweit diese die Kriegsgefangenen betrifft.

Darin eingeschlossen war meine absolut unwahre Bestätigung, immer „über“ dem Erdboden geschlafen zu haben. Das spielte für uns damals keine Rolle mehr. Nur noch heim wollten wir. Am 27. Januar 1947 schrieb ich einen längeren Brief als sonst an Irmgard. Ich mußte mir wieder einmal alles von der Seele reden. Ich schrieb u. a.:

„... Am 5. Februar sind es sechs Jahre, daß ich den grauen Rock anzog. Das siebente Jahr werde ich wohl nicht mehr vollenden. Zur Zeit steigt unser Stimmungsbarometer wieder einmal. Die Ami-Gefangenen haben wieder Aussicht auf „baldige“ Entlassung. Doch ob es bis zum Oktober klappt, wissen die Götter. Ich hoffe es jedenfalls. Kannst Du noch so lange auf mich warten, Kind? Ich weiß, die Zeit der Trennung ist für Dich schwerer als für mich. Du stehst zu Hause im Leben des grauen

Alltags, verkehrst in Gesellschaft, hast Freunde und Bekannte, denen Du Dich widmest. Geist und Empfinden werden so vielseitig bei Dir angeregt, daß die gedankliche Verbindung zu mir, einem Menschen hinter Stacheldraht, allmählich und ganz unbewußt verblaßt. – Ich würde mich unendlich freuen, wenn ich in diesem Falle nicht recht haben sollte. Umgekehrt ist es nämlich tatsächlich so, daß ich gegenüber allen Gefahren des Vergessenkönnens gefeit bin. Damit will ich nicht sagen, daß ich in der Vergangenheit lebe und in der Erinnerung glücklicher Stunden und Tage schwelge, diese als das Heil des Lebens betrachtend. Nein, das nicht. Aber meine Gedanken werden selbst durch noch so viele Arbeit und wenn ich hier in den angenehmsten Verhältnissen leben sollte, nicht von dem einen großen Ziel abgelenkt, in die Freiheit, nach Hause, zu Dir zurückkehren zu wollen. Damit bringe ich gleichzeitig zum Ausdruck, daß Dein Bild noch klar und deutlich vor mir steht, genau so, wie ich Dich vor zwei Jahren verlassen habe. Und nichts kann mich davon ablenken. Wäre es nicht so, dann suchte ich *nur* die Freiheit als solche, und diese fände ich auch hier in Frankreich. Sie wäre mir aber trotz materieller Vorteile unvollkommen, ich suche sie nicht und will sie nicht haben. Diese Art von Freiheit wäre nur eine reine Flucht vor dem so verhaßten Stacheldraht, ohne jeden tieferen Sinn. – Vielleicht verstehst Du mich nicht recht, Kind, und denkst: „Was sollen denn all diese Worte?“ Gewiß, ich schreibe selten, weil ungern, über dieses Problem. Es ist mir an und für sich zu selbstverständlich, um große Worte darüber zu verlieren. Aber da ich sehr stark fühle, daß Du Dir täglich hundertmal die Frage vorlegst: „Wie soll es weitergehen?“ und „Was bringt uns die Zukunft?“, muß ich dies heute wieder einmal schreiben. Ich weiß wohl, was Dich alles bewegt, Kind, doch kann ich von hier aus nicht sagen, was ich später zu unserem Vorteil zu tun gedenke. Ich muß Dir erst wieder einmal in die Augen sehen, und Du mußt umgekehrt das gleiche getan haben; dann wirst Du wissen, was ich heute zum Ausdruck bringen wollte, und vieles wird ein anderes Gesicht bekommen, glaub mir das ...“

Und am 5. Februar 1947 konnte ich meinen Brief an Irmgard begreiflicherweise nur damit beginnen: „Heute vor sechs Jahren habe ich mich zur Ableistung meiner Wehrpflicht in der Großreuther Kaserne eingefunden. Damit sind sechs meiner schönsten Lebensjahre dahin. Morgen, am 6. Februar ist es ein Jahr her, daß ich an den französischen Staat ‚verkauft‘ wurde.“ Und dann der Schluß: „Hoffentlich wird es bald amtlich, daß wir entlassen werden. Vielleicht noch in der ersten Jahreshälfte?? Man glaubt wahnsinnig zu werden, wenn man daran denkt, daß das alles bald ein Ende haben soll.“

Und es wurden tatsächlich welche wahnsinnig. Gerade in diesen Tagen wurden zwei Kameraden als total verrückt in das Lazarett eingeliefert. Sie hatten völlig durchgedreht.

Frühjahr 1947: Die Entlassung

Am 3. Februar schrieb ich meiner Mutter zur Vollendung ihres 55. Lebensjahres einen von Künstlerhand gerahmten Brief. An ihrem Geburtstag, dem 19. Februar, eröffnete mir der Kommandant, daß ich meinen Nachfolger wählen lassen und einarbeiten sollte. Welch ein erregendes Gefühl!! Ich wagte nicht daran zu denken, daß es diesmal ernst würde. Oder sollte wieder etwas dazwischenkommen wie 15 Monate vorher? Nein. Diesmal wurde es Wirklichkeit. Mein Nachfolger wurde gewählt und von der Kommandantur akzeptiert. Ein Transport wurde zusammengestellt, der sich am 17. April 1947 abends auf den Weg nach Deutschland machte. Unser Lagerschreiner überraschte mich noch mit einem von ihm fabrizierten Holzkoffer, mit dem ich reichlich vornehm die Heimreise antrat. Ich kann es nicht verdrängen, daß mir am letzten Tag im Dépôt der Abschied von all den Kameraden trotz der Aussicht auf die lang ersehnte Freiheit schwerfiel. Mehrfach war ich dem Weinen nahe, als ich alten Mitstreitern die Hand drückte, ihnen für viel Enthusiasmus und Fleiß dankte und baldige Heimkehr wünschte. Ich kam mir fast wie ein Abtrünniger vor, und doch hatte ich zu meiner Entlassung überhaupt nichts beigetragen. Im Zuge der jetzt erst beginnenden normalen Rückführung ging es nicht mehr um den Krankenstand, sondern um Merkmale, die vom Kommandanten beeinflußt wurden. Wer sich verdient machte, war bei den ersten. Das war für den Kommandanten Anlaß, mich auf die Liste zu setzen.

Unter dem Datum 17. April 1947 wurde vom Kommandanten das folgende bestätigt:

„Der Kapitän de la Rupelle, Kommandant des Kriegsgefangenenlagers Nr. 142 in Bourg, bescheinigt, daß der obstgenannte Kriegsgefangene Hans Jonitz nach Deutschland entlassen wird. Ehrevoll und pflichterfüllt hat er dem Lager, dem er seit dem 27.2.1946 angehörte, immer gute Dienste geleistet. Er war während 11 Monaten als Hauptvertrauensmann tätig.

Von aufrechtem Charakter, mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit seiner Aufgabe ergeben, ist er täglich ein getreuer Vertreter seiner Kameraden gegenüber der französischen Lagerverwaltung gewesen.

Er hat sich der physischen und moralischen Leiden seiner Kameraden angenommen, und durch seinen Einfluß, den er auf diese ausübte, erreichte er im Lager eine gute Disziplin, eine tadellose Haltung und vorbildliche Hygiene.

Sein Scheiden wird sowohl von seinen Kameraden als auch von dem französischen Lagerkommandanten sehr bedauert.“

Ich erinnere mich der Abschiedsszene auf dem Bahnhof von Bourg. Ich stand im Kreise französischer Offiziere, darunter unser Kommandant, Comte de la Rupelle, und Monsieur Filliettaz aus Lyon.

Mit letzterem vereinbarte ich noch, nach Rückkehr einen Bericht über die Geschehnisse rund um den Transport einschließlich der Entlassung abzugeben. Und als ich den Waggon bestieg, gab mir Comte de la Rupelle zum ersten Male persönlich die Hand. In diesem Augenblick rechnete er mich zu den Gleichberechtigten. Einem Gefangenen gibt man keine Hand. Wie anders waren da die Amis im Lager 416 (nicht 404!).

Der Transport brach in Richtung Tuttlingen auf. In Kehl überfuhren wir den Rhein und erreichten damit deutschen Boden. Als der Zug dort für kurze Zeit anhielt, konnte ich nicht mehr an mir halten. Ich stieg aus, mit Tränen in den Augen, kniete nieder und küßte die deutsche Erde. Ich war wieder in der Heimat, in meinem Vaterland. Und unvorstellbare Glücksgefühle überströmten mich, ja uns alle.

In der Nacht zum 19. April trafen wir in Tuttlingen ein. Im Morgenrauen wurde entladen. Ich war Transportführer und meldete den Zug bei der dortigen Lagerleitung an. Man schleuste uns ins Lager, und wieder wurden Personalien aufgenommen. Diesmal ging es aber um das *Certificat de Démobilisation*, den Entlassungsschein. Und wieder wurde gefilzt, von Franzosen und Deutschen. Es war geradezu unglaublich. Gefangene, die vor Tagen noch ein Paar Schuhe gefaßt hatten, bekamen diese wieder abgenommen und gegen schlechtere getauscht. Völlig willkürlich wurde geplündert. Bezeichnenderweise machten sie bei mir als dem Transportführer keinerlei Anstalten. Gegen 11 Uhr mittags traten wir in Marschordnung auf der Lagerstraße an, wohlversehen mit den Entlassungspapieren. Als der Schlagbaum geöffnet wurde, marschierten Hunderte von ehemaligen Landsern, wie sie es in Jahren nicht anders gekannt hatten, in die Freiheit und zum Bahnhof Tuttlingen. Bis auf einen. Der hieß Hans Jonitz. Nur ein paar Meter hinter dem Schlagbaum setzte ich mich auf meinen Holzkoffer, entnahm meiner Brusttasche die einzige vorhandene Zigarre, zündete diese an und rauchte sie in aller Ruhe. Ich war wieder Individualist geworden.

Daraufhin ging ich in die nächstbeste Tuttlinger Wirtschaft und kaufte mir eine Halbe Dünnbier. Etwas anderes gab es nicht. Erst dann machte ich mich auf den Weg zum Bahnhof, faßte beim Roten Kreuz meine Marschverpflegung und nützte die nächste Zugverbindung nach Stuttgart. Württembergs Metropole lag auf dem Weg nach Nürnberg. Ich wollte noch bei Familie Hiller Besuch machen und mich nach Hauptmann a. D. Hiller erkundigen. Die Eltern fand ich vor. Der Sohn studierte inzwischen in Frankfurt Betriebswirtschaft, war also einigermaßen genesen aus den USA nach Hause gekommen.

Am 21. April 1947 traf ich in Nürnberg ein. Endlich, endlich. Die Freude auf allen Seiten war überschwenglich. Die Arbeit im Frieden, der Aufbau einer Existenz konnte beginnen. Zuvor wollte ich aber noch ein Versprechen einlösen und den Bericht an das *Comité International de la*

Croix Rouge in Lyon schreiben. Bereits am 28. April gab ich eine ausführliche Darstellung der Situation im Entlassungslager Tuttlingen:

„Sehr geehrter Herr Filliettaz, unserem gemeinsamen Wunsch entsprechend möchte ich Ihnen, wie am Bahnhof von Bourg versprochen, einen kurzen Bericht über meine Eindrücke im Entlassungslager Tuttlingen geben.

Der Transport der VIII. Région militaire (1408 P.G.) kam am 19. April 1947 morgens um 3.30 Uhr in Tuttlingen an und wurde um 6.30 Uhr an die Rampe, unmittelbar am Eingang des Lagers, vorgezogen. Die Decken und Wasserkannen wurden abgegeben und in einem Waggon gesammelt.

Gegen 7.00 Uhr marschierte der Transport in Gruppen zu 100 Mann ins Lager. Eine Gepäck-Kontrolle fand nicht statt, jedoch wurden wir einzeln, Mann für Mann, in ein Camp geschleust und dabei schätzungsweise 100 Mann zurückgehalten. Wie ich feststellen konnte, wurden diesen Leuten, davon einigen mir bekannten Employés des Dépôt de P.G. 142, Schuhe, Hosen, ja sogar selbst angefertigte Mützen abgenommen und gegen alte, zum Teil fast unbrauchbare Kleidungsstücke getauscht. Den P.G.s wurden dabei Schuhe und Hosen abgenommen, die sie teilweise erst vor wenigen Tagen und Wochen in den Dépôts empfangen hatten. Sie können sich denken, daß diese Maßnahme unter den P.G.s eine begreifliche Erregung hervorgerufen hat. Es war den P.G.s in ihren früheren Dépôts weder bekanntgemacht worden, welche Kleidungsstücke (amerikanischer, französischer oder deutscher Herkunft) zu tragen verboten seien, noch konnte irgendein Prinzip festgestellt werden, nach welchem in Tuttlingen der Umtausch der Bekleidung geschah. Der Umtausch erfolgte wahllos und immer sehr zum Nachteil der P.G.s. Ich habe mit Kameraden gesprochen, die mit zerrissenen Schuhen die Heimreise antreten mußten und zu Hause als total Bombengeschädigte kein Schuhwerk mehr besitzen.

Um diese Zustände abzustellen, wäre eine Intervention des Comité International de la Croix Rouge unbedingt erforderlich. Vielleicht wäre es auch angebracht, nachdem nun laufend Transporte nach Tuttlingen und Bretzenheim kommen werden, jeweils einen ständigen Delegierten des Roten Kreuzes nach dort zu senden.

Im übrigen geht die Ausstellung der Entlassungspapiere und Fahrkarten sehr schnell vonstatten. Der gesamte Transport wurde im Laufe des Morgens des 19. 4. abgefertigt. Ich selbst verließ um 11 Uhr das Lager, nachdem uns noch die nächsten Zugverbindungen nach den verschiedenen Richtungen bekanntgegeben wurden. Es war gewährleistet, daß jeder Entlassene noch am gleichen Tage Tuttlingen verlassen konnte.

Die Fahrt von Bourg nach Tuttlingen selbst verlief ohne Zwischenfälle. Es wäre jedoch angebracht, das Offenhalten der Waggontüren während der Fahrt zu gestatten. Die Marschverpflegung war ausreichend. Am

19. 4. wurde der Transport durch die Betreuungsstelle des Bahnhofs Tuttlingen verpflegt. Außerdem kann sich der entlassene P.G. während seiner Fahrt durch Deutschland an jede Betreuungsstelle des Roten Kreuzes wenden.

Ich würde mich freuen, wenn Ihnen der obige kurze Abriß die Möglichkeit geben würde, die gegenwärtige Situation im Lager Tuttlingen zu beurteilen, und wäre Ihnen für den Empfang dieses Berichtes sehr dankbar.

Abschließend kann ich Ihnen noch mitteilen, daß ich am 21. 4. 47 wohlbehalten in meinem furchtbar zerstörten Heimatort angekommen bin. Ich bin glücklich, in diesem Trümmerfeld noch ein Heim zu besitzen. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Aktivität, welche Sie während meiner Tätigkeit als Hauptvertrauensmann des Dépôt de P.G. 142 für uns alle an den Tag gelegt haben, und bleibe mit den besten Wünschen Ihr sehr ergebener ...“

Monsieur Fillietaz antwortete bereits am 20. Mai. Die deutsche Übersetzung lautet:

„Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihren Brief vom 28. April, welchen ich am 13. Mai erhielt. Eine Kopie Ihres Berichtes übersende ich an unsere Delegation nach Paris, welche ich schon durch Telefon über die Situation bei der Ankunft der Entlassungszüge in Tuttlingen informierte. Von seiner Seite aus hat der Regionaldirektor ebenfalls die Generaldirektion für Kriegsgefangene unterrichtet. Man darf deshalb hoffen, daß diese Zustände sich sehr bald ändern werden. Im übrigen wird eine Delegation des C.I.C.R. sehr wahrscheinlich an Ort und Stelle der Ankunft der meisten Züge beiwohnen.

Ihre Kameraden werden Ihnen sehr dankbar sein, daß Sie sich noch nach Ihrem Abschied für sie verwendeten. Persönlich danke ich Ihnen noch einmal für Ihren Brief und will hoffen, daß Sie trotz der ersten Zerstörungen, welche Ihre Stadt erlitt, sehr schnell in Ihr freies Leben zurückfinden ...“

Dieser Brief vom 20. Mai war sehr lange auf dem Wege nach Nürnberg, weshalb ich am 30. Mai reklamierte. Beide Schreiben kreuzten sich. Aus dem weiteren Brief des CICR in Lyon, von Monsieur Fillietaz am 10. Juni geschrieben, ist für den Entlassungsvorgang nur noch der erste Absatz wichtig. Er lautet übersetzt: „Ihr Schreiben vom 30. Mai habe ich bestens dankend erhalten. Ich bin überrascht, daß meine Antwort auf Ihren Bericht nicht in Ihren Händen ist. Die Auskünfte, welche Sie mir gegeben haben, waren sehr interessant, und ich habe sie weitergegeben an unser Comité in Genf und an unsere Hauptdelegation in Paris. Als Folge unserer Demarche findet in den Entlassungslagern der französischen Besatzungszone keinerlei Filzung und Wegnahme von Bekleidungsstücken mehr statt ...“

Dies war mein letztes Werk im Dienste meiner mitgefangenen Kamera-

den. Die regulären Entlassungen dauerten noch bis Ende 1948. Meine Demarche gegen die Ausplünderung von Kriegsgefangenen unmittelbar vor dem Schritt in die Freiheit hat also noch vielen Tausenden geholfen.

Es wird mir vielleicht niemand glauben, aber am Tage nach meiner Heimkehr ging ich bereits neugierig zur MAN, um erst einmal alte Kollegen zu besuchen. Der Zufall wollte es: Schon vor der Hauptverwaltung beim großen Einfahrtstor kam mir mein Chef entgegen, Herr Prokurist Merkel. Er sagte nur in seiner trockenen, humorvollen Art: „So, sind Sie auch wieder da? Sie können gleich anfangen.“ Tatsächlich war die Position des Abteilungs-Korrespondenten in der Abteilung für Lufttechnische Anlagen nur interimistisch besetzt.

Ich erledigte meine polizeiliche Anmeldung. Daraufhin wurde mir vom Wohnungsamt der Stadt Nürnberg eine Unbedenklichkeitsbescheinigung ausgestellt. Demnach, so hieß es, „können auf Dauer Lebensmittelkarten ausgehändigt werden“. Am 30. April bekam ich meine erste Zuteilung. Ich war damit nun auch ernährungs- und versorgungstechnisch in die Volksgemeinschaft aufgenommen. An meinem Entlassungstag, dem 19. April 1947, begann die 101. Zuteilungsperiode. Vierzig Jahre später konnte ich in der Süddeutschen Zeitung in der täglichen „Rückblick“-Spalte die der Bevölkerung seinerzeit zustehenden Rationen entnehmen:

„Am 19. April 1947 wurden die Rationen für die 101. Lebensmittelperiode bekanntgegeben. Die der westdeutschen Bevölkerung in den nächsten vier Wochen zustehenden Nahrungsmittel waren noch geringer als in der zu Ende gehenden 100. Zuteilungsperiode. Die Ernährungslage war so schlecht, daß die auf die Lebensmittelkarten aufgedruckten Mengenangaben nicht eingehalten werden konnten. Den Verbrauchern wurde mitgeteilt, daß es statt 10000 Gramm Brot nur 4000 Gramm, statt 200 Gramm Fett nur 150 Gramm und statt 1300 Gramm Nahrungsmittel nur 600 Gramm gab. Lediglich die angegebene Menge von 600 Gramm Fleisch wurde voll ausgegeben. In München stellte ein Geschäft zur Demonstration für die Ernährungskommission in einem Schaufenster die Tagesration eines Normalverbrauchers aus: 21,4 Gramm Fleisch, 7,1 Gramm Fett, 2,2 Gramm Käse, 214 Gramm Brot, 21,4 Gramm Nahrungsmittel, 17,8 Gramm Zucker und einen Zehntelliter Milch.“

Die wiedergewonnene Freiheit war also mit mehr Hunger verbunden; denn zuletzt lebten wir in Kriegsgefangenschaft dank eigener Initiative recht ordentlich. Aber diese kostbare Freiheit war wichtiger als alles andere. Es war jetzt an der Zeit, mit fast 26 Jahren eine Existenz aufzubauen. Mit Irmgard war ich glücklich. Wir wollten unseren Lebensweg gemeinsam fortsetzen. Das setzte einen beruflichen Hintergrund voraus. Wie oft hatte ich mich hinter dem Stacheldraht danach gesehnt, endlich wieder in eigener Sache aktiv tätig werden zu können. Nun nahm ich am 5. Mai offiziell Kontakt zur MAN auf. Nach einem Wiedereinstellungsgespräch wurde mir mit Brief vom 30. Mai die Wiederbeschäftigung bestätigt. Als

zweiter Abteilungs-Korrespondent war ich 1940 eingerückt, als erster Abteilungs-Korrespondent sollte ich jetzt beginnen dürfen. Der bisherige Amtsinhaber war noch nicht „entbräunt“, wie die Entnazifizierung damals im Volksmund hieß. Diese sollte noch über ein Jahr auf sich warten lassen. Ich selbst wurde am 20. Mai von der Spruchkammer als „Nicht betroffen“ eingestuft. Der Wiederbeginn an alter Stelle nach fast sieben Jahren, am 1. Juni 1947, verlief problemlos. Indessen riß mich die Bezahlung für mein Wirken nicht vom Stuhl. Hatte man mir für die Zeit vom 2. Januar bis 4. Februar 1941, für jene Wochen zwischen Arbeitsdienst und Einberufung zur Wehrmacht am 5. Februar 1941 noch ein Bruttogehalt von RM 200,- bei damals 48 Wochenarbeitsstunden zugestanden, so galt ab 1. Juni 1947 der gleiche Betrag, obwohl ich die Arbeit meines damaligen Chefs ausübte. Aber nicht nur das. Wie viele andere Firmen arbeitete auch die MAN seinerzeit langfristig kurz. Für die volle Auslastung der Produktion war nicht genug Material vorhanden. Kurzarbeit hieß damals 40 Stunden/Woche. Dieser Lösung waren auch sämtliche Angestellten unterworfen, auch wenn diese mehr als ausgelastet waren. So schrumpften die RM 200,- auf RM 166,87 zusammen. Als Netto-Entgelt lagen nur noch RM 137,80 in der Tüte. Und das waren die seinerzeitigen Abzüge:

Lohnsteuer	RM 14,-
Kirchensteuer	RM -,56
Sozialversicherung	RM 14,51
	<u>RM 29,07</u>

Wie mein Geburtsjahr 1921 war auch das Jahr meiner Wiedergeburt 1947 ein sehr heißes, und auch der 1947er Weinjahrgang zählt zu den Außergewöhnlichen. Wir waren oft mit den Fahrrädern unterwegs. Wo immer möglich, versuchte man etwas zusätzliche Nahrung zu erreichen. Im Juni fuhren wir „in die Kirschen“. Kartoffeln konnten wir aus Altenthann mit nach Hause nehmen, wo ein Kamerad aus der Kriegsgefangenschaft eine kleine Landwirtschaft betrieb. Abend für Abend verbrachte ich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in der Wohnung von Irmgard, deren Vater seinerzeit bei der Nürnberger Häuteverwertung Schwerarbeit leisten mußte. Ehemals gelernter Metzger und dann ein kleiner Beamter beim Städtischen Schlacht- und Viehhof Nürnberg, wurde er als Parteigenosse 1945 entlassen. Etwa 1949 schlug ihm der ihm persönlich gut bekannte damalige Oberbürgermeister vor, der SPD beizutreten. Er könne sich dann für seine baldige Wiederverwendung einsetzen. Mein Schwiegervater verzichtete. Es genügte ihm, einmal eines Vorteils wegen – er wollte Beamter werden – bei einer Partei gewesen zu sein. So mußte er bis 1950 auf die Wiedereinstellung warten.

Das Wichtigste der Arbeit in der Häuteverwertung waren für uns die Mitbringsel in Form von Ochsenchwänzchen. Das waren die letzten End-

stücke, nachdem der normale Ochsenschwanz verarbeitet war. Mit viel Arbeitsaufwand wurden die Schwänzchen enthaart und Knorpel für Knorpel mit dem Messer ausgeschabt. Das Ergebnis war immerhin eine wohl-schmeckende Sülze. Wir konnten uns auch nicht beklagen, zu wenig Erbsen zu bekommen. Noch immer gab es Reste aus jenem Erbsensack, den die SS bei ihrem eiligen Rückzug aus der Sparkassen-Zweigstelle 7 im April 1945 zurückließ. Mais- und Gieß-Auflauf standen auch mehr als oft auf dem Speiseplan. Hochwertige Nahrung wie Butter oder Eier waren zu erhalten, wenn man „kompensieren“ konnte. Ein Zauberwort jener Tage. Es traf sich gut, daß Irmgard im Büro einer Lederwaren-Großhandlung angestellt war, wo sie gelegentlich ein Paar Schuhsohlen als Tauschmittel erhielt.

Ich sehe noch meine Mutter heulend in der Küche stehen, als sie eines Tages nach mehr als fünf Stunden langem Anstehen bei unserem Gemüsehändler mit nichts als ein paar Kohlrüben nach Hause zurückkehrte. Das war dann unser Essen vom Tage. Wer, wie meine Familie, nur in der Großstadt zu Hause war und keinerlei Beziehungen zur Landwirtschaft hatte, war arm dran. Irmgards Mutter hingegen hatte, welch ein Vorteil, zwei Schwestern und andere Verwandte in der Schweiz. Im Spätsommer 1947 reisten Irmgard und ich per Eisenbahn mit einer besonderen Dienstreisegenehmigung, beantragt durch MAN, in die französische Besatzungszone nach Friedrichshafen zur dortigen Bodensee-Messe. Wir waren Holzklasse gefahren, die Fenster teilweise noch mit Brettern vernagelt. Um so krasser war der Unterschied, als aus Richtung Schweiz ein schneeweißer Bodensee-Dampfer mit Schweizer Flagge einlief. Die dort ausstiegen, kamen für uns aus einer anderen Welt. Der Unterschied zu uns armseligen Deutschen war schon äußerlich eklatant. Wir hatten uns viel zu erzählen und fuhren am späten Nachmittag, reich beschenkt, nach Nürnberg. Unser Reichtum war nicht ungefährlich, denn die Franzosen kontrollierten in den Zügen beim Verlassen ihrer Zone.

Schweizer Zigaretten und Schokolade versteckte Irmgard hinter dem Gummisaum ihres Schlüpfers. Das heutige „Darunter“ unserer Damenwelt wäre da völlig ungeeignet gewesen. Leider kam Irmgard krank nach Hause. Eine schwere Eileiterentzündung zwang sie ins Bett. So verlief unsere lang geplante Verlobung anders als erwartet. Wir belieben es beim Datum meines Geburtstages. Am 14. Oktober 1947 lag die Verlobte im Bett und der Bräutigam saß auf einem Stuhl neben der Bettkante. Für ein rauschendes Fest hatten ohnedies alle Mittel gefehlt. Meine Mutter zauberte eine kleine Buttercreme-Torte. Das war ein so eindrucksvolles Ereignis, daß wir es bis heute nicht vergaßen.

Anmerkungen

¹ Vgl. Paul Carell/Günter Bölddeker, *Die Gefangenen. Leben und Überleben deutscher Soldaten hinter Stacheldraht*, Frankfurt a. M. 1980, S. 178.

² P.G. bedeutet Prison de Guerre (Kriegsgefangener) und ist nicht mit dem nationalsozialistischen PG (Parteigenosse) zu verwechseln.

³ Um die Versorgung von verwundeten Soldaten im Feld zu verbessern, wurde am 22. August 1864 die erste Genfer Konvention unterzeichnet; 1906 und 1929 wurde sie erweitert, 1899 und 1907 durch die Haager Konventionen auf den Seekrieg ausgedehnt. Am 12. August 1949 schlossen 57 Staaten auf Einladung des Roten Kreuzes vier Genfer Konventionen zum Schutz der Kriegsoffer ab. In der dritten ist die Behandlung der Kriegsgefangenen geregelt.

⁴ Um die Jahreswende 1948/49 trafen sich in Hamburg erstmals ehemalige Angehörige der Waffen-SS, um wenig später die „Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit“ (HIAG) ins Leben zu rufen. Ihre Mitglieder hatten zunächst die Absicht, den für ihre Gruppe besonders schwierigen Anschluß an eine normale Entwicklung nach dem Krieg zu unterstützen, fielen aber durch rechtsextremistische Äußerungen und eine Verherrlichung ihrer SS-Zeit auf. 1979 stufte sie der Verfassungsschutz-Bericht als „rechtsextremistische Vereinigung“ ein, was der Bundesinnenminister im Sommer 1983 allerdings vorerst wieder aufhob.

⁵ Die Young Men's Christian Association, eine weltweite Gemeinschaft junger Männer, sah ihre Hauptaufgabe während und nach dem Zweiten Weltkrieg in der Hilfe für verschleppte Personen und Flüchtlinge. Generell gilt ihr als wichtigstes Ziel, die religiöse, soziale, geistige und materielle Entwicklung ihrer Mitglieder zu pflegen sowie den Ausbau der Beziehungen zwischen Nationen, Rassen und sozialen Gruppen zu fördern.

⁶ Umerziehungspolitik ist der Sammelbegriff für alle Vorhaben der Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg, die nationalsozialistische Gleichschaltung des kulturellen und politischen Lebens der Deutschen rückgängig zu machen und die im Potsdamer Abkommen festgelegte „endgültige Umgestaltung des politischen Lebens auf demokratischer Grundlage“ im Hinblick auf die friedliche Mitarbeit Deutschlands am internationalen Leben zu bewirken. Die Umerziehung sollte in sämtlichen Alters- und Gesellschaftsschichten greifen. So sollte das Bildungswesen durch eine Schul- und Hochschulreform, die Beschlagnahmung von nationalsozialistischen Schulbüchern und eine Entnazifizierung der Lehrerschaft demokratisiert werden und besonders die Jugendlichen ansprechen. Die Pressepolitik – anfänglich waren alle publizistischen Aktivitäten untersagt, dann gab die Militärregierung Zeitungen heraus, und schließlich wurde demokratisch ausgerichteten deutschen Publikationen die Lizenz erteilt – zielte auf die Erwachsenen. Briten und Franzosen richteten ihre „Reeducation-Politik“ nach dem Beispiel der Amerikaner aus, die Sowjets bemühten sich, damit den gesellschaftlichen Umwandlungsprozeß in der SBZ zu beschleunigen.

Kurt Glaser

Kriegsgefangener auf drei Kontinenten

Samstag, 8. 5. 43

Wir sind früh aufgestanden vor lauter Kälte. Der Chef kommt mit dem Pkw vorbeigefahren. Ich mache Meldung. Ich bekomme den Befehl, um 12.00 Uhr die Geschütze zu sprengen, da wir uns nicht mehr bewegen können. Es wären keine Fahrzeuge vorhanden. Ich habe mich mit dem Zug geschlossen nach El Alaia durchzuschlagen. Gegen 11.00 Uhr haben wir alles vorbereitet. Unser Gepäck verkleinert. Araber sind Abnehmer für alles, was wir „über Bord“ werfen. Die Geschützführer haben die Sprengladung an den Geschützen angebracht. Die Sprengkapseln hatte ich bis dahin unter Verschuß. Wir sind alle recht niedergeschlagen, jetzt ist es soweit, daß hier der Feldzug zu Ende geht. Eine Gruppe Pioniere schließt sich uns an. Die Zündschnüre brennen, wir laufen in Deckung und warten zwei Minuten ab. Zwei Geschütze gehen auf einen Schlag hoch, das dritte etwas später. Ich kann nicht mehr zurückschauen, das Herz möchte mir fast brechen. Unsere Handwaffen, unser Gepäck haben wir aufgenommen und erreichen die erste Höhe. Dort hinten sehen wir die weiße Stadt am Hang. Wir kommen nicht weit, das Gepäck ist uns zu schwer, und wir müssen uns erleichtern. Schweren Herzens nehmen wir von manchem Stück Abschied, das uns etwas wert erscheint. Als erstes lassen wir unsere Schaftstiefel zurück und ziehen unsere Schnürschuhe an. Die Araber, wie die Hyänen, stürzen sich auf die zurückgelassenen Stücke. Am Nachmittag erreichen wir unser Ziel. Dort wird gerade ein Kasino leer gemacht. Es gibt Wein, Likör und Schnaps. Hier müssen wir uns wieder erleichtern. Wir halten einen Lkw an, der uns geschlossen, d. h. meinen I. Zug, mitnimmt. Nächstes Ziel ist die Küste, von der wir uns so viel erhoffen. Gegen 14.00 Uhr erreichen wir den Divisions-Stab der 19. Flak-Division. Auch hier kann ich nichts erfahren. Ich fasse den Entschluß, mich mit dem Zug nach Porto Farina durchzuschlagen. Mit einem leeren Lkw geht die Fahrt los. Wie von einem Magnet angezogen, eilen die Fahrzeuge dorthin. Am Hafen angekommen, sehen wir, wie schon an organisierten Kähnen fleißig gearbeitet wird. Viele wollen ihr Glück mit einer Überfahrt nach Sizilien machen. Für uns sieht es hoffnungslos aus. Am Abend fahren wir bis zur Landzunge hinaus. Dort ist ein Heerlager am Strand aufgefahren. Am Strand schlagen wir unser Lager auf und schlafen hier. Ein Gerücht geht um, daß heute nacht Schnellboote und „Siebel-Fähren“

kommen, um uns zu holen. Mit welch großen Hoffnungen liegen wir hier an der See. „Eine Armee wartet auf Schiffe“, sage ich halb im Scherz. Lichter tauchen während der Nacht in gewissen Abständen auf. Es gibt wieder neue Hoffnung, doch sie kommen nicht näher. Wahrscheinlich sind es feindliche Schiffe, die die Bucht absperren. So verbringen wir die Nacht im Hoffen, doch es sollte vergeblich sein. Völlig durchfroren haben wir die Nacht durchgebracht. Am Vormittag ist am Strand ein eifriges Schaffen, alles baut Flöße. Zum Teil sind sie gut, zum Teil recht primitiv. Wir haben uns am Berghang ein schattiges Plätzchen gesucht.

Wir organisieren uns etwas zum Essen. Unten am Strand sind uns sämtliche Fahrzeuge zugänglich. Zum Teil brennen bereits Fahrzeuge, zum Teil Munition. Ich besorge mir 1 Paar Hosen, 1 Paar Safari-Stiefel, was ich später bereuen sollte. Meine Schnürstiefel hätten mir einen besseren Dienst erwiesen. Später schnitt ich den Schaft der Safari-Stiefel ab. Verpflegung gibt es in Hülle und Fülle, doch leider kann man nicht alles tragen.

Sonntag, 9. 5. 43

Gegen Mittag rücken die Amerikaner näher. Etliche Unentwegte wagen die Ausfahrt mit ihren Flößen zu einer Fahrt nach Sizilien. Doch sind bereits etliche Kreuzer in der Bucht erschienen und fangen so alle ab. Feindliche Artillerie und Spitfire schießen auf die Flöße und Boote. Am Strand ein Bild der Zerstörung, alles brennt. Von unseren Gewehren haben wir die Schlösser entfernt und in das Meer geworfen. Meine Pistole und mein schönes Doppelglas (8 × 30) fliegen ebenfalls in das Wasser. Gegen 15.00 Uhr erscheinen die ersten Amerikaner, es sind Offiziere im Fahrzeug (wir sehen die ersten Jeeps) und fordern die Truppe zur Übergabe auf. Jetzt ist es soweit, der Marsch in die Kriegsgefangenschaft. Wir hatten inzwischen unser Gepäck geordnet, nur das Notwendigste wird mitgenommen. Wir ordnen uns zum Abmarsch in die Gefangenschaft. So endete unser Feldzug in Afrika. Es ist unheimlich heiß. Bald wird uns der Rucksack zu schwer. Nach einer Stunde Marsch halten wir und werfen wieder etwas über Bord. Unser Weg führt uns am Strand entlang zur Stadt. Bald kommen uns die ersten schweren Panzer entgegen. Auf den Panzern die Besatzung, zum Teil mit grinsendem Gesicht, zum Teil mit frecher Gebärde; sie spielen mit ihren Pistolen in der Hand. Ich marschiere mit meinem Zug geschlossen. Einige der Kameraden hatten meine Warnung nicht ernstgenommen, ihre Armbanduhren zu verstecken und nicht offen zu tragen, und müssen es nun büßen. Die Uhren werden ihnen mit „sanfter Gewalt“ abgenommen. Wir sehen amerikanische Soldaten, die ihre Hemdsärmel aufgekrempt hatten und die abgenommenen Armbanduhren aufgestreift. Dem Obergefreiten Darrenberg wurde das Erdkampfabzeichen ab-

gerissen. Hinter der Stadt lagern wir im Freien in einem grünen Haferfeld, eingerahmt von Stacheldraht. Hier verbringen wir die Nacht.

Montag, 10. 5. 43

Die Nacht war wieder sehr kalt. Wir haben den größten Teil der 9. Batterie Flak-Regiment 5 getroffen und haben uns ihnen angeschlossen. Ein Mann von meinem Zug, der jüngste, Kanonier Huyung, hat die Überfahrt mit einem Floß gewagt. Von seinem Schicksal ist mir nichts bekannt. Wir warten auf unseren Abtransport. Am Nachmittag erscheinen die ersten Fahrzeuge. Die Fahrt geht an fast sämtlichen Stellungen vorbei, ein schmerzlicher Anblick, wenn man bedenkt, daß wir vor noch kurzer Zeit hier die „Herren“ waren. Die Fahrt geht nach Mateuer, und wir werden in ein großes Sammellager gebracht. Hier mögen wohl ca. 15 000 – 20 000 Mann untergebracht sein.

Dienstag, 11. 5. 43

Wir sind froh, daß wir alle unsere Zeltbahn behalten haben. Wir werden in Hundertschaften eingeteilt. Ursprünglich als 11./V. werden wir zur 9./5 zugeteilt und gehören nun zur 13./V. Unser Chef, Oblt. Handy, hat sich nicht viel sehen lassen. Die 9. Batterie Flak-Regiment 5 marschierte geschlossen mit ihrem Chef in die Gefangenschaft. Es ist furchtbar heiß. Die Kost sehr schmal. Aufklärer fliegen ganz tief über uns, ein sehr billiger Triumph. Unsere Südfront soll noch kämpfen. Laut Gerüchten sollen die Türkei und Spanien in den Krieg eingetreten sein. Japan soll in Rußland einmarschiert sein.¹ Eine russische Armee bereits vernichtet und eingeschlossen sein. Wenn das alles wahr sein sollte! Die Stimmung im Lager ist gut. Am Abend wird alles wieder lebendig, und man singt. Die Amerikaner können unsere Stimmung nicht verstehen.

Donnerstag, 13. 5. 43

Wir sind seit gestern in einem Luftwaffenlager untergebracht worden. In einem Haferfeld haben wir unsere Zelte aufgeschlagen. Es gehen schon laufend Transporte zu den Häfen. Auch wir sollen wegkommen. Es heißt nach Bizerta und von dort nach Bône. Am Nachmittag wurde unser Gepäck untersucht. Ich habe meinen Fotoapparat und Filme versteckt und kann alles durchbringen. Die Amerikaner verhalten sich sehr gut. Am Stacheldraht stehen unsere Landser, man kann sie auch Lumpen nennen, die ihre Uhren, Fotoapparate, Eheringe und dergleichen verkaufen bzw. gegen Zigaretten eintauschen. Für eine Leica gibt es 1000 Camels.

Freitag, 14. 5. 43

Um 9.00 Uhr werden wir verladen, es soll nach Bône gehen. Es geht über steile Gebirgsstraßen durch eine herrliche Landschaft. Bei der Fahrt durch die Städte steht das ganze Volk an der Straße und zeigt uns die lange Nase oder wie ein Offizier die Zunge. Jetzt haben wir unsere Feinde hassen gelernt, insbesondere aber die Franzosen. Gegen 18.00 Uhr erreichen wir ca. 27 km vor Bône ein englisches Durchgangslager. Heute bekommen wir das erste Weißbrot. Wir müssen hier einige Tage bleiben, entlaust und sollen dann verschifft werden.

Samstag, 15. 5. 43

Es ist heute den ganzen Tag furchtbar heiß. Wir haben keine Zeltstangen, um unser Zelt aufzustellen, so liegen wir in der prallen Sonne. Zu essen gibt es fast nichts. Erst am Spätnachmittag gibt es $\frac{1}{6}$ Brot, $\frac{1}{3}$ Büchse Fleisch, etwas Tee, Milch und Zucker. Jetzt am Abend, wo die Sonne untergeht und nicht mehr so brennt, erwacht das Lager. Jetzt steht alles in Gruppen zusammen. Die neuesten Latrinengerüchte machen ihre Runde. Unsere Befürchtung, daß wir nun in englische Kriegsgefangenschaft kommen, hat sich nicht bewahrheitet, wir bleiben bei den Amerikanern. Die Stimmung ist trotz allem wunderbar. Es gibt etliche, die eine Harmonika spielen, Heimatlieder erklingen. Es gibt Humoristen, die einige Witze zum besten geben. Mitten im Lager steht ein hoher Turm, auf dem ein Tommy Posten steht. Ab und zu läßt er einen Schuß in die Luft los, wenn ein Araber von draußen zu dicht an den Zaun herangeht. Jetzt am Abend ist es unserem Albert gelungen, eine Stange zu besorgen, und wir können somit unser Zelt aufstellen. Wie in der letzten Nacht, so erfolgt auch heute wieder ein Großangriff auf den Hafen Bône. Die Engländer haben eine unverschämte Luftabwehr (Flak 2 cm). Der Angriff mag ungefähr eine Stunde gedauert haben. Das Aufblitzen der Bomben sagt uns, daß unsere genug abgeworfen haben.

Sonntag, 16. 5. 43

Am Vormittag haben wir uns von einer Büchse Kohl und Fleisch ein fabelhaftes Essen zubereitet. Anschließend etwas Tee, die Raucher eine Zigarette, wir schätzen uns glücklich. Heute ist der Himmel bedeckt und daher nicht so heiß. Wir sollen bald entlaust werden, obwohl nichts vorhanden, und haben dann Aussicht, bald eingeschifft zu werden. Es soll nach Amerika gehen. Heute ist Muttertag, und noch immer haben wir unsere Angehörigen nicht verständigen können. Der Tommy läßt sich auch damit Zeit.

Montag, 17. 5. 43

Um 7.15 Uhr stehen wir, der I. und II. Zug, abmarschbereit. Das Ziel ist unbekannt. Der Abmarsch verzögert sich etwas. Wir sind froh, daß wir endlich aus diesem Lager kommen. Hier mögen etwa 4000 bis 5000 Gefangene liegen. Die vorgesehene Entlassung entfällt, und wir steigen in eine Kleinbahn ein. Die Fahrt geht über Bône. Wir nahmen schon an, daß wir verschifft werden sollten.

Doch es geht weiter. Unsere Marschverpflegung ist ausgezeichnet. Die Fahrt ist sehr schön. Es geht durch algerisches Gebiet, jetzt erst können wir eine fruchtbare Landschaft bewundern. Riesige Weiden, große Viehherden, alles zeigt eine gewisse Wohlhabenheit. Wir legen eine Strecke von 90 km mit der Bahn zurück. In Sankt Charles verlassen wir die Bahn und werden in Fahrzeuge umgeladen. Die Fahrt geht über eine Talstraße. Rechts und links große Weinfelder, der Wein steht fast in der Blüte. Großartige Farmen lassen einen gewissen Reichtum des Landes vermuten. Die Berghänge sind mit Olivenbäumen bewachsen. Die Fahrt geht an großen Verpflegungslagern vorbei. Nach 20 km Fahrt erreichen wir ein Sammelager, es liegt in der Nähe eines Hafens, und zwar Philippeville. Es ist ein Naturhafen, steil fallen die Felsen in das Meer, der Hafen ist durch einige Fessel-Ballone geschützt (gegen Tiefflieger). Das Lager ist sauber eingerichtet, das beste bisher. Bei Mondschein beziehen wir unser Nachtquartier und müssen diese Nacht im Freien zubringen.

Dienstag, 18. 5. 43

Wir sind in Gruppen zu 25 Mann eingeteilt. Meinen Zug habe ich noch immer beisammen. Es gibt Weißbrot und Tee zum Frühstück. Im Laufe des Tages erhalten wir große Zelte, jeweils für 50 Mann. Wir stellen noch einige Vierer-Zelte auf, da es sonst zu eng wäre. Ein herrliches Klima, Seeklima, es weht stets eine frische Brise. Die Verpflegung ist jetzt seit gestern ausreichend. Wir werden dem Lagerarzt vorgestellt und müssen Personalbogen ausfüllen. Es heißt, daß wir vielleicht in vierzehn Tagen noch hier sein können. Heute wurden Italiener eingeschifft, so können wir auch jeden Tag wegkommen, vielleicht nach Kanada, aber man weiß nichts Genaues.

Samstag, 22. 5. 43

Seit Mittwoch, 19. 5. 43, können wir jeden Tag zum Strand zum Baden gehen. Es ist herrlich, das Wasser nicht zu kalt und nicht zu warm. Wunderbar die Nacht, ein herrlicher Sternenhimmel. Am Donnerstag hatten wir unseren ersten bunten Abend aufgezogen. Es waren Stunden netter Unterhaltung. Die Verpflegung ist bisher immer ziemlich einseitig geblieben. Es

gibt zum Frühstück zehn Scheiben Keks und etwas Butter. Zu Mittag eine Büchse Corned beef und ein Viertel Weißbrot. Dreimal am Tag Tee mit-Milch. Wir sind soweit zufrieden. Es kann nun jeden Tag fortgehen. Wir haben Zuwachs bekommen und sind jetzt 750 Mann im Lager.

Dienstag, 25. 5. 43

Es hatte geheißsen, daß am Mittwoch ein Transport wegginge, heute am Vormittag wird wider Erwarten ein Transport von 10 Offizieren und 39 Mann zusammengestellt. Von meinem Zug bzw. Batterie sind es leider nur 6 Mann. Gestern abend wurde Wachtm. Kimmel, mein z. b. V., in das Lazarett eingeliefert, wahrscheinlich Malaria. Es wird höchste Zeit, daß wir von diesem Lager wegkommen. Seit den letzten Tagen herrscht eine unverschämte Hitze, kaum zu ertragen. Fast schutzlos liegen wir den ganzen Tag in der prallen Sonne. Das schönste Vergnügen ist für uns jeden Tag das Baden. Wir sind alle der Meinung, daß es nach Kanada geht. – Unsere Marschgruppe setzt sich in Bewegung mit einem frischen Gesang. Die italienische Marschgruppe macht einen jämmerlichen Eindruck. Vornweg geht ein englischer Offizier (Major). Es sind immerhin 8 km zu marschieren. Es geht durchwegs an der Küste entlang, eine frische Brise verschafft uns ein wenig Kühlung. Wir erfahren, daß wir nicht nach Kanada, sondern nach England kommen. Teils Vorteile, teils Nachteile. Endlich haben wir den Hafen erreicht und können uns in einem Schuppen waschen, dann geht es auf das Schiff. Wir werden von den Offizieren getrennt und müssen mit den Italienern das Zwischendeck beziehen. Nach fünf Tagen Fahrt werden wir für eine Nervenheilanstalt reif sein. Ich habe für meine Gruppe Verpflegung empfangen, und wir haben unser Lager hergerichtet. Wahrscheinlich werden wir in den Abendstunden den Hafen verlassen.

Mittwoch, 26. 5. 43

Gegen 4.00 Uhr in der Frühe treten wir unsere Fahrt an. Es geht sehr langsam voran. Es herrscht ein Riesenkrach, verursacht von den Italienern. An Schlaf ist nicht zu denken. Im Laufe des Vormittags fordert „Neptun“ auch unser Opfer. Ich selbst habe furchtbare Magenkrämpfe und muß auch mein Opfer bringen. Wir liegen alle lang, keiner traut sich aufzustehen, da sonst einem das Essen beschleunigt aus dem Gesicht fällt. Am Nachmittag dürfen wir für 10 Minuten an Deck spazierengehen. Im Laufe des Tages laufe ich wohl sieben- bis achtmal auf den Lokus. Ich kann nichts essen. Gegen Abend geht es mir etwas besser. Gegen 17.00 Uhr werfen wir Anker und liegen vor der Bucht von Bougie, 150 km ostwärts von Algier. Morgen früh soll es weiter nach Algier gehen. Wenn das Fahrttempo so weitergeht, dann sind wir in Tagen vor Gibraltar.

Donnerstag, 27. 5. 43

Das Gefühl der Seekrankheit hat uns verlassen, aber ich muß immer noch laufen. Es herrscht unter Deck eine furchtbare Luft (ca. 35 °C) von der Latrine, ein Bretterschlag mitten unter uns, offene Blechkübel sind randvoll und laufen zum Teil über, ein fürchterlicher Gestank, ein ständiges Brechgefühl im Hals! Wir liegen während der ganzen Fahrt, weil wir sonst Gefahr laufen, daß einem das Essen aus dem Gesicht fällt. Am Tage können wir 10 Minuten von der Einstiegluke, sitzend am Rand, frische Luft tanken und sehen dabei die nahe Küste. Es ist eine herrliche Landschaft, zum Teil fällt das Ufer steil zur Küste ab. In herrlichem Grün prangt die Landschaft. Am Abend erreichen wir den Hafen von Algier und bleiben vor Anker. Es ist eine sternenklare Nacht, über uns spielen die Scheinwerfer, man kann sie nicht zählen. Wir glauben anfangs an einen Fliegeralarm, aber es ist nur eine Übung.

Freitag, 28. 5. 43

In der Frühe machen wir uns fertig zum Verlassen des Schiffes. Mir ist elend zu Mute, so schlecht ging es mir noch nie! Seit zwei Tagen habe ich nur Weißbrot gegessen und Tee getrunken. Vom Tommy bekomme ich eine Büchse Milch und $\frac{1}{3}$ Büchse Obst. Gegen Mittag verlassen wir das Schiff. Eine große Bedeckung ist angetreten, ca. 30 Mann. Durch ein Spalier mit aufgepflanztem Seitengewehr marschieren wir zum Hafenausgang. Hier scharht sich die Bevölkerung zusammen. Zwei amerikanische Offiziere und eine extravagante Frau stehen dort. Endlich geht es zum nahen Bahnhof, und wir werden dort verladen. Wir können feststellen, daß der Hafen mit Schiffseinheiten vollgepfropft ist. Es herrscht hier ein großer Betrieb. Mit der Bahn geht es ca. 49 km nach Osten, ein kleines Städtchen, Corso (?), und wir gehen hier noch 3 km zu Fuß. Das Lager sieht ganz gut aus, es sind feststehende Zelte vorhanden. Auf dem Marsch wird unsere kleine Abteilung Deutscher scharf bewacht, auf vier Mann von uns je ein Posten. Die italienische Gruppe hat dagegen nur drei Posten zur Bedeckung. Wieder werden wir beim Eintritt in das Lager gezählt. Wir können feststellen, daß der Stacheldrahtzaun immer höher wird.

Mittwoch, 1. 6. 43

In den letzten drei Tagen haben wir es sehr gut gehabt. Das Essen war hier bisher am besten. Es gab täglich Milch und Rosinen, Erbsen mit Fleisch oder Bohnengemüse, für drei Mann ein Brot. Heute müssen wir überraschend das Lager verlassen. Mein I. Zug mit 20 Mann fährt gegen 10.00 Uhr ab, und wir kommen in die Nähe von Algier in ein deutsches Lager. Hier herrscht noch mehr Stacheldraht, und die Sicherung ist noch besser. Hier muß der Kommandant für uns mehr übrig haben. Im letzten Lager schienen nur Deutschenhasser zu herrschen. Inzwischen haben wir hier

unser Lager bezogen. Ich kann einige gute Nachrichten hören, die auf Wahrheit beruhen sollen. Danach soll Leningrad gefallen sein, in Moskau vor ca. 14 Tagen Straßenkämpfe stattgefunden haben und Stalingrad im Süden umgangen worden sein. Der Japaner soll in Wladiwostok und eine bulgarisch/deutsche Armee unter Generalfeldmarschall List in die Türkei einmarschiert sein, nachdem die Türkei den Krieg an Bulgarien erklärt haben soll.² Hier ging vor ca. sechs Tagen ein Transport mit 6000 Mann nach England. So ist anzunehmen, daß wir in den nächsten Tagen wegkommen werden.

Samstag, 12. 6. 43

Endlich ist der Tag gekommen, auf den wir so lange gewartet haben, der Tag des Abmarsches nach Algier zur Einschiffung. Am Abend zuvor bin ich mit einigen Kameraden vom Stammlager zum Lager 7 gekommen. Seit 7.00 Uhr stehen wir auf dem Abmarschplatz, unser Rucksack ist unsere Sitzgelegenheit. Wir dürfen uns in der prallen Sonne nicht vom Fleck bewegen. Gegen 12.00 Uhr haben sich etwa 2000 Mann zum Abmarsch formiert. Es ist ein heißer Tag, seit dem Frühstück nichts mehr gegessen. Ich halte mit meinem Gepäck etwa eine Stunde durch, dann laß ich mich vom „Lumpensammler“ (Lkw) aufnehmen. Ich habe eine Wunde an der linken Ferse. Es wird alle Stunde eine kurze Rast gemacht. Gegen 18.00 Uhr haben wir endlich den Hafen erreicht und beziehen das Transportschiff. 25 km hatten wir in einer glühenden Hitze zurückgelegt und nichts im Magen, so sind viele Kameraden ausgefallen. Am Stadtrand passierten wir etliche Flakstellungen, wo die Amerikaner lässig an den Sandsäcken lehnten und sich eine Flasche Bier an den Mund hielten. Das einzige, was uns durchhalten läßt: Wasser.

Gegen 21.20 Uhr haben wir endlich die Schiffsplanken bestiegen, doch die Abfahrt soll erst am anderen Tage sein. Wir beziehen sofort die Ladeluken, in unserer befinden sich 230 Mann. Vor lauter Hitze weiß man nicht wohin, wir liegen auf den Planken in kurzer Hose ohne Hemd. An Schlaf ist nicht zu denken, gegen Mitternacht erhalten wir ein Stückchen Brot, zehn Mann ein Weißbrot. Wir haben eine ohnmächtige Wut im Leib.

Pfingstsonntag, 13. 6. 43

Wir befinden uns noch immer im Hafen. Im Laufe des Tages hat sich ein Geleitzug formiert, etwa 20 Schiffe können wir zählen. Vor dem Hafen, weit draußen, kreuzen etliche Zerstörer. Mit weiß aufzischenden Bugwellen durchpflügen sie das Meer. Wir können gruppenweise 15 Minuten an Deck. Ich habe die Ausgabe von Trinkwasser übernommen. Es herrscht ein herrliches Wetter. Vor uns liegt die weiße Stadt Algier. Weit zieht sich die Stadt an den Hängen hinauf. Es herrscht eine leichte Brise, weiße

Schaumkronen tanzen auf den Wellen. Die Tommys sind zu uns soweit ganz anständig. Die Verpflegung ist heute etwas reichlicher ausgefallen. Am Morgen gab es etwas Tee, drei Mann ein Brot, Fleisch und Fett. Wir haben herausbekommen, daß wir um 17.00 Uhr abfahren sollen, und zwar nach Oran, dort umgeschifft werden und nach Westengland kommen sollen. Was wird nun stimmen? Es ist bereits 17.00 Uhr vorüber. Wir dürfen an Deck kommen, der Geleitzug hat sich in Bewegung gesetzt. Wir fahren an der Spitze. Seitwärts von uns fahren Torpedo-Boote und sichern. Die hinteren Schiffe führen Fessel-Ballone. Inzwischen haben wir das offene Meer gewonnen. Die Stadt ist im Dunst verschwunden, zur Linken die nahe Küste. Delphine tummeln sich für kurze Zeit vor der Bugspitze.

Pfingstmontag, 14. 6. 43

Gestern wurden wir mit der Verpflegung sehr kurz gehalten. Am Vormittag dürfen wir an Deck, mir selbst geht es sehr schlecht. Ich habe immer wieder den Durchmarsch und muß sehr oft laufen. Sehr weit auseinandergezogen zieht der Geleitzug seine Bahn. Wir haben wieder ein sehr schönes Wetter. Ich kann an Deck bleiben. Die Kameraden müssen im Wechsel von 20 Minuten wieder unter Deck. Dort herrscht eine fürchterliche Luft, auf engstem Raum 220 Mann. In den Abendstunden erreichen wir den Hafen von Oran, erst gegen 24.00 Uhr verlassen wir das Schiff und werden von amerikanischen Posten übernommen. Unter starker Bedeckung erreichen wir einen nahen Steinbruch. Wir müssen erst die losen Steine wegräumen, um auf blanker Erde und ohne Zelt zu schlafen. Es gibt noch Verpflegung, was sehr viel Zeit in Anspruch nimmt. Es herrscht nicht gerade die beste Stimmung.

Dienstag, 15. 6. 43

Mir geht es elend. Ich laufe den ganzen Tag. An der offenen Latrine, einfache Kübel mit Holzbrille, muß man anstehen und versuchen, einen freien Platz zu bekommen, ehe es in die Hosen geht. Die Kübel sind voll bis zum Rand, ein fürchterlicher Zustand. Wir liegen hier in der prallen Sonne und haben keinen Schutz. Wasser gibt es sehr wenig. Ich koche mir einen Tee, kann aber nichts essen. Ich habe wahnsinnige Schmerzen im Unterleib und schlucke Tabletten, die ich vom Sani erhalten habe. In den Abendstunden heißt es, daß es wieder weitergehen soll. Verpflegung bekommen wir heute dreimal, und zwar je eine „Frühstücksdose“ (Inhalt: Kekse, Kaffeepulver und Bonbons) und Gemüsesuppe. Ich selbst kann nichts mehr essen, da mein Darm sofort reagiert. Mit Fahrzeugen verlassen wir das Lager. Durch die Stadt werden wir wieder mit Fäusten und Gejohle begrüßt. Etwa 15 km geht es an der Küste entlang durch den Hafen von Oran hindurch. Es ist eine schöne Stadt, die sich auf den Höhen

erstreckt. Wunderbare Hochhäuser können wir sehen. Im Hafen liegen zahlreiche Schiffe, die schwach beleuchtet sind. In einem nahen Bahnhof werden wir verladen. In einen Viehwaggon müssen 50 Mann hinein. An liegen ist nicht zu denken, und wir können nur auf unserem Rucksack sitzen. Es herrschen unmögliche Zustände. Unterhalb der Decke sind einige Bohlen entfernt worden, wir machen einen Klimmzug und hängen unsern Hintern hinaus, um unsere Geschäfte zu erledigen. Die im Waggon für diese Zwecke aufgestellten offenen Kübel werden nicht benutzt. Die Amerikaner haben eine wahnsinnige Angst vor uns. Jeder Waggon ist durch zwei Posten abgesichert, sie sitzen auf dem Dach.

Mittwoch, 16. 6. 43

Gegen 10.00 Uhr erreichen wir den Eisenbahnknotenpunkt Sidi Bel-Abbès. Wir sind also erst sehr wenig gefahren, es geht ziemlich steil im Gelände, zwei Lokomotiven ziehen uns. Gegen 12.00 Uhr erreichen wir die Stadt Chancy und werden hier ausgeladen. Zu Fuß geht es in der prallen Mittagssonne in das 4 km entfernt gelegene Lager. Es ist ein amerikanisches Lager. Tolle Zustände herrschen hier, das schlechteste Lager wohl, das wir bisher angetroffen haben. Kleine Vier-Mann-Zelte (deutsche Herkunft) auf engstem Raum. Waschwasser gibt es vorerst nicht.

Es müssen sämtliche Messer, Eßbestecke und Scheren abgegeben werden. Am Abend ist mir so jämmerlich zu Mute, daß ich in das Krankenrevier einziehe.

Mittwoch, 23. 6. 43

Noch immer liege ich im Krankenrevier. Ich habe mich ganz gut erholt, der Durchfall hat inzwischen aufgehört. Bis jetzt habe ich Diät gegessen. Die Verpflegung ist sehr gut, nur zu wenig. Morgens gibt es für alle eine Milchsuppe und einen Liter Kaffee, den man allerdings nur warm genießen kann, da das Wasser zu stark gechlort wurde. Zu Mittag gibt es abwechselnd eine Nudelsuppe, Gemüse oder eine Grießsuppe. Zu Abend wieder warmes Essen, im Grunde dasselbe wie zu Mittag, dazu einen halben Liter Kaffee. Wir sind hier in einem rein amerikanischen Lager untergebracht. Es sollen hier etwa 20000 Gefangene untergebracht sein. Wie wir in Erfahrung bringen konnten, sind unsere Offiziere noch hier, auch etliche Italiener. Das ganze Lager erscheint uns als Blendwerk. In einem Teillager sind drei Tausendschaften untergebracht. Die Wasserfrage ist eine sehr schlechte. Es muß mit dem Fahrzeug ca. 30 km hergefahren werden. Somit gibt es täglich nur ein Kochgeschirr voll Waschwasser. Wir haben einen Wasserdienst eingeteilt, der immer für zehn Mann Wasser empfängt. Es bestehen Wartezeiten bis zu drei Stunden. Die Unterbringung ist die schlechteste, die wir bisher hatten. Es stehen deutsche Viererzelte und

sind im Durchschnitt mit fünf Mann belegt. Brot gibt es fast gar nicht zum Essen. Dafür zum Frühstück vier Kekse. Bereits früh am Abend, wenn noch die Sonne scheint, ist die Lagerbeleuchtung eingeschaltet. Es sind hier doppelte Zäune gezogen worden, dazwischen Stacheldrahtrollen ausgelegt. Ca. alle 75 m ein hoher Wachturm mit einem Posten besetzt und mit einem schweren Maschinengewehr ausgerüstet. Nachts leuchten hin und wieder Scheinwerfer auf und suchen die Zäune ab. Ein Entweichen ist hier unmöglich. Auf dem Transport mit der Bahn sollen ungefähr 50 Mann stiftengegangen sein. Tagsüber brütet eine unverschämte Hitze, es ist kaum noch zu ertragen. Feiner brauner Staub wirbelt auf und belegt alles mit einer feinen Staubschicht. Wir haben hier einen ewigen Hunger. Die Raucher stöhnen, denn sie haben nichts mehr zum Rauchen. Im letzten Lager bei Oran wurde von den Rauchern wohl alles eingetauscht, was noch einen Tauschwert hatte. Es gibt bereits Raucher, die trockenen Tee rauchen. Ich selbst schlafe viel und träume viel von der Vergangenheit und der Zukunft. Parolen ziehen auch hier ihre Bahn. Die tollsten Gerüchte werden schon verbreitet. So soll bereits im Osten Moskau gefallen sein, ein weißrussischer General soll eine Regierung gebildet haben, Waffenstillstand soll auch bereits sein. Alles fromme Wünsche, doch wann werden sie wahr sein? Das Lager selbst liegt in einem weiten Talkessel, rings von Bergen umgeben. In den nächsten drei Tagen soll es mit Fahrzeugen nach Oran gehen zur endgültigen Einschiffung. Hoffentlich bald, denn hier ist es nicht zum Aushalten.

Donnerstag, 24. 6. 43

Am Vormittag werde ich aus dem Revier entlassen und ziehe wieder in das Lager zu meinen Kameraden. Hier herrscht ein unverschämter Dreck und Staub. Die Wasserfrage tritt hier ganz kraß zutage. Man kann sich höchstens alle zwei Tage waschen. Tagsüber geht ein ständiger Wind daher und wirbelt Staub auf, alles ist mit einer braunen Staubschicht bedeckt. Die Stimmung ist auf dem Nullpunkt angekommen. Die Raucher jagen nach Zigaretten. Es kommen die unmöglichsten Dinge vor. Es werden bereits Auszeichnungen, so das EK I, und Trauringe gegen Rauchwaren vertauscht. Ein Bild des Jammers. Alles ödet und schreit sich an. Es ist die Hitze und es sind die schlechten Lebensbedingungen, die uns alle plagen. Man kann nur hoffen, daß wir hier bald wegkommen. Am Abend findet ein bunter Abend statt. Ich selbst bin erst am Schluß dabei und mache eine Aufnahme von den Wiener Sängern und bringe sogar einen Wachturm hinauf. Es war ja etwas schwierig, aber es klappte.

Montag, 28. 6. 43

Heute feierst du, liebe Mama, deinen 53. Geburtstag, und ich konnte dir

keinen Brief schreiben, um dir, liebe Mama, meine Glückwünsche zum Ausdruck zu bringen. Aber im Geiste bin ich heute bei dir, und ich weiß, auch du wirst gerade an diesem Tage mehr als einmal an mich denken. Du wirst deinen Geburtstag nicht wie früher feiern können, da wir, deine Kinder, noch im Elternhause waren. Ich weiß nicht, ob Christel zu Hause sein wird. Ich aber hoffe, daß du dir über mein Schicksal im klaren bist und dir keine unnützen Gedanken machst. Ja, wenn ich zurückdenke, wie schön konnten wir diesen Tag feiern in den vergangenen Jahren, da ich noch im Elternhaus war. Ich sehe im Geiste einen herrlichen Rosenstrauß auf dem Tische stehen. Das Zimmer voll herrlichem Rosenduft. Wenn wir bei der Geburtstagstafel beisammensaßen, die herrliche Torte, und dann gab es die erste Erdbeerbowle. Ja, und nun ist es einsam um euch geworden, liebe Eltern! So muß ich diesen Tag in Gefangenschaft verbringen. Nicht frei, denn wir sitzen hinter Stacheldraht auf afrikanischem Boden. – Es ist heute wieder ein heißer Tag, es mögen wohl 40°C im Schatten sein. Wir sitzen in unserem Zelt mit vier Mann beisammen. Man weiß nicht, wohin. Das Beste ist noch, sich im Freien zu bewegen, denn im Zelt ist es vor Hitze nicht zum Aushalten. Die Verpflegungszuteilung ist weniger geworden. Heute morgen gab es nur ein halbes Kochgeschirr Kaffee und vier Stück Kekse. Zu Mittag gab es Kartoffelsuppe, am Abend eine Maisuppe und ein Stückchen Brot. Alles ist überreizt durch die Hitze und durch den Hunger, jeder sieht sich selber nicht mehr gern. Die kleinsten Anlässe sind Grund zum Streit. Was soll noch werden? Man könnte verzweifeln, und doch darf man es nicht. – Es ist Abend geworden, noch immer steht die Sonne im Westen, obwohl es schon 20.00 Uhr ist. Wir sind zum Appell angetreten. Das gesamte Lager 5, zum Gedenken des heutigen Tages, der so oft zum Schicksal des deutschen Volkes wurde. Zwei Kameraden sprechen zu uns. Der erste spricht in kernigen Worten zu uns, wir sollten nicht verzweifeln, sondern aufrechte Deutsche bleiben, die auch in der Not eisern dastehen, daran zu denken, daß Brüder für uns kämpfen. Manch einer mag durch diese Worte aufgerüttelt worden sein und sich seiner besinnen. Der zweite Kamerad führt uns die Bedeutung dieses Tages vor Augen. Er gedenkt des 28. Juni 1914, da dieser Tag Anlaß wurde für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, am 28. Juni 1919 das Schanddiktat in Versailles unterschrieben und wir gezwungen wurden, eine Schuld einzugestehen, die nicht bestand. Im gleichen Saale, da einst am 18. Januar 1871 die Schaffung des II. Reiches seine Krönung fand. Er gedachte des 28. Juni 1940, da im Wald von Compiègne an der gleichen Stelle durch den Führer erklärt wurde, daß die Schande von Versailles für immer gelöscht sei. Und heute, am 28. Juni 1943, stehen deutsche Soldaten auf afrikanischem Boden hinter Stacheldraht und gedenken dieses Tages. Wir wissen, daß Kameraden für uns kämpfen und daß eines Tages der Sieg unser sein wird. Der Lagerführer gedenkt am Schluß des Führers, Volk und Vaterland. Wir bringen ein donnerndes Sieg Heil aus, das sich an den

Berghängen bricht und wieder zurückschallt. Als Abschluß des Abends werden die Nationalhymnen gesungen. Der Abend ist beendet.

Samstag, 24. 7. 43

Es war wohl die unruhigste Nacht während der ganzen Fahrt. Lange wird noch erzählt, es ist eine gewisse Aufregung vorhanden. Gegen Mitternacht rasseln mit großem Getöse die Ankerketten. Das Schiff liegt still. Irgendwo auf dem Schiff läuft noch eine Maschine, man kann nicht einschlafen. Schon früh, wohl gegen 6.00 Uhr, wird die Ladeluke geöffnet, und wir steigen mit großer Erwartung an Deck. Der Blick schweift nach rechts und links. Wir liegen in einer großen Bucht. Wir werden von einem Arzt untersucht, der an Bord kam. Endlich gegen 12.00 Uhr legt ein Fährschiff an, wir sollen noch heute mit der Bahn 600 Meilen fahren. Wir richten uns auf eine lange Fahrt ein, da heißt es schon wieder aussteigen. Nun haben wir amerikanischen Boden betreten. In einer großen Halle marschieren wir in Reihe auf, jetzt beginnt wieder eine Durchsuchung. Wir passieren Laufgassen, abgeteilt durch gespannte Seile, hin und wieder stehen offene Zinktonnen. Hier müßten noch etwa vorhandene militärische Ausrüstungsgegenstände hineingeworfen werden. So etwa Kompaß, Waffen, Feldflaschen und dergleichen. Jetzt muß ich blitzschnell handeln, denn in meiner zweiten Feldflasche befindet sich meine 6×9 Zeiss Ikon Rollfilmkamera. Ich gebe mir drei Sekunden Bedenkzeit: entweder die Feldflasche samt Inhalt in den Kübel oder hinaus damit und mitgenommen. Ich knie nieder, hole aus meinem Rucksack die Feldflasche heraus, geöffnet, die Kamera in ein Stück Fallschirmseide (Halstuch) eingewickelt und in meine Seitentasche vom Uniformrock gesteckt. Obwohl überall Posten stehen und Offiziere alles überwachen, kann ich diese Aktion unbeobachtet ausführen. Nur ruhig bleiben, hieß meine Devise. Meine zwei Feldflaschen fliegen in die Tonne, und weiter geht es im Gänsemarsch. In einem geschlossenen Raum müssen wir uns splitternackt ausziehen. Unsere Kleidungsstücke wandern in einen blauen Sack und landen in einem Dampfkessel zur Entlausung, obwohl wir kein Ungeziefer haben. Für meinen Rucksack und die übrigen Bekleidungsstücke bekomme ich eine Nummer und soll diese Dinge in unserem künftigen Lager wieder erhalten. Mein Rucksack hat auch sein Geheimnis. Denn im Wäschefach hatte ich am Boden liegend meine belichteten Filme eingenäht. Mit dieser Taktik kam ich bisher durch alle Filzungen. Denn in der Regel mußten wir bei einer Filzung unseren Rucksack entleeren und ihn ausschütteln. Ob wir das Abgegebene noch einmal wiedersehen werden? – Unsere sog. Wertsachen, Brieftasche, Bilder usw. müssen wir ebenfalls in einen kleinen Beutel stecken, schnell stecke ich meine Kamera hinein und gebe alles am Schalter ab, wo uns ein netter farbiger Soldat die Sachen abnimmt. Ich kann noch sehen, wie er mit Läusepulver den Inhalt bestreut und alles in

einem Fach landet. Auch hierfür gibt es eine „Garderobenmarke“. In den Wertsachenbeutel kann ich auch mein Waschzeug und Alu-Büchse, hier befanden sich getarnt meine unbelichteten Filme, stecken. Ich hatte meine Zwirne und Stopfwohle dazu verwandt, um die Filme so zu tarnen. Weiter geht es im amerikanischen Tempo in den Duschraum. Nach dem Verlassen werden wir mit einer Art Spritzpistole unter den Armen abgesprüht. Schneeweiße Frotteetücher erhalten wir zum Abtrocknen, anschließend fliegen sie auf einen Haufen, um von dort in einer Wäscherei zu landen. In einem Warteraum werden unsere Nummern aufgerufen, und wir erhalten am Schalter unsere Beutel zurück. Ein Griff an den Wertsachenbeutel und ich kann mich überzeugen, daß sich meine Kamera noch darin befindet. Ich atme auf! Es geht weiter in die nächste Baracke. Wir betreten einen Mittelgang, zu beiden Seiten sitzen „Tippmädchen“ vor ihrer Schreibmaschine. Wir sind beeindruckt von soviel Schönheit. Jeder sucht sich ein Mädchen aus, setzt sich vor sie, und sie tippt auf einem Personalbogen unsere Daten ein. Anschließend erfaßt sie unsere beiden Daumen nacheinander, drückt sie auf ein Stempelkissen und rollt jeden Daumen auf dem Formblatt an der dafür vorgesehenen Stelle ab. Jetzt sind wir registriert und landen wieder in der großen Ankunftshalle. Wir stehen am Eisenbahngleis, in einiger Entfernung von uns steht ein Pullmanzug. Meine Gedanken, sicher für die amerikanischen Soldaten bereitgestellt. Da heißt es Gepäck aufnehmen, und wir besteigen den vor uns stehenden Pullmanzug (D-Zug). Unser Magen macht sich bemerkbar, wir haben einen fürchterlichen Kohldampf! Gegen 12.45 Uhr verläßt der Zug die Halle, was wir anfangs nicht für möglich hielten, wir sitzen nun in der Polsterklasse und werden nun etliche 1000 km nach Süden gefahren. Unser Waggon hat einen Mittelgang, rechts und links Viermannabteile. Die Abteile sind jeweils nur mit drei Mann besetzt. Am Ende des Waggon befindet sich jeweils ein Ventilator mit einer großen Luftschraube, der für Kühlung sorgen soll. Unsere Fenster können wir nicht öffnen. Es sind Doppelfenster, die von unten einen Spalt geöffnet sind, aber fest verriegelt. An jedem Waggonende befindet sich ein WC und eine Wasserbox mit Trinkbecherautomat. Ja, kaum sind wir auf unseren Plätzen warm geworden, gibt ein Sergeant das Zeichen zur Filzung. Bewacht werden wir im Waggon natürlich auch. Es steht jeweils ein Posten mit einer MP bewaffnet am Waggonende. Jetzt heißt es schnell reagieren. Meine Kamera befindet sich noch in meiner Rocktasche. Wohin damit, sind meine Gedanken. Meine Augen schweifen in die Runde, von unten nach oben. Da entdecke ich, daß unsere Sitzpolster nur lose aufliegen. Blitzschnell habe ich meine Kamera unter meinen Sitz geschoben. Das flache, massive Metallgehäuse wird mein Gewicht schon aushalten, denke ich bei mir. Wir müssen nun einzeln vortreten und werden abgetastet. Wir müssen jeweils einen freierwerdenden Platz einnehmen. Mein Gedanke, hoffentlich kann ich wieder an meinen alten Platz zurück. Verstohlen schaue ich zurück, ob es nicht auffällt, daß die eine

Ecke vom Polster sich vom anderen etwas nach oben abhebt. Da kommt das erlösende Wort: wieder an die alten Plätze zurück! Das haben wir überstanden. – Das Essen läßt nicht lange auf sich warten. Es gibt auf nüchternen Magen zwei Scheiben Weißbrot, eine dicke Scheibe frischgekühlte Wurst, eine dicke Scheibe Käse und einen Butterkeks mit Schokoladenüberzug. Ferner einen Becher schwarzen Kaffee. Man hätte ja das fünf Wochen früher vertragen können. Wir sind zufrieden! – Nun rasen wir schon etliche Stunden im D-Zug-Tempo durch die Landschaft. Hin und wieder durchheilen wir ein kleines Städtchen. Ein paar Mädchen winken uns zu. Es scheint eine Landschaft zu sein, die von Wochenendurlauern bevorzugt wird. Was uns als erstes auffällt, das sind die vielen Autos, die auf parallel zur Bahn geführten Straßen an uns vorbeifahren. Alles schöne, große, moderne Fahrzeuge. Dazu viele Wohnwagen. Hin und wieder an einem kleinen Häuschen vorbei, so wechselt das Bild. Gegen Abend durchfahren wir eine herrliche Flußlandschaft. Rechts und links Steilufer, dahinter undurchdringlicher Wald, zum größten Teil Laubwald und später auch Tannenwald. Die Sonne steht im Westen, wir fahren ihr entgegen, bald verschwindet sie blutrot hinter den Bergen. Alles atmet heimatische Landschaftsstimmung. – Im übrigen wurden wir vom Kochpersonal bedient. Das Essen wird uns an die Plätze gebracht. Wir durften einzeln und allein nur aufstehen, wenn wir zum WC oder zum Trinkwasser wollten. Zum Abendessen gab es heute einen klassischen Maisbrei, eine Pellkartoffel, eine große Portion Hackfleisch, was ganz ausgezeichnet zubereitet war, als Nachspeise Ananas und einen Becher Kaffee. – Mitternacht ist wohl schon vorüber, der Zug rast durch die Landschaft. Da, auf einmal ein Lichtermeer, eine Großstadt muß es sein. Herrlich dieses Bild zu schauen, alles taghell erleuchtet, dazu die Lichtreklame, für uns ein ungewohntes Bild.

Sonntag, 25. 7. 43

Die heutige Fahrt geht durch weite Ebenen. Hin und wieder kleine Ortschaften. Wir sind über den Baustoff der Häuser erstaunt. Hier ist alles in Holz gebaut. Immer wieder sind die vielen Autos auf den Straßen zu bewundern. Der Zug rast weiter ohne große Aufenthalte durch die Landschaft. Die Hitze ist fast unerträglich. Zum Frühstück gab es Kartoffelpüree, zwei Scheiben Brot, drei Pflaumen, Kaffee mit Milch und Zucker. Zu Mittag: zwei Scheiben Brot, eine Scheibe Kasseler, eine Kartoffel mit Butter, Erbsen und Zitrone. Zu Abend: zwei Scheiben Brot, eine Scheibe Käse, eine Scheibe Wurst. – Weite Flächen des Landes sind mit Mais bepflanzt. Wir passieren zweimal Öl-Förderpumpen. Auch hier sind die Ortschaften sehr klein. Ein paar Bretterbuden, ein paar Autos, das ist alles. Gegen 18.30 Uhr laufen wir in St. Louis ein, nachdem wir auf einer riesigen Brücke über den Fluß Mississippi gefahren sind. Hier gibt es in den

Vorstädten sehr viele Fabriken. Die Luft ist diesig und dick. Etliche Wolkenkratzer sind auch zu sehen. In dieser Stadt haben wir einen sehr langen Aufenthalt bis etwa gegen 22.00 Uhr. Unser Zug steht einem amerikanischen Militärzug gegenüber. Zur Hälfte ist er mit Soldaten und zur Hälfte mit Helferinnen besetzt. Es sind alles junge Mädels, etwa mit unseren Nachrichtenhelferinnen zu vergleichen. Wir werden ziemlich kritisch gemustert. Aber bald merken wir, daß sie uns offene Sympathie entgegenbringen. Sie tragen alle eine weiße Bluse und einen blauen Rock. Sie reisen sehr bequem, soweit ich sehen konnte, befinden sich immer vier Mädels in einem Abteil. Ein Schlafabteil schließt sich an. Hier sind gerade Schwarze dabei, alles zum Schlaf herzurichten. Wir versuchen mit den Mädels ins Gespräch zu kommen, aber wir können unsere Fenster nicht öffnen.

Ehe wir uns vom Staunen erholen, sind schon Mädels in unser Abteil gestürmt, nachdem es ihnen nicht gelungen war, uns Zigaretten hinüberzureichen. Es kam nun ein reger Tauschhandel in Schwung. Sie fragten nach deutschen Münzen, natürlich mit Hakenkreuz. Ich selbst kam mit einem Mädchen ins Gespräch. Nachdem mein Englisch nicht ausreichte, ging es mit Französisch. Fragen hin und her, woher des Weges. Als Soldaten des Deutschen Afrika-Korps waren wir für sie die „supermen“. Über eine Frage mußte ich mich wundern, ob wir die Amerikaner lieben würden. Darauf konnte ich keine Antwort geben. Aber dieses Zusammentreffen konnte uns allen zeigen, daß für uns doch eine große Sympathie vorhanden war. Doch bald war die Invasion den Soldaten zu stark geworden, die Landser waren hilflos. Amerikanische Offiziere baten die Mädchen sehr höflich hinaus. Auf der ganzen Fahrt können wir Sympathiebeweise erleben. Überall winken uns heimfahrende Wochenendfahrer zu. Zum Teil halten die Fahrzeuge, als unser Zug an einer Autostraße hält. Auch die Behandlung hier im Zug ist sehr gut. Das Essen wird uns auf Papptellern serviert, wir dürfen nur aufstehen, wenn wir zum WC müssen. Ein Handzeichen zum Posten hin, ein Kopfnicken, und wir können gehen. Unsere Knie sind schon steif geworden, so geht es oft zum WC, unsere einzige Bewegung. Mit Anbruch der Dunkelheit flammen die vielen Reklamelichter in den Städten auf, hier merkt man nichts vom Krieg.

Montag, 26. 7. 43

Sehr interessant, unser Zugabteil zu studieren, wie diese Waggon für die klimatischen Verhältnisse eingerichtet sind. An der Decke befinden sich vier Ventilatoren, die während der ganzen Fahrt für Kühlung sorgen. Auf Grund der großen Fahrtgeschwindigkeit ist es nicht möglich, die Fenster zu öffnen, da einem sofort Kohleteilchen in die Augen fliegen würden. So können die Fenster nur von unten her geöffnet werden und auch nur fast zur Hälfte. An jedem Ende die Toiletten mit Waschraum und davor ein

Behälter mit Trinkwasser, das ständig eisgekühlt ist. Daneben ein Automat mit Einwegtrinkbechern. In gewissen Abständen während eines Aufenthaltes wurde der Zug versorgt, d.h. von außen die Scheiben abgesprüht, Trinkwasser nachgefüllt wie auch Eis aufgefüllt. All diese Arbeiten wurden von Schwarzen verrichtet. – Die Landschaft ist immer noch dieselbe geblieben. Hin und wieder eine kleine Ortschaft, ein paar Häuser aus Holz, die Fassaden mit aufgeschnittenen Konservendosen verkleidet, sie tragen alle ihre Rostfarbe. Davor winkt uns eine Schwarze zu, die gerade auf dem Bett ihr Schläfchen gehalten hat, bekleidet mit Rock und Büstenhalter. Gegen Abend wird es plötzlich bekannt, daß wir gegen 21.30 Uhr unser Ziel erreichen werden. Wir fahren in der Nähe des Flusses Arkansas vorbei. Da sehen wir schon von weitem plötzlich Lichter, dort muß unser Lager sein. Nun sehen wir viele Baracken, ein Truppenlager. Wir steigen aus und formieren uns in Marschordnung. Nach einer halben Stunde sind wir im Lager angekommen. Die Bewachung ist wieder ganz fürchterlich. Zwei Lkw fahren hinter uns und strahlen uns an. Nun passieren wir die Lagertore, und sie schließen sich wieder einmal. Mächtige Wachtürme in gewissen Abständen geben dem Ganzen den Charakter eines Kriegsgefangenenlagers. Die Dienstgrade werden aus der Masse herausgezogen und müssen sich an die Spitze setzen. Unser Handgepäck müssen wir in einer Baracke niederlegen und sollen es morgen bei Tageslicht abholen. Am anderen Ende der Baracke geht es wieder hinaus. Da warten schon wieder die Amis, um uns wieder einmal zu filzen. Ich bin leider der dritte Mann, bin natürlich vollkommen überrascht. Ich kann meine Kamera nicht mehr tarnen, d. h., ich ziehe sie blitzschnell aus meiner Tasche und stecke sie in meine Uniformmütze. Ich erwische auch noch einen Soldaten, der nimmt es sehr genau und dreht mir sämtliche Taschen um. Sämtliche Bilder aus meiner Brieftasche werden angesehen. Es werden insbesondere Bilder vom Führer, Göring und Goebbels gesucht. Bei mir Mangelware. Da erwischt der Posten meinen Belichtungsmesser. Was ist das, fragt er seinen Kameraden, der langt zu meiner linken Hand mit der Mütze, und da haben sie mich erwischt. Auch mein Tagebuch, Eintragungen in Steno, erst recht verdächtig, mein Taschenkalender mit allen Adressen. Ich werde in die Baracke geschickt, dort empfängt mich ein Sergeant mit Bremer Dialekt. „Nun, Kamerad, was hast du da?“ „Ja, meine Fotokamera“, war meine Antwort. „Hast Du schon etwas abgegeben?“ war die Frage. „Ja, mein Handgepäck.“ „Leg es dazu“, war der Befehl, „morgen erhältst du eine Quittung, und wenn der Krieg zu Ende ist, erhältst du alles zurück“. „Denkste“, war meine Antwort. Nun war ich alles los, ein schwarzer Tag für mich. Wir werden in die Baracken eingewiesen, empfangen noch unser Bettzeug und können endlich unsere amerikanischen Feldbetten aufsuchen. Endlich können wir uns strecken, mit steifen Knien verließen wir den Zug. Drei Tage nur zu sitzen, Tag und Nacht, war beinahe eine Strafe.

Dienstag, 27. 7. 43

Wir sind der 11. Kompanie zugeteilt worden. Stabswachtmeister Stierschneider, übrigens ehemals Zugführer unserer Flakeinheit (10./5), macht den Kompanie-Führer, Oberfeldwebel Dr. Hausner Spieß und Dolmetscher, vier Zugfeldwebel, vier Dolmetscher, acht Mann Küchenpersonal, drei Handwerker und ein Friseur, das ist unser „Stamppersonal“. Alle erhalten einen Sold von 20 \$. Wir werden neu eingekleidet, und zwar: eine blaue Baumwollgarnitur, vier Unterhemden, vier Unterhosen, vier Paar Strümpfe, ein Paar Arbeitshandschuhe (Leder), ein Rasierapparat, Seife und dergleichen. Weiter erhalten wir eine vorgedruckte Karte zur Benachrichtigung unserer Angehörigen, daß wir uns in amerikanischer Kriegsgefangenschaft befinden. Wir können nach Erhalt unserer Kriegsgef.-Nr. in der Woche zwei Briefe und eine Karte schreiben. – Die Verpflegung ist sehr gut. Zum Frühstück gibt es zwei Tassen Kaffee oder Kakao, zwei Scheiben Weißbrot, eine Portion Rühreier, eine Tasse Milch, Cornflakes, einen Apfel. Wir waren überwältigt, als wir nach dem Eintreffen in diesem Lager das o. a. Frühstück einnahmen. Als wir unseren Speisesaal (Küchenbaracke) betraten und an den Tischen mit je acht Mann Platz nahmen. Unser erstes Mittagessen: Bratkartoffeln, Soße, Kraut, Rettichsalat, zwei Klopse, eine Portion Fleisch, Tomatensalat, als Vorspeise Nudelsuppe, eine Scheibe Brot, zwei Tassen Kakao.

Im Laufe des Vormittags werden wir in Gruppen von je 25 Mann eingeteilt, um unser Handgepäck aus der Baracke abzuholen, das wir bei unserer gestrigen Ankunft dort ablegen mußten. Auf dem Marsch dorthin habe ich plötzlich eine „fixe Idee“. Ich ziehe mein deutsches Tropenhemd aus, falte es der Länge nach und rolle es zusammen. Auf dem großen Haufen finde ich meine Kartentasche, Alu-Büchse und daneben meine Kamera in Fallschirmseide eingewickelt. Draußen stehen natürlich wieder Posten, die nun unser Handgepäck filzen sollen. Ich schalte sofort und suche mir einen älteren Ami aus, ich tippe, es könnte ein Farmer sein. Nun stehe ich vor dem Posten und rolle mein Hemd auseinander und lege es auf den unebenen Grasboden. Aus meiner Brusttasche ziehe ich meine Briefftasche heraus und gebe sie dem Posten zur Überprüfung. Wie er nun meine Fotos eingehend studiert, schiebe ich blitzschnell meine Kamera unter das Hemd und zwar so, daß sie an die obere Hälfte zu liegen kommt. Anschließend entleere ich meine Kartentasche und Alu-Büchse mit meinem Nähzeug, Zwirn- und Wollerollen, getarnte Filmrollen 6×9. Nach dem Studium meiner Bilder überblickt der Posten das ausgebreitete Material, nickt mit dem Kopf und sagt O. K. Jetzt packe ich wieder alles zusammen, falte mein Hemd der Länge nach und rolle es von unten her zusammen, so daß meine Kamera mit eingerollt wird. Das alles in einer Seelenruhe, damit ich ja nicht auffalle. Nun klemme ich die Rolle unter meinen Arm und passiere das Lagertor, jeden Augenblick gewärtig, zurückgerufen zu werden, aber nichts dergleichen. Ich atme tief durch, wieder einmal geschafft.

Samstag, 31. 7. 43

Inzwischen hat sich alles eingelaufen. Die Verpflegung ist sehr gut. Langsam hat sich unser Magen wieder angefüllt. Die Stimmung ist wieder ruhiger geworden. Die Hitze dagegen unerträglich. Man schlägt sich den Bauch voll Wasser, wir sind direkt wassersüchtig geworden. Unser Durstgefühl ist nicht zu stillen. Duschen kann man sich mehrmals am Tag. Heute abend soll die Kantine geöffnet werden. Geld soll es auch bald geben.

Mittwoch, 4. 8. 43

Gestern gab es Geld, d. h. Kantinenbons für 26. 7. – 31. 7. 43 = 70 Cents. Die Kantine wurde auch eröffnet. In den nächsten Tagen erhalten wir den Sold für den Monat August. Inzwischen sind wir alle „ausgefressen“, die Verpflegung ist nach wie vor ausgezeichnet. So habe ich in den vergangenen vier Kriegsjahren selten gegessen, was uns hier täglich auf den Tisch gebracht wird. Mengenmäßig ist es nicht viel, es sind aber kräftige Speisen. Seit gestern rücken Arbeitskommandos aus. Die ersten POW³ haben im Sandberg gearbeitet. Mit der Zivilbevölkerung kommt niemand in Berührung. Man hat mir erzählt, daß die eingesetzten Fahrzeuge von Frauen gefahren werden, bei der Einfahrt zur Arbeitsstelle die Fahrzeuge aber von den Posten übernommen werden, mit Sand gefüllt, wieder hinausgefahren und dann von den Frauen wieder übernommen werden. Man hat mir erzählt, daß die Mädels für uns zu viele Sympathien entgegenbringen. Es soll schon vorgekommen sein, daß Frauen Zettel mit ihrer Adresse arbeitenden POW zugeworfen haben. – Das Lager ist in drei Teil-Lager aufgeteilt. In jedem Teil-Lager sind 12 Kompanien à 100 aufgestellt. Gemäß Genfer Konvention⁴ sind die Mannschaftsdienstgrade zur Arbeit verpflichtet, die Uffz.-Dienstgrade können zur Aufsicht als Gruppenführer eingeteilt werden, können sich aber freiwillig zur Arbeit verpflichten.

Donnerstag, 5. 8. 43

Heute kann ich meinen ersten Brief aus den USA nach Hause schreiben. Ich teile meinen Eltern mit, daß wir von Afrika gut hinübergekommen sind und nun in unserem Stammlager gut aufgehoben sind. Ich bitte Hilde um etliche Bücher. Es wird uns mitgeteilt, daß die Laufzeit der Post etwa 4–5 Monate dauern soll.

Montag, 9. 8. 43

Heute haben sich etwa 20 Unteroffiziere zusammengefunden zu einem Allgemein-Unterricht. Es wird Englisch, Deutsch, Rechnen und Stenografie gelehrt. Der Unterricht findet in den Morgenstunden statt.

Freitag, 13. 8. 43

Gegen Mittag erhalten wir 34 Mann Zuwachs. Sie kamen aus Casablanca. Sie sollen es dort sehr schlecht gehabt haben. Während der Überfahrt gab es für sie nur zweimal am Tag etwas zum Essen. Ihr Aussehen ist außerordentlich schlecht. Beim Duschen können wir feststellen, daß ihr Gesäß so stark eingefallen ist, daß man eine geballte Faust hineinlegen kann. So ähnlich müssen wir auch ausgesehen haben. Nach meiner eigenen Einschätzung muß ich während der Zeit in afrikanischer Gefangenschaft ca. 20 Pfund Gewicht verloren haben. Der erste Eindruck über das Essen ist auch für sie ein gewaltiger. Wir lächeln, als sie schweißgebadet aus dem Speisesaal herauskommen.

Donnerstag, 19. 8. 43

Seit 9. 8. 43 führen wir täglich einen Schulunterricht durch. Er macht gute Fortschritte. Wir sind ca. 30 Schüler. Täglich haben wir eine Stunde Englisch, Deutsch, Rechnen und Steno. Es ist allerdings für die Lehrer schwierig, ohne Lehrmittel einen ausgewählten Unterricht zu geben. Ich selbst habe mir etliche Bücher bestellt, die mir von zu Hause geschickt werden sollen.

Samstag, 21. 8. 43

Für gestern abend war ein Konzert der Kapelle des Lagers II angesagt. Leider konnte es wegen eines Zwischenfalls nicht ausgeführt werden. Es hatte sich ein bayerischer Unteroffizier freiwillig zur amerikanischen Armee gemeldet, um dort für ein freies, katholisches, unabhängiges Königreich Bayern zu kämpfen. Daß der Geist der anderen Kameraden noch gut war, beweist die Tatsache, daß dieser gute Mann Zuflucht bei den Posten suchen mußte. In der Aufnahmebaracke mußte er Schutz vor seinen eigenen Kameraden suchen. Man erzählt sich, daß er noch eine gehörige Tracht Prügel bekommen haben soll. Bei den Amerikanern herrschte Alarmstimmung, alle Posten und Wachtürme wurden sofort verstärkt und die Lagertore zu den Teil-Lagern gesperrt. So mußten wir auf unser Konzert verzichten.

Sonntag, 22. 8. 43

Heute ist der lang angekündigte Nachmittag mit Musik, Torte und Kuchen gekommen. Gegen 14.30 Uhr betreten wir den Speisesaal. Die Tische sind mit Grün geschmückt. Auf jedem Tisch steht eine Torte, Streuselkuchen und Pfannkuchen. Zur Freude und Überraschung, es spielt die Kapelle vom Lager II. Es sind fünf Kameraden, die Geige, Akkordeon, Gi-

tarre, Kontrabaß und Cello spielen. Wir hören anfangs Unterhaltungsmusik, dann aber schmissige Tanzmusik. Der Beifall ist überwältigend. Wir lassen uns den Kuchen und die Torte ganz besonders schmecken, dazu gibt es eisgekühlten Kakao. Unser amerikanischer Chef ist auch gekommen und scheint von unserer Musik sehr erbaut zu sein. Gegen 16.00 Uhr spielen unsere Musiker den Schlußmarsch „Alte Kameraden“ auf, die Kaffeetafel ist damit beendet. – Am Abend mache ich mit dem Kameraden Henke einen Spaziergang durch die Lager I und II, dabei mache ich dort einige Aufnahmen.

Mittwoch, 8. 9. 43

Heute wird unser Fortbildungskurs in zwei Klassen eingeteilt. Es hat um diese Teilung Meinungsverschiedenheiten gegeben. Die Teilung wird jedoch vom Lehrpersonal befürwortet. Ich komme in die Klasse A mit insgesamt 15 Schülern. In die Klasse B sind sieben Schüler eingeteilt. Wir haben zum Lehrpersonal zwei Lehrer aus den Teil-Lagern I und II hinzubekommen. Studienrat Gehrke, ein Fachschullehrer, und Studienrat Trebenius. Wir haben nun folgende Fächer: Deutsch, Mathematik, Geschichte, Englisch, Erdkunde und Kurzschrift. Ein Kamerad hat sich durch die Einteilung in die Klasse B zurückgesetzt gefühlt und steigt aus.

Donnerstag, 9. 9. 43

Jetzt in den letzten Tagen hat sich die Nachricht verbreitet, daß Italien bedingungslos kapituliert hat.⁵ Der König hat das Angebot von General Eisenhower angenommen, unter der Bedingung, daß die Grenzen von 1919 garantiert werden, das wurde aber verweigert. General Eisenhower soll sich in einer Rundfunkrede geäußert haben, daß Italien zwar aufgegeben habe, nun seien aber noch die deutschen Truppen zu schlagen, die sich noch im Lande befinden. Die starken deutschen Verbände sollen sich in Mittel- und Nord-Italien befinden. Die Stimmung ist auf Grund dieser Nachrichten nicht die beste. Viele verlieren nun doch das Vertrauen zur deutschen Führung. Es ist traurig zu hören, wie Kameraden bereits in scharfer Form zum eigenen Regime Stellung nehmen. Man hätte ja diesen Krieg nicht vom Zaune brechen sollen, muß man hören. Weitere Nachrichten melden, daß von uns das Donez-Becken geräumt worden sei. Die Stadt Tangerog in russischen Händen sei. Ich selbst habe den felsenfesten Glauben an die eigene Sache, daß diese Nachrichten die Amerikaner zum Durchhalten beeinflussen sollen. Es wird einst die Zukunft lehren, was nun tatsächlich der Fall war.

Samstag, 11. 9. 43

Jetzt in den letzten Tagen gingen wohl die tollsten Gerüchte durch das Lager. Es gingen die widerspruchsvollsten Nachrichten und Parolen um. Die

Stimmung ist ziemlich auf dem Nullpunkt wegen der schlechten Meldungen aus Italien bzw. der Kapitulation der italienischen Regierung. Heute ist nun der Bann gebrochen. Es war Kameraden möglich, aus einer amerikanischen Zeitung die Rede des Führers zu übersetzen. Jetzt in den Abendstunden ist die gesamte Kompanie in unserer Baracke versammelt, um die Übersetzung zu hören. Oberfeldwebel Hausner, der die Rede selbst übersetzt hat, verliest nun die Rede des Führers. Wir hören nun, daß der Zusammenbruch schon seit einiger Zeit erwartet wurde und eigentlich keine Überraschung bedeute. Wir hören, daß auf Grund der Verträge Italien bereits im September 1939 in den Krieg hätte treten müssen. Nach Überwindung der größten Schwierigkeiten gelang es dann Mussolini im Jahre 1940, die Kriegserklärung durchzubringen. Er hätte hierbei seine Gegner überwinden müssen. Diesen reaktionären Kreisen wäre es nun gelungen, da der Feind im Lande steht, den Staatschef Mussolini zu stürzen. Spätere Generationen werden mit Scham vernehmen müssen, wie einst Italiens größter Sohn, seit dem Zusammenbruch des römischen Imperiums, schmähsch behandelt wurde. Die Gegenmaßnahmen, die nun gegen Italien ergriffen werden müssen, sind hart. Große Teile der Bevölkerung kämpfen an unserer Seite weiter. Er berichtet von Maßnahmen in der Heimat, die verhindern sollen, daß der Gegner weitere Terrormaßnahmen durchführen kann.

Mit dem Appell an Front und Heimat, jetzt erst recht fest zusammenzustehen, wird und muß der Sieg unser sein, schließt der Führer seine Rede. Oberfeldwebel Hausner gedenkt in diesem Augenblick des Führers, Volk und Vaterland. Diese Worte haben auch für uns in Gefangenschaft ihre Bedeutung. Mit einem Sieg Heil wird die Abendveranstaltung geschlossen. –

An weiteren Nachrichten erfahren wir, daß die Amerikaner ein Drittel von Italien besetzt haben, daß drei weitere Divisionen vom Norden her in Anmarsch seien. Genua und Rom wären in deutscher Hand, Mussolini Chef einer faschistischen Regierung in Norditalien. Der König hätte abgedankt.⁶ Die Generäle Rommel und Blaskowitz würden die deutschen Truppen führen. Die amerikanischen Flotteneinheiten wären aus Genua verjagt worden. Die italienischen Truppen in Albanien entwaffnet und die bereits gelandeten Truppen wieder verjagt worden.

Samstag, 25. 9. 43

In einer amerikanischen Zeitung erscheint ein Artikel über Heß.⁷ Es wäre Heß durch Vermittlung gelungen, mit Minister Eden eine Unterredung zu führen. Heß' Rolle wäre eine „Ein-Mann-Mission“. Heß hätte Pläne unterbreitet, die mehr oder weniger vom Führer wären. Es handelt sich um eine Friedensschließung mit England. Deutschland erkennt das britische

Imperium an. Deutschland erhält freie Hand in Europa, insbesondere im Osten. Ferner erhält es die vor dem Ersten Weltkrieg besessenen Kolonien zurück. Ferner müssen die Engländer aus dem Irak heraus. Der Führer würde es ablehnen, mit Winston Churchill zu verhandeln, da dieser bereits seit 1936 den Krieg vorbereitet hätte.

Mittwoch, 13. 10. 43

Heute habe ich seit meiner Gefangenschaft meinen ersten Arbeitstag. Ich erhalte für diese Leistung einen Tageslohn von 80 Cent, das ist z. Z. der Stundenlohn eines amerikanischen Arbeiters. Dieser Satz ist in der Genfer Konvention festgelegt. Seit unserer letzten Soldzahlung am 5. 10. 43 entfällt unser monatlicher Sold von 20 \$, den wir auf Grund unseres Dienstgrades erhalten hatten. Den eigentlichen Grund für den Wegfall konnte man noch nicht klar erfahren. Irrtümlich hatte man uns als untersten Offiziersdienstgrad eingestuft, wie wir später erfahren konnten. Somit erhalten wir in Zukunft nur noch 3 \$ im Monat. Ich glaube mit diesem Betrag auskommen zu können. Da wir Mittwoch und Samstag schulfrei haben, ist die Möglichkeit vorhanden, an diesen Tagen zu arbeiten. Die bisherige Erfahrung zeigte, daß wir Dienstgrade als „Arbeitsaufsicht“ die schlechtesten Erfahrungen mit den Landsern machen mußten. Ich habe den Standpunkt vertreten, in dieser Hinsicht alles zu vermeiden, um in dieser kritischen Zeit die Nerven zu schonen. So bin ich heute mit einigen Kameraden hinausgegangen, um selbst die Arbeit draußen kennenzulernen. Wir sind 20 Mann, alles Dienstgrade aus unserem Schulbetrieb. Es sind nur drei Mannschaften dabei. Um 7.45 Uhr passieren wir das Tor, zwei amerikanische Soldaten als Bewachung schließen sich uns an. Wir marschieren in das große Truppenlager, das wir von unserem Lager sehen können. Auf der Arbeitsstelle angekommen, haben wir erst 20 Minuten Pause. Es kommt ein Unternehmer und ein Vorarbeiter, die uns in die Arbeit einweisen. Wir haben einen Fußsteig zu planieren und mit Steinplatten auszulegen. Aus der Stacheldrahtumzäunung kommen wir auch hier nicht heraus. Es sind tragbare Zäune, die uns umgeben. Schilder mit großer, weit sichtbarer Schrift machen hier jeden Vorbeikommenden darauf aufmerksam, daß hier Kriegsgefangene arbeiten und sich jeder hier fernzuhalten hat. Zu sehen gibt es nicht viel, lediglich exerzierende Soldaten. Der Fahrzeugverkehr ist sehr lebhaft. Was uns auffällt, daß hier sehr viele Frauen verkehren, sei es in eleganten Autos, natürlich in Begleitung von Offizieren, oder sie fahren in großen Omnibussen vorüber, dort sitzen überwiegend Mädchen des WAC (Women army corps). Die Landser machten es sich zur Aufgabe, die Anzahl der Frauen zu zählen, sie zu bestaunen und zu kritisieren, gehörte dazu. Nach 50 Minuten Arbeitszeit jeweils 10 Minuten Pause. Von 12.00 bis 13.00 Uhr Mittagspause. Es gibt drei belegte Weiß-

brote und Kaffee. Satt sind wir geworden, und nun liegen wir in der Sonne und halten ein kleines Mittagschläfchen. Die Sonne scheint uns warm auf den „Pelz“. Das Arbeitstempo ist eines POW würdig. Es macht sich keiner kaputt. Der Vorarbeiter ist nicht mit großer Fachkenntnis bedacht. Die beiden Posten haben die angenehme Aufgabe, uns ständig zu bewachen. Ein Dolmetscher von uns führt die Unterhaltung mit dem Vorarbeiter. Ich selbst habe die Aufsicht über meine Arbeitsgruppe. Ich muß feststellen, daß es keinen Ärger mit meinen Kameraden gibt, es sind ja auch alles Dienstgrade. Um 15.00 Uhr kehren wir wieder heim, gegen 15.40 Uhr passieren wir das Lagertor, um zuvor einer körperlichen Untersuchung unterworfen zu werden.

Sonntag, 17. 10. 43

Heute ist ein herrlicher Herbsttag, ein ganz verrückter Sonntagmorgen. Wir treten zum ersten Zählappell an, da erscheinen plötzlich weibliche Wesen im Glied, etliche hübsche Mädchen. Schaut man näher hin, so erkennt man bekannte Gesichter, Kameraden haben sich als „bayerische Madln“ ausstaffiert. Heute ist ja das lang angekündigte „Oktoberfest“ der 11. Kompanie. Nun, die Stimmung ist gut. Ein großes Hallo, als Feldwebel Häusler als Clown erscheint. Etliche Unentwegte haben sich bunte Blüten angesteckt und Papphüte aufgesetzt. Was wird unser Kompaniechef sagen? Da kommt er schon. Oberfeldwebel Hausner macht Meldung. Er wußte schon Bescheid, schmunzelnd nimmt er die Meldung entgegen und schreitet die Front ab. Die Oktoberfestwiese ist inzwischen aufgebaut worden vor dem Platz der 11. Kompanie. Dort ist eine kleine Budenstadt entstanden. Es setzt ein toller Betrieb ein. Die Budenbesitzer machen ihrem Stand alle Ehre. Mit lauter Stimme werden hier und dort die Leckereien und dergleichen angeboten. Der Andrang ist toll, die Kameraden aus den Lagern I und II sind recht zahlreich erschienen. Da kann an einem Stand auf leckeren Eierstreuselkuchen gesetzt werden. „Otto der Radfahrer“ hat auch einen Stand übernommen. Er hat genügend Kundschaft. Er steht mit Feldwebel Häusler, der eine Raritätenschau zeigt, in scharfer Konkurrenz, wer wohl die meisten Einnahmen hat. Da schlendern hübsche „Mädchen“ als Losverkäuferinnen über den Platz, sie haben natürlich einen Kavalier zu ihrer Begleitung, der sie vor allzu vielen „Belästigungen“ schützt. Auch ein gestrenger Gendarm darf bei diesem Betrieb nicht fehlen. Ein Mitglied der Theatergemeinde hat sich uneigennützig zur Verfügung gestellt. Da gibt es Bonbons, 5 Stück für 5 Cents, auch hier reißender Absatz. Begeisterte Fußballspieler können ihre Kunst beweisen, es gilt, eine Scheibe im Tor zu treffen. Ein anderer Stand verheißt einen 20-Cents-Gewinn bei nur 5 Cents Einsatz; eine Scheibe wird gedreht, es leuchten Mädchennamen auf. Der Name, der zuletzt aufleuchtet und das Rad stehenbleibt, hat gewonnen. Es herrscht eine recht fröhli-

che Stimmung und ein buntes Treiben, wenn es auch hinter Stacheldraht geschieht; alles in allem ist die Stimmung noch immer ungebrochen. Für den Abend hat unser „Kleines Theater“ ein Schauspiel angesagt: „Der Choral von Leuthen“. Ein Stück aus Friedrichs großer Zeit. Die Kapelle umrahmt dieses Stück mit Märschen aus der Zeit Friedrichs des Großen. Das Spiel beginnt. Wir erleben den „Alten Fritz“ in seiner Charakterstärke, seinen unbeugsamen Willen, den Feind anzugreifen und zu schlagen. Wir erleben die Anforderungen an seine Generale. Das zweite Bild zeigt uns das Hauptquartier der Österreicher. Der Angriffsbefehl der Kaiserin Maria Theresia wird überbracht. Das dritte Bild, eine Schloßwache vor dem Quartier des Alten Fritz. Wenn noch die Haltung der Soldaten zum Teil nicht fest genug erscheint, werden wir aber doch von der Haltung des Alten Fritz nachdrücklichst beeindruckt. – Das vierte Bild zeigt uns hohe Stabsoffiziere der Österreicher bei einem Festessen, wie sie schon ihren Sieg und ihre Beförderung feiern und trinken. Da erscheint plötzlich der Alte Fritz, alles ist überrascht, niemand weiß, wer nun eigentlich hier der Herr ist. Da rafft sich ein österreichischer Offizier auf und bittet den Alten Fritz um seinen Degen. Der schaut sie verwundert an, da ertönt von fern der Choral „Nun danket alle Gott“. Da geht ein jähes Entsetzen durch die Reihen der österreichischen Offiziere; sie haben begriffen. – Die Darstellung des Alten Fritz in Haltung, Gebärde und Ausdruck hinterläßt auf uns einen tiefen Eindruck. Die übrigen Spieler reihen sich einwandfrei in dieses geschlossene Bild. Die Kostüme können als ganz besonders gelungen bezeichnet werden.

Mittwoch, 20. 10. 43

Heute haben wir wieder schulfrei. Wir gehen heute zum Steinbruch zum Arbeitsdienst. Um 7.45 Uhr passieren wir das Tor, unsere Stärke beträgt 100 Mann. Der Weg führt durch ein Waldgelände. Vor uns marschiert ein gleich starkes Kommando, sie haben einen Schritt, als wenn man zum Begräbnis ginge. Ich bin ziemlich geladen. Beim Halten liegen die Landser auf der Straße, so wenig Haltung können sie bewahren. Nach einer dreiviertel Stunde erreichen wir den Steinbruch II. Es folgt eine Pause von zehn Minuten. Der Steinbruch liegt mitten im Wald auf einer Höhe. Die Vorarbeiter sind bereits da. Jeder schnappt sich ein Werkzeug. Ich habe mich mit mehreren Kameraden zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen. Wir sind hier Neulinge. Die „Alten“ vom Steinbruch geben uns gute Tips für die Arbeit. Mit Brechstangen, Hämmern und Meißeln bewaffnet gehen wir auf die Steinplatten los. Alle 50 Minuten folgt eine Pause von 10 Minuten. Wir haben einen schlechten Platz erwischt, neben uns arbeitet ein Preßlufthammer mit mächtigem Getöse. Das Arbeiten macht uns insofern Spaß, als wir es als körperlichen Ausgleich betrachten. Es kommt hier nicht auf die Arbeitsleistung an, sondern etwas zu tun. Es

sind u. a. Aufladekommandos eingeteilt, die die Lkws beladen. Eine Schottermaschine wird mit Material von den Schubkarren aus versorgt. Die heutige Arbeitsleistung wird vom Amerikaner als die bisher beste bezeichnet. Welch ein Zufall, daß heute ein großer Teil Dienstgrade mit hinausgegangen ist. Von 12.00 bis 13.00 Uhr machen wir Mittag. Es gibt ein Paar Bockwürste, zwei Paar Butterbrote, ein Paar Marmeladenbrote und Milchkaffee. Um 15.00 Uhr formieren wir uns zum Abmarsch. Auf der Hauptstraße fädeln sich die anderen Kommandos von den anderen Steinbrüchen ein. Kamerad Stierschneider pflückt einen herrlichen Herbststrauß für unser Zimmer. Um 15.50 Uhr passieren wir das Tor und werden wieder untersucht.

Dienstag, 9. 11. 43

Aus Anlaß des Gedenktages der „Gefallenen der Bewegung“⁸ tritt das Regiment um 17.30 Uhr zu einer Feierstunde im Lager III zusammen. Es ist heute ein klarer, sonniger Novembertag. Zur Feier des heutigen Tages haben wir unsere deutsche Uniform angelegt. Um 17.30 Uhr beginnt der Aufmarsch der einzelnen Kompanien auf dem Sportplatz unseres Lagers. Unsere 11. Kompanie erwischt leider einen schlechten Aufstellungsplatz. Wir stehen an der hintersten Front. Kurz vor 18.00 Uhr ist der Aufmarsch beendet. Die vereinigten Kapellen und Chöre des gesamten Lagers haben vorn auf einem Podium Aufstellung genommen. Um 18.00 Uhr wird dem Lagerführer (Lt.) Meldung gemacht. Die Feier wird durch eine ernste Musik eröffnet. Es setzt der Chor ein und singt das Lied „Deutschland hoch in Ehren“.

Das Lied klingt aus. Es spricht der Lagerführer. Er kommt in kurzen Worten auf den 9. November 1923 zurück. Daß damals der Kampf um die innere Macht begann und nun zu einem der Nation geworden sei. Er erinnert an die Opfer dieses Krieges in den bisherigen Feldzügen, insbesondere an unsere Kameraden, die wir in der heißen Erde Afrikas gebettet haben. Aber nicht zu vergessen seien die Opfer der Heimat, das Opfer und Heldentum der vielen Frauen, Männer und Kinder. Sie seien für alle Verpflichtung, weiterzukämpfen bis der Sieg unser sei. Für uns Verpflichtung, Haltung zu bewahren, daß wir uns einst nicht zu schämen brauchen, wenn wir in die Heimat zurückkehren werden. Er gedenkt des Führers, des deutschen Volkes und Vaterlandes. Wir bringen ein Sieg Heil auf Führer, Volk und Vaterland aus. Die Nationalhymnen beenden die Feier. Es war für uns eine erhebende Feierstunde, eine Stunde zur inneren Einkehr und mag manchen daran erinnert haben, ein Deutscher zu sein und innere Einkehr zu halten. Zu Beginn der Feierstunde konnten wir feststellen, daß die Wachtürme mit Posten verstärkt worden waren. Wir können darüber nur schmunzeln. Es waren immerhin ca. 3500 Mann aufmarschiert, das muß den Amis doch Respekt eingeflößt haben. Völlig durchfrozen, aber heißen Herzens marschierten wir kompanieweise ab.

Mittwoch, 10. 11. 43

Heute an unserem schulfreien Tag bin ich wieder zur Arbeit hinausgegangen. Ich hatte ein Kommando von 1100 Mann zu führen. Wieder ein herrlicher Novembertag. Eine Stunde Weg haben wir zu marschieren. Wir sind für heute im Steinbruch I eingeteilt worden. Es hat sich wieder unsere alte „Clique“ gefunden. Oberwachtmeister Behnke, Werkmeister Adam, Oberfeldwebel Jost, Wachtmeister Carstensen. Es macht uns Spaß, sich wieder einmal richtig auszuarbeiten und somit körperlich einen Ausgleich zu finden. Schnell ist der Vormittag verfliegen. Von 12.00 bis 13.00 Uhr Mittagspause. Es gibt drei Doppelbrote mit Marmelade, kaltem Braten und Käse. Um 15.00 Uhr geht es wieder heim. – Seit einiger Zeit dürfen wir keine Zeitung mehr in das Lager hereinbringen. Es war aber doch möglich, eine Zeitung hineinzuschmuggeln. So brachte unser Presseemann von der 12. Kompanie Nachrichten heraus. Ein amerikanischer Abgeordneter macht Mitteilungen über seine Reise nach London und brachte Einzelheiten über den Luftkrieg heraus. Er teilt mit, daß die Alliierten vorübergehend die Luftherrschaft verloren hätten. Deutschland hätte sich zur rechten Zeit auf Jägerproduktion umgestellt. Erwähnt wird der neue deutsche Jäger, der mit 4 bis 6 Raketen ausgerüstet wäre. Heimkehrende englische Jäger berichten mit Schrecken davon. Weiter wird ein deutscher Bomber ME 410 erwähnt, er soll 480 km/Std. fliegen. Weiter wird von deutschen Luftangriffen auf London berichtet. Ein überfülltes Tanzlokal, zwei Kinos usw. wären getroffen worden. Die Straßen eines Vorortes sähen wie ein Schlachtfeld aus. Weiter wird vom Kampf im Pazifik berichtet. Von einer Seeschlacht bei den Aleuten. Alliierte Streitkräfte hätten 56 Kriegsschiffe verloren, und 75 weitere Schiffe seien beschädigt, und das in der Zeit vom 31. 10. bis 5. 11. Deutsche Erfolge im Mittelmeer. 13 beladene Transporter und 2 Zerstörer wären versenkt worden. Dann wird die Führer-Rede vom 8. 11. 43⁹ in kurzen Worten erwähnt. Der Führer sprach davon, gleich welche Opfer wir gebracht haben und noch bringen müssen, wir werden auf keinen Fall in der 11. Stunde aufgeben, sondern über die 12. Stunde hinaus den Sieg erringen. Wenn er von der kämpfenden Front das scheinbar Unmögliche verlange, zu kämpfen und zu siegen, so sei dies auf keinen Fall unmöglich, wie er unmöglich seine Nerven in diesem Kampf verlieren werde. Er erwähnte, daß die Alliierten eine zweite Front versuchen, aber das beweise, daß wir noch Reserven zur Verfügung hätten und durch nichts überrascht werden könnten. Leider wurde die Rede nur im Auszug wiedergegeben.

Mittwoch, 17. 11. 43

Was uns allen Kummer bereitet, das ist die Postfrage! Wenn in letzter Zeit Post eintraf, so war es nur wenige. Im Laufe der letzten Wochen konnte

festgestellt werden, daß immer dieselben Kameraden, die bereits einmal Post bekommen hatten, Post aus der Heimat erhielten. Eine genaue Nachfrage durch den Kompanie-Führer ergab, daß 78% von uns überhaupt noch keine Post erhalten hatten. Im Gegensatz, daß es bereits einige Kameraden gab, die etwa 8 bis 10 Briefe erhalten hatten. Der Inhalt dieser Briefe bringt nur familiäre Nachrichten und erwähnt mit keinem Wort die Kriegseignisse. Es liegt die Vermutung nahe, daß die übrige Post diesbezügliche Nachrichten enthielt und unter Zensur gefallen sein könnte. Beschwerden von unserer Seite an die schweizerische Gesandtschaft haben bisher keinen Erfolg gebracht. Diese berichtete uns in einem Antwortschreiben, daß Nachfragen ergeben hätten, daß die amerikanischen Behörden die ankommende Post innerhalb von 24 Stunden abfertigen würden! Die Schuld müsse wohl dann bei den deutschen Behörden liegen. Andererseits konnte von uns festgestellt werden, daß ein von hier abgegangener Brief, von der Zensurstelle wieder zurückgeschickt, nach Washington und zurück 10 Wochen gebraucht hatte. –

Seit einiger Zeit hat die Zeitungslieferung in die Kantine aufgehört. Von Zeit zu Zeit können Kameraden von ihren Arbeitsstellen Zeitungen in das Lager schmuggeln. So war es uns möglich, auch die auszugsweise Rede des Führers zu lesen. Gestern konnte ich selbst in der Kantine beobachten, daß die Tageszeitung an zwei Stellen zensiert war, d. h., zwei Stellen waren ausgeschnitten. Inzwischen konnten wir in Erfahrung bringen, daß Feldmarschall Rommel auf dem Balkan neun Partisanen-Divisionen zerschlagen hat, darunter drei vollmotorisierte Divisionen mit insgesamt 135000 Mann. Weiter hätten unsere Truppen in Italien Schlüsselstellungen zurückerobert, die für die Amis Voraussetzung waren, um auf Rom marschieren zu können. Eine heutige Zeitung von draußen besagt, daß die Krim eingeschlossen wäre, aber von den Deutschen noch besetzt sei. Die Russen Kiew besetzt hätten und an zwei Stellen den Dnepr überschritten.¹⁰ Gerüchte erwähnen, daß in Amerika ein Kohlenarbeiter-Streik ausgebrochen sei und sich auf eine Million Arbeiter beläuft.

Dienstag, 30. 11. 43

Anschließend an das Abendessen haben wir Kompanie-Belehrung. Zur Sprache steht der Besuch des schweizerischen Gesandten, der unsere Interessen bei der amerikanischen Regierung vertritt. Er besichtigte unser Lager am Samstag, 27. 11. 43. Oberfeldwebel Hausner spricht die einzelnen Punkte durch, die ihm durch den Regimentssprecher Feldwebel Rudolf vorgetragen wurden, u.a. war er ehrlich überrascht, daß 70%, ca. 2800 Mann, seit ihrer Gefangennahme noch keine Post erhalten haben. Er gibt nun selbst zu, daß die amerikanischen Zensurstellen dieser „Postflut“ machtlos gegenüber ständen. Er will wegen dieser Angelegenheit nach Washington fahren und bei der Regierung vorstellig werden. Weiter erfah-

ren wir, daß die deutsche Regierung einen Hilfsfonds eingerichtet hätte. Es sollen für Mannschaften 6.– \$ und für Unteroffiziere 10.– \$ zur Verfügung stehen. Da aber jedem die Möglichkeit gegeben wäre, sich selbst Geld durch Arbeit zu verdienen, wurde dieser Fonds wieder aufgelöst. Die deutsche Regierung wünscht, daß ihre Soldaten während der Gefangenschaft einer Arbeit nachgehen, wenn sie nicht gegen die Genfer Bestimmung verstößt. Gerade dieser Punkt wurde von jedem so ausgelegt, wie er ihn brauchen konnte. Somit wurde jede Arbeitsverweigerung bzw. Drückerei dahin ausgelegt, nicht für die Amerikaner arbeiten zu müssen. Wir Dienstgrade standen als „Aufsicht“ zwischen zwei Feuern und hatten praktisch keine Handhabe gegen diese Einstellung. Es ist wohl ein Tiefstpunkt einer 10jährigen Dienstzeit, sich von den eigenen Soldaten als „Antreiber“ bezeichnen zu lassen. Nun ist diesen Elementen jede Auslegung nach ihrer Art genommen worden.

Die „Stacheldrahtpsychose“ treibt weiter ihre Blüten, wie Hausner mit trockenem Humor behauptet. Da gab es im Anfang die angeblich „warmen Brüder“. Jetzt spukt die „Schwarze Hand“ im Lager umher. Vor etlichen Wochen wurde die Kommune mit 70 bis 80 Mann aussortiert und kam in ein anderes Lager für solche Leute. Jetzt sollen sie angeblich wieder nächtliche Versammlungen abhalten und sollen zu diesem Zweck im Lager II zusammenkommen. Man will in nächtlicher Stunde vermummte Gestalten durch den Zaun steigen gesehen haben. Prompt hat sich ein „Abwehrdienst“ von sog. „150%“ gebildet. Dann hat man einen „Abhördienst“ organisiert, der hinter Türen lauscht und so die Kommune entdecken will. Weiter hat man einen „Wachdienst“ organisiert, der zu nächtlicher Stunde den Stacheldraht kontrolliert und die Leute aufschreibt, die durch den Zaun steigen. Leider wurden bisher nur Skatbrüder erwischt, die bei Kameraden einen Dauerskat gespielt und sich verspätet haben. Es hat nun etliche Aufregung gegeben, daß nun sogar von „schwarzen Listen“ gesprochen wird. Leider haben da einige Übereifrige die ganze Sache verkehrt angefaßt. Wie Hausner eingehend feststellt, daß diejenigen, die eine kommunistische Propaganda treiben, mit allen Mitteln unschädlich gemacht werden mußten, aber auf eine einwandfreie Art und Weise und nicht durch Spitzelwesen. Damit ist auch dieser leidige Punkt bereinigt worden.

Montag, 13. 12. 43

Das war heute ein schwarzer Tag! Gegen 4.30 Uhr kommt der Sani, Unteroffizier Mattes, zu uns auf die Stube gestürzt und weckt Hausner, ein Toter in der Kompanie, war sein „Weckruf“. In kurzen Worten meldet er, daß auf der Baracke 02 der Obergefreite Hemler tot sei. Eine spätere Obduktion der Leiche ergab, daß ein Magengeschwür aufgebrochen und in die Bauchhöhle eingetreten war.

Das „Spinat-Kommando“ verunglückte mit dem Lkw. Es gab einige Leichtverletzte. Bei der 3. Kompanie explodierte ein Wasser-Kessel. Vier Dienstgrade werden versetzt zu einer Neuaufstellung. Und zwar: Feldwebel Hamisch, Dannemann, Eichenreiner und Bruckmann.

Donnerstag, 16. 12. 43

Heute habe ich meinen 13. Arbeitstag hinter mir. Es war der sechste im Monat Dezember. Mit „Meister“ Adam fuhr ich zur Sandgrube hinaus. Ein Kommando von 50 Mann war eingeteilt worden. Jetzt in den letzten Tagen hatten wir eine unverschämte Kälte. So wurden wir auch heute auf dem Lkw ganz schön ausgekühlt. Die Fahrt ging zwischen Bahn und dem Lager. Die Bahn wurde überquert, und es ging an einzeln gelegenen Siedlungen vorbei, wenn man von einer Siedlung überhaupt sprechen konnte. Es waren einzelne Häuser, vielmehr Bretterbuden armseligsten Ausmaßes. Es waren tatsächlich Bretterbuden, aus Kistenbrettern errichtet. Ich erinnere mich einzelner Häuser an der Hauptstraße, da fehlten sogar einige Fenster. Natürlich stand vor jeder Hütte ein alter ausgeschlachteter Ford. An anderer Stelle wieder war das Vieh im Freien, ein paar Pferde, Kühe und Maulesel, von einem Stall war nichts zu sehen. Die Landschaft zeigte den Charakter einer Prärie, wie in den Indianerbüchern so gut beschrieben. Zum Teil schien die Landschaft unberührt. Alles in allem erschienen mir die Holzhäuser und Dörfer in Rußland paradiesisch schöner. Unsere Fahrt dauerte etwa eine halbe Stunde. Gearbeitet wurde in einer Sandgrube. Es war ein Förderband aufgestellt, ein Kommando von 25 Mann mit je einem Schubkarren und je einem „Einlader“ (Befüllen des Schubkarrens) sorgte für die laufende Belastung des Transportbandes. Heute war es ein Rekordtag, 52 Lkws wurden beladen. Ich selbst habe wohl auch einen „Rekord“ aufgestellt, denn ich schob 58 Schubkarren. In einer „Betriebspause“ wärmte uns ein Holzfeuer auf. Jedenfalls war es so kalt, daß wir nicht zum Schwitzen kamen. Der Vormann, ein alter Yankee, sorgte dafür, daß keiner unbeschäftigt blieb.

Freitag, 17. 12. 43

Heute ist der Tag der Beisetzung des Kameraden Hemler. Eine Ehrenkompanie mit drei Zügen ist von der 9. bis 12. Kompanie zusammengestellt worden. Um 10.40 Uhr rückt die Ehrenkompanie zum Haupttor vor. Ich selbst werde die „Foto-Presse“ vertreten. Getarnt in einer nahen Baracke werde ich eine Aufnahme machen. Die Leiche ist vor der Hauptkantine aufgebahrt. Der Sarg ist mit der deutschen Reichskriegsflagge bedeckt. Seitwärts stehen die Kranzträger. Sie tragen einheitlich die schwarze Panzer-Uniform. Die Kränze sind mit wunderbaren Rosen und Chrysanthemen dekoriert. Der deutsche evangelische Pfarrer segnet die

Leiche ein. Im Parademarsch defiliert die Ehrenkompanie an der Leiche vorbei. Der Pfarrer, die Kompanie-Führer des Regiments und der Chor schließen sich an. Wir verlassen im langsamen Marsch das Lager. Seitwärts der Straße stehen amerikanische Soldaten und grüßen. Zur Linken, längs des Stacheldrahtzaunes, aber stehen die Kameraden und grüßen, die Mütze in der linken Hand, die rechte zum Deutschen Gruß erhoben. Am Nordende des Lagers auf der Höhe ist der Platz bestimmt, wo deutsche Kriegsgefangene zur letzten Ruhe gebettet werden. Es ist der zweite Kamerad, den wir nun hier hinauftragen. Heute ist ein herrlicher Dezembertag, etwas kalt. Die Sonne scheint so klar. Dumpf dröhnt vorn an der Spitze die Trommel, nach deren Rhythmus wir marschieren. Die Posten auf den Wachtürmen stehen unter Gewehr und präsentieren. Wir haben das Grab erreicht und nehmen Aufstellung. Eine Gruppe amerikanischer Soldaten steht „Gewehr bei Fuß“ und soll den „Ehrensalt“ schießen. Es spricht der deutsche Pfarrer. Er spricht vom Schicksal dieses Kameraden, der nun fern der Heimat, fern seiner Mutter, seine letzte Ruhe findet. So still, wie er unter den Kameraden lebte, so still ging er von uns. „Wer auf diese Fahne schwört, hat nichts, was ihm gehört“, das waren die Worte an uns. Der Pfarrer hat gesprochen, der Sarg sinkt automatisch in die Gruft. Nach dem Ehrensalt singt der Chor das Lied vom „Guten Kameraden“. Als Abschluß aber ertönt aus weiter Ferne des „Soldaten letzter Gruß“, geblasen auf dem Horn eines amerikanischen Soldaten. Es folgt die Kranzniederlegung unseres Kompanie-Führers Oberfeldwebel Hausner und einige kurze Gedenkworte sowie die der Kompanie-Sprecher. Die Feier ist beendet, wir formieren uns zum Abmarsch. „Fern bei Sedan“ und „Die blauen Dragoner“ sind die Lieder unseres Marschgesanges.

Sonntag, 26. 12. 43

Ich glaube, die Amis wollen uns mit überreicher Kost fertigmachen. Was wir in diesen Tagen zum Essen hatten, ist nicht zu beschreiben. Das einzige, was uns wohl Freude hätte bereiten können, das wäre Post aus der Heimat gewesen, aber leider Fehlanzeige!

Donnerstag, 30. 12. 43

Einsam und verlassen, wo bleibt die starke innere Kameradschaft, die alles überwinden hilft?

Hier habe ich sie nicht und werde sie wohl nicht erleben. Da verkommen sie seelisch und körperlich. Bald werden sie in ihrer Koje verfaulen! Doch ich gehe meinen Weg allein, Kampf der Untätigkeit und Willenlosigkeit! – Gedanken des heutigen Tages.

Freitag, 31. 12. 43

Das alte Jahr geht zu Ende. Wir feiern „Silvester 1943“ als POW. – Einige Baracken haben einen „Silvesterrummel“ aufgezogen. Da wurde die eine Hälfte der Baracke ausgeräumt und eine „Bar“ eingerichtet. Eine gedämpfte Beleuchtung, bunt in ihren Farben, gab den Augen einen etwas intimen Charakter. Eine „Teufelsgeige“ und ein Akkordeon gaben die Stimmungsmusik ab. Stimmung und Humor rissen uns über die jämmerliche Lage hinweg, in der wir uns eigentlich befanden. An der Bar gab es die beliebten „C.C.“-Getränke, reizende „Damen“ unterhielten uns. Kurz vor 24.00 Uhr wurde in einem ernsten Gedenken des Jahreswechsels gedacht. Wir hielten kurze Rückschau über unser Schicksal, da sich für uns die Tore der Freiheit geschlossen. Möge unser Wunsch in Erfüllung gehen, daß im kommenden Jahr die Tore der Freiheit sich endgültig öffnen mögen. Mit einem Prosit Neujahr heben wir das Jahr 1944 aus der Taufe. Was mag es uns bringen, fragen wir uns in Gedanken.

Am Anfang Deines Weges
Wirst Du nicht verstanden –
Das erreichte Ziel ist Dir Preis
Für alle Mühe!

31. 12. 43

Dienstag, 4. 1. 44

Seit Tagen berichtet die „Muskogeer“ Zeitung, daß die roten Truppen auf die polnische Grenze zu marschieren. Heute steht nun in dicker Überschrift, daß die Roten die ehemalige polnische Grenze erreicht hätten! Trotz dieser niederschmetternden Nachrichten glauben wir diesen „Schwindel“ nicht, es muß irgend etwas damit bezweckt werden. Dazu ist bemerkenswert, daß die Zeitung das amerikanische Volk darauf vorbereiten soll, daß es in Kürze mit Verlusten von etwa 500 000 Mann rechnen müsse. „Die große Invasion“, von der man sich soviel verspricht. Eine Spezial-Armee hätte Deutschland eigens als Abwehr aus Rußland nach dem Westen geworfen. Es fragt sich nur, wie sich das mit dem Vordringen der Russen verhält, daß trotz Vormarsch der Roten man eine Armee herausziehen und sie nach dem Westen werfen kann. Ich selbst gebe nicht viel auf diese Nachrichten, aber vielleicht doch wert, einmal der Wahrheit gegenüberstellen zu können. Vor zwei Tagen bekam ein Kamerad von der 10. Kompanie einen Brief aus der Heimat. Er muß wahrscheinlich die Zensur nicht passiert haben. Dieser Brief war vom 5. 7. 43. Darin wurde mitgeteilt, daß bis zu diesem Zeitpunkt ca. 10 000 Panzer im Osten vernichtet worden wären. Weiter wurde mitgeteilt, daß „die Rechnung von Stalin nicht aufginge“. Weiter hörte ich heute in der Pause unseres Unterrichts, daß im Lager II ein Kamerad einen Brief von seiner Frau erhalten hätte und diese ihm mitteilte, „daß es schade für ihn wäre, in der Zeit der

größten Siege nicht in der Heimat weilen zu können“. – Für uns ist es schwer, sich ein tatsächliches Bild von der wahren Lage auf den Kriegsschauplätzen zu machen. Man kann nur ein riesenhaftes Vertrauen besitzen zur eigenen Sache. Leider gibt es schon viele Schwarzseher.

Sonntag, 30. 1. 44

Wir begehen heute den Gedenktag des 30. Januar 1933, dem elften Jahrestag der „Machtübernahme“. – Die Kompanie ist um 9.20 Uhr zum Appell angetreten. Um 9.30 Uhr beginnt der Aufmarsch des Regiments auf dem Sportplatz des III. Bataillons. Die Feier wird um 10.00 Uhr durch das Präliminium von Liszt eingeleitet. Es spricht der Regiments-Sprecher Wachtmeister Rudolfi. In kurzen Worten zeigt er uns den Weg nach der Machtübernahme. Die wenigen Friedensjahre, die den Weg in eine glückliche Zukunft aufzeigten, aber durch den Kampf um unser Bestehen als Volk unterbrochen wurden. Wir, die wir abseits stehen beim Schicksalskampf des deutschen Volkes, müßten weiterhin unser Deutschtum hochhalten. Die Rede wurde mit dem Sieg Heil auf Volk, Vaterland und Führer beendet. Mit dem Gesang der Hymnen war die Feier beendet. Die Kompanien marschierten mit Gesang wieder zu ihren Unterkünften.

Heute war nun der Tag gekommen, da unsere geheimnisvolle Schnapsbrennerei ihre Krönung fand. Der Erfolg: eine Gallone = $4\frac{1}{2}$ Liter Eierlikör. So war es möglich, daß unsere Stubenbelegschaft im friedlichen Kreise zusammensaß, um diesen Augenblick zu genießen. Wie kamen wir zum Alkohol? Wir sammelten täglich unsere Pampelmuse, die wir als Nachtisch zum Mittagessen bekamen. Ein Mechaniker bastelte eine Kupferspirale, einen Wasserkessel, und mit einer Talgkerze wurde die Destille in Betrieb genommen. Zuvor wurde der Saft mit Zucker angesetzt, drei Tage im Gärprozeß gehalten und dann destilliert.

Für uns war auch der Tag gekommen, daß sich die Pforten des neuen Theaters des Lagers III öffneten. Das Kleine Theater brachte die Revue „Wie es Euch gefällt“. In bunter Folge rollte ein nettes Programm mit Tanz, Gesang und Humor ab. Das Kleine Theater war ganz groß! Insbesondere gefiel uns die schmissige Musik der Orchesters. Auch das Bühnenensemble überraschte uns mit neuen Einfällen. Die Kostüme und Kulissen waren das Produkt einer fleißigen Arbeit. Groß war der Beifall für alle Mitwirkenden für den Erfolg ihrer Arbeit. Zwei Torten und ein Blumenstrauß waren das äußere Zeichen als Dank für ein begeistertes Publikum.

Sonntag, 6. 2. 44

Um 10.30 Uhr fand im Lager I ein Vortrag von Studienrat Trebesius statt über „H. v. Kleists deutsche Sendung“. Der Vortrag fand einen begeisterten Widerhall unter den Zuhörern. H. v. Kleist wurde vom Vortragenden

als der erste politische Dichter herausgestellt, der in nationaler Not sein Volk aufrief und an die großen Männer der Geschichte erinnerte. Wir konnten viele Parallelen finden zwischen dem Ideal der damaligen Führergestalt, die einmal Deutschland zu Größe und Freiheit führen werde, und der heutigen Gegenwart. Viele wurden daran erinnert, daß der Kern unseres Kampfes erkannt werde. Es wurden die zwei uns feindlichen Welten herausgestellt, mit denen sich unser Vaterland im tödlichsten Kampfe befindet.

Mittwoch, 9. 2. 44

Der Frühappell ist vorüber. Sämtliche Unteroffiziere in den Speisesaal, hat es geheißen. Wir können es uns denken, um was es sich handelt: Versetzungen. Voller Erwartungen sitzen wir im Speisesaal, als Oberfeldwebel Hausner die Namen der Versetzten verliest, auch ich bin dabei. Von unserer Bude (12 Mann) bleiben Hausner, Oberschelp, Stierschneider und Jost, der „schwarze Schleicher“, zurück. Insgesamt bleiben 15 Unteroffiziere bei der Kompanie zurück. Um 13.00 Uhr müssen wir abmarschbereit stehen. Zur Zeit sind wir beim Packen und nehmen unsere letzte Mittagsmahlzeit hier ein. Um 15.15 Uhr stehen wir am Haupttor, von unserer Kompanie sind es 69 Unteroffiziere. Wir werden nicht durchsucht und marschieren zum Bahnhof. Gegen 17.15 Uhr fährt der Zug an. Wir sitzen wieder in der Polsterklasse. – Nicht zu vergessen die Abschiedsrede, die uns Oberfeldwebel Hausner um 14.00 Uhr bei Kaffee und Kuchen hielt. Dieser gute Mann hat bis zum heutigen Tag mit verdeckten Karten gespielt. „Es kommt ja alles von oben“, dieser gute Mann war ja mehr Amerikaner als Deutscher. Hoffentlich findet auch er einmal seinen Richter.

„Meister“ Adam, Zunke (aus Berlin von der LPG General Göring, 7. Hundertschaft, also ehemaliger Regiments-Kamerad von mir), Krakenberger (Steinmetz aus Saarbrücken), Otto Krämer und ich haben den Anschluß an unseren alten Haufen verloren.

Donnerstag, 10. 2. 44

Wir sind auf der Fahrt in das neue Camp. Um Mitternacht werde ich geweckt, meine Kameraden gratulieren mir zum 29. Geburtstag! Das kann ja ein netter Tag werden auf der Fahrt in ein neues Lager. Gegen 7.00 Uhr haben wir unser Ziel erreicht: Tonkava im Staat Oklahoma. Eine gottverlassene Gegend. Es vergehen noch zwei Stunden, ehe wir das Abteil verlassen. Unter starker Bewachung ziehen wir in das neue Lager ein. Wir empfangen am Lagertor unseren Seesack und werden anschließend untersucht. Wegen meiner Kamera habe ich ein schlechtes Gewissen. Ich bleibe erst einmal zurück und studiere die Lage, wie der „Hase läuft“. Ich stelle fest, daß wir auf der rechten Seite der Lagerstraße Aufstellung nehmen müssen, in der Mitte der Straße untersucht werden und dann auf die linke

Seite übertreten müssen. Wenn jeweils ein Posten frei ist, können wir vortreten und uns untersuchen lassen. Ich schultere meinen Seesack, gehe in die Gasse hinein, setze meinen Sack ab, gucke umher und schultere ihn wieder. Ich tat so, als ob ich gerade durchsucht worden wäre, und trete auf die andere Seite der Straße hinüber. Ich habe Glück gehabt, niemand hat diesen Trick bemerkt. Wieder einmal geschafft, denke ich bei mir. – Wir finden wieder Anschluß an unseren Haufen aus dem alten Camp Gruber. Der äußere Eindruck des Lagers ist für uns verheerend. Jetzt können wir mit Recht behaupten, daß wir aus einem Musterlager kommen. Es sieht wie nach einem Straflager aus. Hier sind nur Dienstgrade beisammen. Alle noch vorhandenen Mannschaften wurden ausgewechselt. Es kamen hier Unteroffiziere her, die in anderen Lagern die Arbeit verweigert hatten, was aber auf uns nicht zutraf. Denn wir gingen ja zeitweise einer Arbeit nach. Wir erfahren, daß hier vor einiger Zeit ein „Vaterlandsverräter“ von seinen Kameraden gesteinigt wurde. Es fand ein „Scherbengericht“ statt. Dieser Mann soll auf einen Zettel die Treibstoffanlagen im Hafen von Hamburg eingezeichnet haben. Dieser Zettel wurde aber vom Ami an den Spieß der betreffenden Einheit zurückgegeben, mit dem Vermerk: „Das wissen wir schon lange.“ Der Spieß gab diesen Fall beim Abendessen bekannt. Pfuirufe wurden laut, da verlor der bis dahin Unbekannte die Nerven und wollte hinauslaufen. Da warf irgend jemand eine Suppenschale, das war der Auftakt zu einem Scherbengericht. Er wurde gesteinigt. Der Ami wurde alarmiert, es wurde alles abgesperrt, und man suchte die heraus, die Blutspritzer an ihrer Kleidung aufzuweisen hatten. Diese Flecken genühten, sie der Tat zu überführen. Es wurde ein halbes Dutzend Leute verhaftet und ihnen der Prozeß gemacht. Darunter war auch der Spieß. Es sollen mindestens drei Mann zum Tode verurteilt worden sein. Und nach Beendigung des Krieges unter Roosevelt, der eine Begnadigung ablehnte, durch den Strang vollzogen werden.

Durch das Fehlen der Mannschaftsdienstgrade können wir nun den Küchen- und Latrinendienst selber machen. Das kann ja niedlich werden. Nichts ist hier von einer positiven Arbeit zu sehen, rein äußerlich gesehen. Was hatten wir doch ein schmuckes Lager im Camp Gruber! So vermissen wir unsere netten Baracken, mit Erdgasofen ausgestattet. Statt dessen stehen hier Steinkohleöfen aus der Pionierzeit in den Baracken, beheizt mit Steinkohlen. Hier werden wir die Arbeit vermissen, bei der wir uns einige Dollars dazuverdienen konnten. Jetzt am Abend haben wir alles verstaut und werden nun zu Bett gehen. Das war nun mein Geburtstag, Gott gebe, daß ich den nächsten in der Heimat verleben kann.

Freitag, 11. 2. 44

Bereits um 6.00 Uhr ist Wecken, um 6.30 Uhr Frühstück, das gemeinsam eingenommen wird. Während des Frühstücks und des Abendbrotes findet

die Zählung am Tisch statt. Das stellt sich aber für den Ami scheinbar als recht schwierig heraus. Es vergeht jedesmal über eine Stunde, bis die Zählung von allen drei Teil-Lagern beim Hauptquartier gemeldet und für richtig befunden wurde. Wir sind überzeugt, daß das alles feine Nadelstiche für uns bedeuten sollen. Doch wir hoffen, daß unser Geist, der von über 600 Unteroffizieren getragen wird, auch hier in diesem Lager seine Verbreitung finden wird. Am Nachmittag findet durch die Feldwebel eine Neuwahl des Vertrauensmannes für unser Lager I statt. Es wird gewählt Stabsfeldwebel Mödel, ehemals Lager Camp Gruber – Lager II. Wir haben den Eindruck, daß die hiesigen Kameraden recht stark abgestumpft sind. Es fehlt hier scheinbar auch jede Unterstützung durch den Ami. Am Abend fand eine Besprechung der vorhandenen Lehrkräfte statt. Es soll der Unterricht wieder fortgesetzt werden. Der äußere Eindruck des Lagers, wie bereits schon erwähnt, ist sehr schlecht! Die Baracken machen einen düsteren Eindruck. Sie sind von außen mit schwarzer Dachpappe verkleidet. Das Innere ist jeweils in drei Räume unterteilt mit je 14 Mann. Das hinterlassene Bettzeug von den Herrn Landsern ist dreckig, man kann es nicht anders bezeichnen. Man muß sich schämen, daß hier deutsche Soldaten gehaust haben. Sie hatten ja „soviel Arbeit“, zwischen den Mahlzeiten wurde ja geschlafen. Die Bettbezüge waren einst weiß und sind sicher innerhalb von sechs Monaten nicht gewechselt worden. Meine erste Beschäftigung am Vormittag war, daß ich versuchte, meinen zwei Bettbezügen ihre ursprüngliche weiße Farbe zurückzugeben. Ich werde mehrere Versuche benötigen. Den Innendienst müssen wir Dienstgrade nun selbst ausführen. Ich selbst bin für morgen für den Küchendienst eingeteilt. Es sind täglich zehn Mann für die Küche und drei Mann für den Latrinen-dienst zu stellen. Zu verdienen gibt es hier nichts, wir erhalten ein Taschengeld von 3 \$ im Monat. Allerdings soll es in der Woche drei Flaschen Bier geben.

Samstag, 12. 2. 44

Heute war ich zum Küchendienst eingeteilt, zehn Dienstgrade waren wir, von 6.30 Uhr bis 20.00 Uhr hatten wir vollauf zu tun. Es war das Geschirr für 225 Mann zu spülen, ich machte den Spüler.

Freitag, 25. 2. 44

Heute sind es bereits 14 Tage, daß wir hier in diesem Lager leben. Wir haben uns an dieses traurige Milieu gewöhnen müssen. Leider hat unser Unterricht aus organisatorischen Gründen noch nicht beginnen können. Die ersten Tage haben wir benutzt, um die „kohlrabenschwarzen“ Betttücher wieder in ihren Urzustand zu versetzen. Die Stimmung war in den ersten

Tagen nicht die beste. Wir bekommen die Schikanen des Amis überall zu spüren. Es beginnt am Morgen damit, daß wir bei der Zählung eine Stunde im Speisesaal sitzen bleiben können, bis die gesamte Zählung im Lager beendet ist. Es beginnt dann das gemeinschaftliche Reinigen unserer Unterkunft. Anschließend wird bis zum Mittagessen gearbeitet. Wir beschäftigen uns selbständig. Leider haben wir auf unserer Bude zu viele Kameraden, die es nicht für nötig halten, sich irgendwie zu beschäftigen. So verbringen sie ihre Zeit damit, von morgens bis abends ihren „Dauerskat“ zu spielen, dabei wird gestritten, geschimpft und geflucht. So treten sie uns stundenlang auf den Nerven herum. Nach dem Mittagessen wird bis 14.00 Uhr versucht zu schlafen. Um 17.00 Uhr Abendessen mit Zählung. Insofern ist es ja bequem, daß uns die Amis beim Essen zählen und wir nicht, wie im Camp Gruber, morgens und abends auf der Lagerstraße antreten mußten. Anschließend machen wir unseren Abendspaziergang. Es mögen wohl drei bis fünf Runden sein, die wir in unserem Teillager drehen, immer am Drahtzaun entlang. Dahinter nichts als eine weite Ebene, nichts zu sehen, was irgendwie das Auge erfreuen könnte. Wie lange werden wir hier unsere Runden drehen? „Alte Kameraden“ sind es, so ist es Walter Zunke, mein alter Regiments-Kamerad, „Meister“ Adam, Appel und ich selbst, die die Runden drehen. Es wird über manches gesprochen, meistens sind es schöne vergangene Stunden, die Kraft des Erlebnisses bringt uns so über manche triste Stunde hinweg. – Das ist unser tägliches Einerlei. Wir denken mit Schrecken zurück, als wir am 10. 2. 44 hier das Lagertor passierten und die Landser sahen, die für uns zum Abmarsch bereitstanden, sturen Blickes standen sie am Stacheldraht. Es könnten auch Russen gewesen sein, gerade so sturen Blickes standen sie am Zaun. Mögen wir innere Kraft und Stärke finden, diese Zeit zu überwinden. Am Montag soll unsere Fachschule wieder beginnen. Ich selbst bin beim Lehrgang A für Fortgeschrittene eingeteilt und habe mich für den Lehrgang zur Vorbereitung auf das Abitur gemeldet.

Sonntag, 19. 3. 44

In den Vormittagsstunden, um 9.00 Uhr, tritt das Bataillon zur Heldengedenkfeier an. Es spricht der Lagerführer Oberfeldwebel Fischer. In kurzen Worten würdigt er die Opfer der Gefallenen. Seine Worte klingen aus mit der Hoffnung und dem Glauben, daß all diese Opfer nicht vergeblich waren und wir uns dieser Opfer würdig erweisen. Der Chor singt das Lied vom „Guten Kameraden“ während des stillen Gedenkens. Die Worte des Lagerführers klingen mit einem Sieg Heil auf Volk, Führer und Vaterland aus. Auf unserem täglichen Abendspaziergang kommen wir an der Kantine vorbei und sehen zu unserem Schrecken, daß zwei Posten vor der Kantine stehen. Wenig später erfahren wir, daß angeblich die 4. Kompanie vor der Zählung den Speisesaal verlassen hätte. Kurze Zeit später fährt

ein Lkw vor. Wir sehen zu, wie sämtliche Kisten Bier und Coca-Cola-Kisten aufgeladen werden. Es hat sich allmählich herumgesprochen. Es bilden sich Gruppen und schauen zu. Eine halbe Stunde später ziehen Posten auf und schicken alle in die Baracken. Im weiteren Verlauf werden fünf Kameraden abgeführt, unter Begleitung vieler anwesender Kameraden werden sie zum Tor begleitet.

Das Ganze artet zu einem „Schauspiel“ aus. Eine Kompanie amerikanischer Soldaten marschiert auf. Leutnant Waldow, ein Jude, versucht vergeblich, die Anwesenden zu zerstreuen, großes Gelächter auf allen Seiten. Es erscheint der Bataillonssprecher und versucht zu vermitteln. Die Angelegenheit soll geklärt werden.

Montag, 20. 3. 44

Nach einer Untersuchung beim Oberst, dem Lagerkommandanten, wurden die betr. Unteroffiziere, ich glaube es waren vier, mit je sieben Tagen Arrest bestraft.

Wie mir Kameraden erzählten, unterließen es die anwesenden amerikanischen Offiziere bei der Feier zum Heldengedenktage, beim Absingen der deutschen Nationalhymne eine Ehrenbezeugung zu erweisen. Bei einer Nachfrage des Lagersprechers wurde ihm die Auskunft erteilt, daß ihnen die deutsche Nationalhymne nicht bekannt gewesen wäre. Diese Angelegenheit wird dem in Kürze zu erwartenden Vertreter der Schutzmacht übergeben werden.

Donnerstag, 13. 4. 44

Unsere morgendlichen Presseberichte, von Unteroffizier Scheidt vorgetragen, melden uns, daß die Ostfront im Süden weiter zurückgelegt wird. Heute hörten wir von der Aufgabe Odessas¹¹, nachdem dort alles nachhaltig zerstört worden ist. Wir sind auf das tiefste davon betroffen. Nun steht der Russe an der polnischen Grenze, die Ölfelder von Ploesti liegen in der Reichweite seiner Kampfflugzeuge. Die Ortschaften Kowel und Sewastopol verteidigen sich immer noch! Auf der anderen Seite hoffen wir auf ein weiteres Vorgehen der Japaner im Fernen Osten. Die Invasion scheint vor der Tür zu stehen! Allerdings ist die Streikwelle in England in keiner Weise eingeschränkt. Es sind bereits über zwei Millionen Tonnen Kohle ausgefallen! Die Regierung droht mit der Einziehung der Streikenden.

Montag, 1. 5. 44

Nachrichten aus dem Osten melden von einem Aufruf Stalins. Er spricht von der Vorbereitung der Russen auf eine Offensive in Verbindung mit ei-

ner großen gleichzeitigen Offensive im Westen. Bei einem Luftangriff auf Berlin wurden 126 Maschinen abgeschossen. Weitere Nachrichten von den Kriegsschauplätzen fehlen. In einer Notiz wird geschrieben, daß die deutschen Kriegsgefangenen etwas von ihrer Arroganz eingebüßt hätten, mit der sie nach Amerika gekommen wären. Wenn sie am Anfang verlangt hätten, mit dem Deutschen Gruß die amerikanischen Offiziere zu grüßen, so hätten sie sich daran gewöhnen müssen, amerikanisch zu grüßen. – Anmerkung: Was aber nicht stimmt, denn es wurde uns erst in letzter Zeit erlaubt, daß wir die amerikanischen Offiziere mit dem Deutschen Gruß grüßen dürfen! In einer Baracke wurde die Inschrift bemerkt: „Wer gewinnt den Krieg? – Wir!“ Und das, da die deutschen Kriegsgefangenen dieselbe Unterkunft, dieselbe Verpflegung (3200 Kalorien), dieselbe Menge Bier trinken wie die amerikanischen Soldaten. Dann wird von einem weiteren Fehltritt des General Patton berichtet. Damals hatte er einen amerikanischen Soldaten in einem sizilianischen Lazarett in das Gesicht geschlagen, weil er sich von der Front gedrückt hatte. Jetzt weilt er in England und ist dem Stab der Invasions-Armee zugeteilt. Jetzt meint er, daß die amerikanischen Soldaten nur recht viel von den englischen Ladies nach Amerika schreiben sollten, damit die amerikanischen Frauen eifersüchtig würden und von ihrer Seite dazu beitragen würden, daß der Krieg bald beendet wird.

Von Italien hört man, daß die Regierung Badoglio zurückgetreten sei, daß die Kommunisten in der neuen Regierung vertreten sind, Badoglio jedoch wieder Ministerpräsident.¹² Diese Umbildung soll angeblich auf Druck von Stalin durchgeführt worden sein. Rußland will Sizilien als Stützpunkt erwerben.

Montag, 8. 5. 44

Schlaglichter: Vor etwa einem Jahr wagten die Juden in Warschau, wie die alliierte Presse hervorhebt, einen Aufstand gegen die deutschen Besatzungstruppen der Stadt.¹³ Diesem Aufstand wurden durch eingesetzte deutsche Panzer und Flammenwerfer, die das Warschauer Ghetto ausräucherten, ein schnelles und gründliches Ende bereitet. Die Warschauer Ghetto-Juden jedoch werden jetzt in den alliierten Ländern als „Helden von Warschau“ gefeiert. Gouverneur und Präsidentschafts-Kandidat Dewey verlas auf einer jüdischen Versammlung eine Ehrung für die jüdischen Helden. Die Welt wird niemals vergessen, wie heldenhaft die Juden von Warschau gegen die Nazis gekämpft haben.

Der US- und Armee-Kaplan Kapitän Lautenschlager, der sich bereits einmal ausgiebig mit den Nazis und POW in der Wochenzeitschrift „LIFE“ befaßt hatte, ließ wieder einmal von sich hören. In einer Versammlung von Kirchenfreunden im Fort Dix erklärte er: „Die gefangenen Nazis sind absolut unsere Feinde und zu allem fähig.“ Im Verlauf seiner

Ausführungen warnte er vor irgendwelchen Sympathien für die POW. „Traut ihnen nicht, seid stets vorsichtig, sympathisierendes Verhalten ihnen gegenüber verstößt nicht nur gegen die Gesetze, sondern dient nur dazu, die Gefangenen sowie auch die Militärbehörden in Schwierigkeiten zu bringen. Seid nicht zu freundlich zu ihnen oder, noch besser, lehnt alle derartigen Freundschaften ab. Strenge und Disziplin, wie sie sie in der deutschen Armee gewöhnt waren, ist alles, was diese kennen.“ Der Kaplan wies ferner noch darauf hin, daß die größte Zahl der Gefangenen den Krieg seit seinem Beginn mitgemacht hätte und daß man keine große Einbildungskraft benötige, um den Gedankengang und die politische Überzeugung dieser Männer zu erraten.

Wehrmachtsbericht vom 3. 5. 44:¹⁴ Auf beiden Seiten des mittleren Siret begannen die Russen mit starken Kräften die erwartete Offensive. Der geplante Durchbruch wurde von deutschen und rumänischen Truppen abgeschlagen. Die Truppen gingen zu erfolgreichen Gegenangriffen über. 160 feindliche Panzer wurden vernichtet, davon 65 durch deutsche und rumänische Schlachtflieger.

Donnerstag, 18. 5. 44

Seit einer Woche haben wir unter einer starken Hitze zu leiden. Über Nacht kam sie und hat uns erfaßt. Ist es in den Morgenstunden noch auszuhalten, so ist die Zeit von 12.00 bis 17.00 Uhr wohl die unerträglichste. Noch führen wir unseren Unterricht bis um 12.00 Uhr durch. Doch es mehren sich die Stimmen, die nach Ferien schreien. Ganz träge Geister meinen, es sollten bis September Ferien gemacht werden. Man muß sich schon schwer zusammenreißen, um die Hausaufgaben zu verrichten, hätte es doch in den heimatlichen Breitengraden bei dieser Hitze schon längst „Hitzeferien“ gegeben, doch hier fängt die Hitze erst an. Die Gemüter sind gereizter und erregter geworden. Über Nacht gab es Streit, Zank und Zwistigkeiten. Waren die Dinge täglich nichts Neues, so treten sie jetzt häufiger in Erscheinung. Unser „hysterischer Hausdrache“ H., Herkunft München, provoziert uns, die „Schüler“, wo er steht und liegt. Flüche gebraucht er, man könnte ein Lexikon schreiben, geht aber jeden Sonntag zur Kirche. Bekam von seiner Schwester aus den USA einen Rosenkranz und einen echten amerikanischen Talisman geschickt, worüber er sehr stolz ist. Für ihn gibt es noch immer, selbst nach elf Jahren „Machtübernahme“, eine „Mainlinie“ und „ein katholisches Bayern“, und er sieht voll Verachtung auf uns „protestantische Preußen“ herab.

Staub überall, täglich geht etwa um 14.00 Uhr eine Windhose durch das Lager. Dann ertönt der Schreckensruf: Fenster zu! Doch überall dieser rötliche Staub in der Baracke. Es gibt nichts, was ihn zurückhalten könnte. Er ist unser täglicher Begleiter geworden. Besonders in den Nachmittagsstunden wehen die Passatwinde sehr stark. Staubfontänen von großer Dichte und Schnelligkeit ziehen durch das Lager.

Jetzt in den letzten Tagen des Monats Mai liegt nun das erste Jahr unserer Kriegsgefangenschaft hinter uns. Für uns gab es Zeit und Muße, Rückschau zu halten. In diesem vergangenen Jahr haben wir die ersten bittersten Stunden der Gefangenschaft gekostet. Mußten erleben, wie eine militärische Moral zusammenbrach. Was einem zehn Jahre etwas bedeutete, unter dem man groß geworden, man stand urplötzlich vor Trümmern. Es waren die Zeiten der frühesten Jugendzeit, da man den Kommunismus erlebte und dann durch die „Machtübernahme“ verschwinden sah, plötzlich stand dieses Schreckgespenst in den eigenen Reihen von deutschen Kriegsgefangenen. Soldaten der „Bewährungsbataillone“ waren es, politisch Vorbestrafte, denen man die Chance der Bewährung gegeben hatte, sie waren es, die uns wieder enttäuschten und unter deren Auswirkungen wir zu leiden hatten. Glaubten in den ersten Tagen Landser und Unteroffiziere jetzt ihre Zeit gekommen, gegen die Dienstgrade ihre Trumpfkarte auszuspielen, so war das anfangs eine Nebenerscheinung. Leider gab es genug Dienstgrade, die dazu genug Anlaß gegeben hatten, sog. „Stachel-draht-Dienstgrade“, die hinter dem Draht auf manch unsaubere Art und Weise zu ihren Tressen und Sternen gekommen waren. Fiel in dieser Zeit jegliche Maske von jedermann, der innere Kern eines jeden lag nackt und häßlich vor einem. So hatte und mußte man sich an diese Zeiten gewöhnen, besonders schwer für solch einen, der eine saubere Kinderstube und reine Vergangenheit hinter sich gebracht hatte. Daher nicht verwunderlich, wenn Kameraden mit anständigem Charakter und gesunder soldatischer Ehrauffassung es unterließen, hier eine Änderung herbeizuführen. Waren in den Durchgangslagern die Bande zueinander nur sehr locker, so entstand im Stammlager ein gewisser Zusammenhalt. Jeder militärische Ton war strengstens verpönt, ja nicht an die Zeiten erinnern, da man noch Soldat war, jetzt war man doch POW im freien Amerika, dem Land der freien Meinungsäußerung. Na und das bekam man auch zu hören! Landser, die wohl früher nie das Maul aufgemacht hätten, hielten ihre Zeit für gekommen, einen Dienstgrad anzuschreiben. Als Aufsicht beim Arbeitsdienst aber stand man zwischen zwei Feuern, dem Amerikaner und dem Landser, zu dem sich in den meisten Fällen der Unteroffizier hinzugesellte. Er besaß nicht genug Größe, um seine Stellung als Unteroffizier dem Landser gegenüber zu behaupten. Unfruchtbare Debatten, wo man stand und schlief. Zu jeder Tages- und Nachtzeit, um selbst damit die Ruhe der Kameraden zu stören. Das ewig alte und junge Thema „Nr. 1“ auch in der Kriegsgefangenschaft. Die Schuld am Zusammenbruch in Afrika, jetzt wußte man es ganz genau! Dann aber die großen Strategen, denen es ausgezeichnet gegangen war und die irgendwo in der Etappe einen guten Tag gelebt hatten. Die hätten nun alles besser gemacht. Sie sahen Fehler, wo es keine gab, und sahen nicht die Fehler, wo sie tatsächlich waren. Dann aber kam die Zeit, da an Türen gelauscht wurde, um zu denunzieren. – Es kam die Zeit, da es anfang zu weihnachten, auf einem

Breitengrad, wo es keinen Schnee gab. Das deutscheste aller deutschen Feste aber vereinte uns unter dem brennenden Lichterbaum und ließ uns als Kameraden in der deutschen Uniform erscheinen. Dieses Erleben ließ alle Widrigkeiten vergessen, es verband uns mit der Heimat und ließ uns hoffen, das nächste Fest im Kreise unserer Lieben in der Heimat zu erleben. Die erfrischenden, kalten Tage gingen vorüber, und noch immer hatte man keine Post erhalten. Proteste auf Proteste. Am Tage meines Geburtstages die Versetzung in ein anderes Lager, Tonkawa im Staate Oklahoma, und damit wieder ein neues Umfeld. Jetzt wurde es uns klar, was wir aufgeben mußten, ein eigenes Spiegelbild einer deutschen Seele. Wir hatten ein Lager verlassen müssen, dem unsere Seele, unser eigenes Ich den Stempel aufgedrückt hatte. Hatten aus einer unkrautverwucherten Landschaft das dunkelste Grün hervorgezaubert. Hatten an der Lagerstraße, vor den Baracken, symbolhafte Denkmäler deutschen Kulturschaffens errichtet, damit zu beweisen, daß wir unsere Heimat und unser Heim nicht vergessen hatten. Unser Stolz eines jeden Teil-Lagers aber war unser Theater. In kürzester Zeit fertiggestellt. Es war die Stätte innerer Einkehr, Freude und Entspannung. Es war die Quelle zu neuem Hoffen. Das gezeigte Niveau aber stieg von Aufführung zu Aufführung. Die Perlen aber waren jeweils die Kapellen. Sie hatten es nach wochenlanger Arbeit und Üben zu einer bedeutenden Höhe gebracht. So war es die Musik, die in uns Erinnerungen erweckte, da wir glücklichste Stunden erleben durften. Dann tauchten Melodien auf, die uns gleichsam mit den süßen Worten einer Geliebten das Ohr berührten. Schemenhaft stieg deutsche Landschaft, deutsches Leben und Fröhlichsein in uns auf, und das alles mußten wir verlassen. Hier fanden wir nichts von dem! Grau und düster das Lager, verstockt und düster aber, was in den Baracken wohnte. Kein Wunder, wenn gleich zu Anfang es zu kleinen Zusammenstößen mit den „lieben“ Kameraden kam. Doch nun haben wir uns auch daran gewöhnen müssen. Für uns oder, besser gesagt, für einen kleinen Teil bedeutet unsere Schule bzw. Fortbildung alles. Sie erhält unser Wissen und bereichert uns mit neuem Stoff. Sie bereitet uns für die Zeit vor, da wir wieder in der Heimat sein und unsere Abschlußprüfungen ablegen werden. Sie gibt uns anregungsvolle Stunden. Sie bringt uns deutsches Wissen, Geist und Können nahe. Die Lehrbücher, nur in sehr geringer Zahl vorhanden, sind Sendboten unserer deutschen Heimat. Wir wissen dort das DRK, für das wir reichlich gespendet, da wir noch an den Fronten gestanden, jetzt von seinen segensreichen Einrichtungen selbst eine gewisse Kraft schöpfen können. Ich selbst befinde mich in einem kleinen Studienkreis, dem der Anwärter auf das Abitur. Möge diese Arbeit nicht vergebens sein, mögen wir einst die Lorbeeren in der Heimat ernten. Wenn wir auch zum Gespött der „lieben“ Kameraden an unserer nicht leichten Aufgabe festhalten, an uns selbst glauben und nicht irre werden, dann kann der Erfolg nicht ausbleiben. Entspannung und Zerstreuung aber bringt uns unsere Bibliothek. Sie

umfaßt die gesamte deutsche Literatur und ergänzt und vertieft unser Wissen. Sie bringt uns die deutsche Landschaft, die wir nirgends in der Welt wieder finden konnten, nach der wir uns so sehnen und hoffen, sie bald wieder zu erleben.

Seit Monaten beschäftigt sich die amerikanische Welt mit dem Beginn der Invasion.¹⁵ Schon längst haben sie es erkannt, daß ihr Ausgang die Kriegsentscheidung, vielleicht sogar das Kriegsende bringen kann, mindestens aber in Europa. So hoffen wir, daß die Macht des Schicksals der gerechten Sache den Sieg verleihen möge, und das mag wohl niemand bestreiten, daß es die unsere ist.

Sonntag, 21. 5. 44

Das Teil-Lager II verläßt uns und wird in zwei Teile aufgeteilt. 45 Mann von der Kompanie sollen zurückbleiben. Wir sollen angeblich nach Camp Gruber kommen.

Donnerstag, 25. 5. 44

Heute haben wir nun Reisetag. Gestern abend wurde schon alles gepackt. In den Vormittagsstunden verlassen wir das Lager. Am Tor müssen wir einzeln passieren, da wir mit unserem Steckbrief verglichen werden. Die Amis sind mißtrauisch geworden. Es beginnt nun der langwierige Untersuchungsakt. Die Amis sehen alles gründlich nach und packen auch alles an. Ich selbst will versuchen durchzurutschen, tatsächlich, es gelingt mir, auch ohne Filzung zu passieren. Wir liegen nun in der Mittagshitze und warten auf unseren Abmarsch zum Bahnhof. Unser Kamerad Otto Krämer ist aus unserem Kreis ausgeschieden. Er hatte einen guten Posten gefunden und blieb mit seinem neuen Freund Kurt Trummer zurück. Am Morgen verabschiedete er sich unter Tränen! Höre und schreibe! Aber die Tränen flossen bei ihm schon immer reichlich! Endlich gegen 14.00 Uhr marschieren wir in Gruppen zu 50 Mann zum Bahnhof, doch erst um 17.00 Uhr setzt sich der Zug in Bewegung. Für uns ist die Fahrt eine schöne Abwechslung, und wir freuen uns am herrlichen Grün der Landschaft. Der Zug hält oft, die Stimmung ist gut.

Freitag, 26. 5. 44

Wir sind schon sehr früh wach. Jeder hat sein Nickerchen mehrmals unterbrechen müssen. Die Lage zum Schlafen war nicht die beste, um durchschlafen zu können. Die Landschaft ist inzwischen sehr hügelig geworden. Wir kennen uns nicht mehr aus. Wir zweifeln nun allen Ernstes, daß wir

nach Camp Gruber kommen. Gegen 7.00 Uhr aber tauchen plötzlich die altbekannten Wachtürme auf. Mit einem Schlage kennen wir uns aus. Wir formieren uns in Marschordnung, gute 20 Minuten brauchen wir zum Lager. Wir, die alten „Camp-Gruber-Leute“, sind sehr erfreut, in eine uns bekannte Gegend zu kommen. Hier ist uns nun fast jeder Weg und Steg bekannt, manche Erinnerung verbindet uns mit diesem Lager. Jetzt taucht für uns die große Frage auf, in welches Teil-Lager wir kommen werden. Da sehen wir auch schon die drei Kompanien zum Tor marschieren, also werden wir zum Teil-Lager III kommen. Und richtig, wir passieren das Tor, alles drängt sich an den Zaun. Viele alte Kameraden sehen wir beim Vorbeimarschieren. Es herrscht ein großes Hallo, freudige Begrüßungsszenen, man hatte uns also doch nicht vergessen. Die „Filzung“ ist nur sehr flüchtig. Wir werden in den Bereich der 10. Kompanie eingeteilt. Leider konnten wir vier Kameraden, Zunke, Adam, Hammoser und ich, nicht zusammenbleiben, aber ich bin mit dem Kameraden Hammoser, meinem „Studienkollegen“, in der gleichen Kompanie. Mich wählte man zum „Barackenältesten“.

Gegen Mittag treffen wir am Zaun des Teil-Lagers II alte Kameraden von der ehemaligen 10. Kompanie, die jetzt mit den Resten des Teil-Lagers III zur 1. Kompanie zusammengefaßt wurden. Ich treffe Hausner, Carstensen (ehemaliger Batterie-Kamerad) und Oberschelp (der „Cello-Spieler“).

Pfingstsonntag, 28. 5. 44

Am Abend fand die Wahl des Vertrauensmannes für das Lager III statt. Es standen zur Wahl: Wachtmeister Fricke von der 10. Kompanie, Wachtmeister Hohenberger von der 12. Kompanie und Oberfeldwebel Wilke von der 10. Kompanie. Als Hauptthema stand zur Debatte: Wird gearbeitet oder wird nicht gearbeitet. Nach einer Rundfrage hatten sich vom gesamten Lager sieben Mann gemeldet, die gegen Ableistung einer Unterschrift sich auf 30 bzw. 90 Tage verpflichtet hätten. Ein Zehntel, also etwa 100 Mann, hätten ohne Unterschrift sich verpflichtet zu arbeiten. Von den Hauptrednern wurde die These aufgestellt, daß man, nachdem man uns zu „Rebellen“ abgestempelt hat, es ablehnt, jegliche Arbeit zu leisten. Damit kam also nur ein Vertrauensmann in Frage, der dieselbe Einstellung vertrat. Gleichzeitig aber wurde verlangt, daß dieser Mann zugleich die Rolle eines Lagerführers einnimmt. Nach vielem Hin und Her wurde Oberfeldwebel Wilke gewählt, der sich als „alter Nazi“ bezeichnete und bereits auch eine „POW-Geschichte“ hinter sich hatte, wie er es so schön sagte. Es wurde dann einstimmig beschlossen, jegliche bezahlte Arbeit außerhalb des Lagers abzulehnen.

Montag, 29. 5. 44

Gegen 13.30 Uhr wurde das gesamte Lager III zusammengerufen. Der Kommandant des Lagers sprach zu uns. Einmalig in unserer POW-Geschichte. Wir waren auf dem Sportplatz angetreten. Man stellte eine Bank vor uns auf. In Begleitung einiger Offiziere stieg der Oberst auf diese Bank und sprach in englischer Sprache zu uns. Ein Dolmetscher aus unseren Reihen übersetzte den Text. Er führte aus, daß wir unser Leben hier im Lager selbst gestalten könnten und sie selbst bestrebt wären, die Genfer Konvention zu erfüllen. Dann kam er zum Hauptthema, das Arbeitsproblem. Es würden ca. 140 Mann für ein Farmkommando gebraucht werden. Die Unteroffiziere, die da arbeiten wollten, müßten sich für 30 oder 90 Tage verpflichten. Diese kämen dann in das Lager II oder I. Weiter führte er aus, daß die Regale der Kantine wohlgefüllt wären mit Waren. Doch sollten wir bedenken, wenn wir nicht arbeiten, müßten wir mit unseren drei Dollar auskommen. Es gäbe Bier und dergleichen mehr, das alles müßte dann beschränkt werden, wenn wir uns nicht verpflichten würden. Weiter führte er aus, daß unser Lager geschlossen bliebe und wir mit den anderen nicht in Berührung kämen. Wir müßten 20 Fuß vom Zaun Abstand halten. Sollten diese Befehle nicht ausgeführt werden, dann würde er es mit Disziplinarstrafen ahnden.

Nach dem Abendessen stellte sich der neugewählte Lagerführer des Teil-Lagers III, Oberfeldwebel Wilke, der 10. Kompanie im Speisesaal vor. Er führte aus, daß man sich bei der gestrigen Debatte der Baracken- und Kompanie-Führer darüber einig geworden war, als Unteroffiziere jegliche Arbeit abzulehnen. Er selbst sei mit dieser seiner eigenen These als Vertrauensmann gewählt worden und werde diese rücksichtslos durchführen. Er sprach von denen, die da für den Amerikaner arbeiten wollen, in einer sehr abfälligen Form. Sie mag vom Standpunkt ausgehen, daß jegliche Arbeit für den Amerikaner eine Unterstützung wäre und damit ein Amerikaner für Europa frei würde. Wenn selbst ein Oberst zu uns spricht, daß wir uns zur Arbeit verpflichten sollten, dann ist das ein Beweis, daß Amerika auf die Arbeit jedes einzelnen Kriegsgefangenen angewiesen wäre. Daß man uns Uhren, Bier und dergleichen mehr in die Kantine schickt, das alles wären nur Lockmittel. Es ist daher mit der Ehre eines jeden deutschen Unteroffiziers unvereinbar, daß er sich zu einer Arbeit verpflichtet. Sollten doch etliche unter uns sein, die da arbeiten wollten, dann sollten sie es tun. Er würde für alle „Kameraden“ ein Ehrengelb bis zum Tor stellen. Es würde ihnen nichts passieren. Die Anschauung der „Gruber-Leute“ geht zu dieser krassen Einstellung auseinander. Wir kennen hier diese Verhältnisse am besten, denn die Arbeit, die von uns im allgemeinen geleistet wurde, war nichts als eine „Arbeitsbeschäftigungs-Therapie“. Aus dieser sturen Einstellung heraus müssen wir mit allerlei Repressalien rechnen. Es bleibt daher abzuwarten, wie sich das eine Zehntel der

„Arbeitswilligen“ verhalten wird und was der Amerikaner unternehmen wird.

Bei einer Rücksprache mit unserem ehemaligen Kompanie-Führer der 11. Kompanie, Oberfeldwebel Hausner, der jetzt die Tätigkeit des Regimentssprechers ausübt, erklärte uns dieser, daß unser neuer Lagersprecher einverstanden wäre, daß Unteroffiziere eine Arbeit, die ihrem Rang entspricht, annehmen könnten. Man sprach darüber, daß man eine Aufstellung vom Amerikaner verlange, in der diese Arbeiten genau festgelegt werden müßten. Von dieser Aussprache wurde jedoch in der programmatischen Rede des Oberfeldwebels Wilke nichts erwähnt. Wer wickelt wen ein? Das fragen wir uns, die Kameraden Zunke, „Meister“ Adam und ich. Wir hatten uns wohlweislich beim Hausner von dieser Aussprache unterrichtet, die der o. a. Rede vorangegangen war.

Am Abend gab es den ersten Zwischenfall. Einige Leute waren am Zaun zwischen Lager III und II zu dicht herangetreten. Es hatte die Folge, daß ein Kommando von 40 Amis aufzog, um dem Befehl des Oberst, 20 Fuß Abstand zu halten, entsprechenden Nachdruck zu verschaffen.

Dienstag, 20. 6. 44

Seit den vergangenen 14 Tagen werden wir von den Ereignissen der Invasion beherrscht. Stehen drei oder vier Mann zusammen, über was wird wohl gesprochen? Doch nur über die Invasion. Unserem Nachrichtendienst war es weiterhin möglich, uns aus der „New York Times“ Nachrichten zu übermitteln. Auch soll angeblich ein Rundfunkapparat im Lager sich befinden, der auf Kurzwelle umgebaut wurde und deutsche Nachrichten empfängt. Auf einer Karte, die sich im Unterhaltungsraum befindet, können wir die kriegserischen Ereignisse verfolgen. Kleine Fähnchen in den Nationalfarben zeigen uns den Frontverlauf. Der ursprüngliche Brückenkopf hat sich verkleinert, ungefähr westlich von Deauville bis in die Bucht von Cherbourg. Diese Hafenstadt soll abgeschnitten sein. Weiter hörten wir vom Absprung einer überschweren Fallschirmjäger-Division in der Nähe von Paris. In diesen Absprung aber sprang eine deutsche Fallschirmjäger-Division und vernichtete die feindliche Division, die Paris von den Deutschen befreien sollte. Weiter hören wir von den ungeheuren Verlusten der Alliierten am Kanal und Brückenkopf, hörten, daß die Franzosen sich weigerten, die Toten der Alliierten zu bestatten. Wir hören, daß es den Deutschen nicht möglich sei, ihre Toten zu beerdigen, sondern könnten sie nur mit einer Chlorschicht bestreuen. Die ungeheuren Gefangenemassen müßten an den französischen Städten vorbeigeführt werden, um sie vor der Wut der Einwohner zu schützen! Da aber kam für uns die große Überraschung, seit einer Woche ungefähr hämmern deutsche Raketenengeschütze auf die englische Südküste als Vergeltung für die vielen Terrorangriffe auf deutsche Städte. Auch London soll von den Raketen er-

reicht werden.¹⁶ Diese Nachricht wurde mit großem Jubel aufgenommen. Wir können uns in die Lage unserer Heimat versetzen, die im letzten Jahr unter den massierten Angriffen der Herrn Amerikaner und Engländer zu leiden hatte. Aber England wird die ganze Last des Krieges zu spüren bekommen, hatte der Führer in einer seiner letzten Reden ausgeführt. Nun hämmern deutsche Raketengeschütze pausenlos auf die Hauptstadt von England. – Mehr denn je sind unsere Gedanken und Wünsche bei Front und Heimat. Wir wissen, daß die Kameraden unser Schicksal entscheiden. Wir wissen, daß die Heimat uns bald heimholen wird. – Vom russischen Kriegsschauplatz hören wir von einer Offensive im Nordabschnitt, an der finnischen Südflanke. In Italien wurde Rom aufgegeben.¹⁷ Die deutschen Truppen zogen sich mit „Erfolg“ in weiter zurückgelegene Stellungen zurück. Ein Durchbruch der Alliierten gelang bisher nicht, trotz heftigster Versuche.

Sonntag, 25. 6. 44

Nach dem Essen teilt uns der Lagerführer den Inhalt seiner Unterredung mit dem Lagerkommandanten mit. Gestern wurde er zum Kommandanten gerufen wegen der Beschwerde, die über diesen beim Roten Kreuz geführt wurde. Diese Beschwerde hatte die Vorgänge zum Inhalt, die sich bei unserer Ankunft ergeben hatten. U.a. die Worte, die er bei seiner Ansprache zum Ausdruck brachte, wenn die „20-Fuß-Zone“ ab Zaun nicht eingehalten würde, der Posten vom MG Gebrauch machen würde. Dann die weitere Äußerung zum Lagerführer, daß die „Genfer Konvention“ für ihn Gummi wäre und sich ziehen und dehnen lasse. Jetzt fragt er, wie man zu dieser Beschwerde käme, denn das hätte er gar nicht gesagt. Der Dolmetscher habe falsch übersetzt und werde nun versetzt werden. Sollte die Beschwerde nicht zurückgenommen werden, werde er den Lagerführer versetzen und einige hundert Mann, es käme ihm nicht darauf an. Vor dieser Unterredung mit dem Kommandanten hatte der Lagersprecher eine Besprechung mit dem Dolmetscher, über deren Inhalt nichts bekannt wurde.

Seit einigen Tagen herrscht eine unverschämte Hitzewelle, es mögen wohl 49°C im Schatten sein. Von der Invasion hören wir, daß seit dem 15. 6. 44 London und die Südküste ununterbrochen beschossen wird. Es wurde sogar von Flüchtlingen gesprochen, die an der Küste von Holland und Belgien gelandet wären. Bei den letzten Nachrichten hörten wir von einer Notiz aus einer amerikanischen Zeitschrift. Darin schlug ein deutscher Emigrant vor, um die Moral der deutschen Kriegsgefangenen und den Einfluß der Nazis zu brechen, müßte man die Deutschen aus den neugewonnenen Wohngebieten von denen des Altreiches trennen. Weiter befürchtet man, wenn man die deutschen Kriegsgefangenen zu sehr mit den demokratischen Idealen vertraut machen würde, dann müßte man mit Ge-

genmaßnahmen der deutschen Regierung rechnen. Dann könnten die amerikanischen Kriegsgefangenen als überzeugte Nazis zurückkehren. Weiter gab man eine Meldung wieder, wonach die Russen sehr gute Erfolge mit ihren „Bekehrungen“ gehabt hätten, denn bereits 90% wären zum Kommunismus übergetreten.

Donnerstag, 20. 7. 44

In der vergangenen Nacht sind von der 9. bis 12. Kompanie je ein Mann und vom Lager I 22 Mann durch den Zaun gegangen. Wir haben bisher nichts von ihnen gehört. – In den Abendstunden hören wir von einem Attentat auf den Führer. Vier Offiziere aus seiner Begleitung sind verletzt bzw. tot, der Führer selbst soll Brandwunden davongetragen haben. Nähere Nachricht sollen wir morgen hören. Wir sind zutiefst erschüttert!

Freitag, 21. 7. 44

Nach dem Frühstück hören wir im Nachrichtendienst, daß auf den Führer ein Attentat verübt wurde. Eine Proklamation an das deutsche Volk wurde über den Rundfunk verbreitet. Wir sollen sie morgen hören. – Weiter hören wir, daß London seinen bisher schwersten Angriff erlebte.¹⁸ Die V-Geschosse sollen in solch einer Masse niedergegangen sein wie bei einem starken Artillerie-Feuer. Stärkste Angriffe der Alliierten am Brückenkopf. – Gegen 14.00 Uhr fand bei uns im Lager III eine plötzliche Untersuchung unseres Gepäcks statt. Ich kam ungeschoren durch.

Samstag, 22. 7. 44

Nach dem Frühstück hören wir die Proklamation des Führers. Er hatte selbst zum deutschen Volk gesprochen, um damit allen Gerüchten ein Ende zu bereiten. In kurzen Worten hören wir, daß durch die Aufopferung von vier Offizieren aus seiner Umgebung ihm das Leben gerettet wurde und er nur mit Brandwunden davonkam. Der Führer führte aus, daß er wisse, woher dieser Anschlag käme, und daß England nun die Folgen aus diesem Attentat zu spüren bekäme. Der Papst habe ein Glückwunschschreiben gesandt. Der Nachrichtendienst brachte erstmalig, daß London von der V1 salvenartig beschossen würde.

Dienstag, 25. 7. 44

Heute früh hören wir die Wiedergabe der Proklamation des Führers aus der „New York Times“. Es werden die Hintergründe des Attentats dem deutschen Volk aufgedeckt. Der Oberstleutnant von Stauffenberg vertrat

eine Clique von davongejagten deutschen Generälen, die sich als unfähig erwiesen hatten. Diese wollten die Macht an sich reißen. Wir hören, daß Reichsführer SS Himmler das Ersatzheer übernommen habe, Guderian Generalstabs-Chef geworden ist.¹⁹ Es wird das deutsche Volk aufgefordert, dort, wo es Verräter gibt, sie sofort festzunehmen und wenn es sein muß zu töten. Wir sind beeindruckt, daß dieser Anschlag doch einen gewissen Kreis erfaßt hat.

Gestern kamen 27 Mann aus dem „Nazi-Lager“ Alwa. Sie kamen in das Lager I. Es sollen sechs bis acht Mann unter ihnen sein, die arbeiten wollen. Wer weiß, ob die anderen nicht dort bleiben? – Heute abend erleben wir die erste Operette. „Madlon“ nach der Operette „Meine Schwester und Ich“ in vier Bildern, frei gestaltet. Es war das Beste, was bisher aufgeführt wurde. Die Theatergemeinschaft hatte sich wahrhaft zusammengefunden und bescherte uns ein frohes Spiel mit Musik, Tanz und Charme. Dazwischen Balletteinlagen, ein Csárdás-Tanz mit einer reizenden Ungarin, die so echt wirkte in ihrem Aussehen, voll Feuer und Temperament, daß man vergaß, daß es ein junger Mann war. Es war wie in einem Märchen. Das erste Bild führt uns vor die Schranken eines Gerichtes. Hier klagt ein junger Kapellmeister auf Scheidung von seiner Frau, einer Prinzessin. Wie es zur Heirat kam, das zeigt uns das zweite Bild. Ein junger Kapellmeister ist bei einer Prinzessin als Bibliothekar angestellt, verdient ein fürstliches Geld, doch er hat Hemmungen. Im dritten Bild flieht er vor ihr in eine andere Stadt. Sie gibt ihm ein Päckchen mit für ihre Schwester, die als Schuhverkäuferin dort beschäftigt ist. Sie selbst spielt diese Rolle im dritten Bild. Sie verlieben sich auf den ersten Blick, es kommt zur Heirat. Das Rätsel löst sich. Im letzten Bild aber überzeugt das Hohe Gericht den Gemahl von der echten Liebe, und es kommt zur Aussöhnung.

Samstag, 29. 7. 44

Vor zwei Tagen hörten wir durch den amerikanischen Pressedienst Auszüge aus der Rede von Dr. Goebbels, die er vor dem deutschen Volk über den Rundfunk hielt. Er sprach davon, daß nun der „totale Krieg“²⁰ in sein Endstadium getreten sei. Wir selbst würden in Kürze mit neuen Vergeltungswaffen aufwarten. Er selbst habe Gelegenheit gehabt, diese zu besichtigen. Für einen Augenblick drohte ihm das Herz stillzustehen, diese Waffen seien eine Wende in der Kriegsführung. Er sprach die Erwartung aus, daß die Heimat noch mehr ihre Pflicht tue und alles tue, um den Endsieg zu erringen. Es wurde weiter bekannt, daß Gen.-Oberst Beck und Höppner beim Putsch mit verwickelt wären. Beck hat durch Selbstmord seinem Leben ein Ende bereitet, gegen Höppner schwebt das Verfahren. – Im Osten haben die Russen die Gouvernementsgrenze überschritten. Sie sind bereits über Lemberg nach Westen gestoßen, stehen weiter bei Brest-Litowsk.²¹ Wann werden sie zum Stehen gebracht? Das fragen wir uns.

Auf dem Brückenkopf herrschen laufend Offensiven, die aber jeweils zer-
schlagen werden. Die V1-Waffe schießt im verstärkten Maße auf Südeng-
land und London.

Sonntag, 30. 7. 44

In der vergangenen Nacht wurde auf Oberfeldwebel Hausner, Wacht-
meister Carstensen und Schmidt ein Anschlag von unbekannten Tätern in
der Stärke von sechs Mann verübt. Oberschelp und Schmidt wurden in
das Lazarett eingeliefert. Hausner hatte zuvor sein Bett gewechselt und
hatte das wenigste abbekommen. Hausner wurde heute in der Frühe mit
noch weiteren 15 Mann auf ein Außenarbeitskommando versetzt. Die
1. Kompanie hat eine ziemlich geschlossene Haltung für Hausner einge-
nommen. Die Folge war, daß die Spieler der 1. Kompanie am Btl.-Turnier
des I. und III. Teil-Lagers nicht teilnahmen. Im Kleinen Theater fand um
21.30 Uhr eine Dichterlesung statt. Es wurde die Novelle von R. G. Bin-
ding „St. Georgs Stellvertreter“ gelesen.

Montag, 31. 7. 44

Nach dem Zählappell fand eine ärztliche Untersuchung des gesamten
Teil-Lagers III statt. Es wurden Stich-, Hieb- und Kratzwunden gesucht.
Anschließend hörten wir die Rede von Dr. Goebbels aus der „New York
Times“. Ihr Inhalt gab uns vieles und ließ uns wieder hoffnungsvoll in die
nahe Zukunft schauen. Es wurden in dieser Rede die Hintergründe des At-
tentats vom 20. Juli 1944 aufgedeckt. Weiter der totale Einsatz der Hei-
matfront und Rüstung.

Ich hatte gehört, daß auch Wachtmeister Carstensen etwas abgekniet
hätte. Bei Anbruch der Dunkelheit gehe ich durch den Zaun zum Lager I,
um mich über das Befinden von Hans C. zu erkundigen. Ihm selbst geht es
gut. Er bekam im Schlaf eins über den Rücken. Er schildert mir ausführ-
lich den Vorgang. Demnach drangen gegen 1.30 Uhr sechs Mann in den
Schlafraum. Die Tür war verschlossen und mußte erst aufgebrochen wer-
den. Die Überfallenen befanden sich im tiefsten Schlaf und wurden be-
reits im Bett mit Knüppeln überfallen, so daß an Widerstand nicht zu den-
ken war. Das Ganze spielte sich in etwa zwei Minuten ab. Auf die Hilfe-
rufe der Überfallenen eilten Angehörige der 1. Kompanie zu Hilfe, kamen
aber zu spät. Im Freien wurden starke Knüppel und ein langes feststehen-
des Küchenmesser gefunden. Schmidt und Oberschelp waren in Ohn-
macht gefallen. Schmidt mußte in das Lazarett eingeliefert werden. Die
Verbitterung ist bei der 1. Kompanie sehr groß. Durch Äußerungen des
Feldwebel Kr. hat sich eine große Feindschaft zwischen 3. und 1. Kompa-
nie entwickelt. Das Teil-Lager III soll mit drei Mann am Überfall beteiligt
gewesen sein. Ich erfahre nähere Einzelheiten über die beiden deutschen

Ärzte, die seit einigen Tagen sich im Lazarett hinter Draht befinden. Ihnen ist der Zugang zum Lager verboten worden. Durch den Putzer sind zwei Briefe mit verfänglichem Inhalt durch den Amerikaner abgefangen worden. Der Stabsarzt selbst hatte auf Führung des gesamten Lagers größten Wert gelegt. Dies hatte sich Hausner in seiner Eigenschaft als Lager-sprecher höflichst verboten. Das waren die Anfänge, die zum Sturz des Hausner führten. Der Ami hat angekündigt, bei weiteren Zwischenfällen mit MG-Feuer in das Lager zu schießen.

Sonntag, 6. 8. 44

Die Versetzung des Lagers III ist nun Wirklichkeit geworden. Die 10. und 11. Kompanie sollen nach Texas kommen, ca. 500 Meilen von hier entfernt. Es soll ein Waldlager sein und nur mit 500 Mann belegt werden. Morgen müssen um 13.00 Uhr die Seesäcke abgegeben werden.

Mittwoch, 9. 8. 44

Bereits um 5.00 Uhr war Wecken. Gegen 9.30 Uhr verlassen wir das Lager und marschieren zur Verladestelle. Das Küchenkommando fuhr mit dem Wagen voraus. Es werden zwei Küchenwagen mitgeführt, und wir erhalten warme Verpflegung während der Fahrt. Gegen 10.30 Uhr setzt sich der Zug in Bewegung. Unser Ziel heißt Brady.

Die Versorgung ist tadellos. Bis zum Nachmittag haben wir bereits viermal Eisgetränke erhalten. Zu Mittag gab es eine Gulaschsuppe mit einer Ananasscheibe. Die Hitze ist fast unerträglich. Nur gut, daß der Ventilator für Luftbewegung sorgt. Das Trinkwasser im Automaten wird laufend durch frisches Eis gekühlt. Die Posten sind erstmalig sehr großzügig, denn wir brauchen nicht mehr den Finger hochheben, wenn wir auf den Lokus wollen, wie es bisher so üblich war. Unsere Fahrt geht über die Orte Wagona – Claremore – Tulsa (13.15 Uhr) – Sherman (20.15 Uhr) – Dallas (23.30 Uhr). Das Abendbrot besteht aus einer Pellkartoffel, einer Scheibe Fleisch, roten Rüben, einer sauren Gurke, zwei Scheiben Weißbrot; als Getränk einen fabelhaften Bohnenkaffee mit Milch.

Donnerstag, 10. 8. 44

Die Landschaft hat sich grundlegend geändert. Wir haben den Staat Texas erreicht. Ausgesprochene Buschlandschaft, endlose Steppengebiete, zwischendurch weite Maisfelder. Kakteen wuchern zwischen freiliegenden Felsplatten. Die Bevölkerung besteht zum Teil aus Indianern, Mestizen, Mulatten und Amerikanern. Wir sehen nur noch armselige Bretterbuden. Zwischendurch passieren wir einige größere Ortschaften. Unsere Gesich-

ter werden immer länger, die Gegend immer trostloser. Gegen 11.30 Uhr haben wir unser Marschziel erreicht: Comanche (7.15 Uhr) – Brownwood (8.00 Uhr) – Brady (11.30 Uhr).

Wir sehen das Lager bereits von der Bahn aus. Es liegt in einer freien Ebene. Der Baumwuchs ist restlos zurückgeschlagen. Wir marschieren in Gruppen von 50 Mann zum Lager, ca. 15. Minuten Weg. Das Lager scheint ziemlich neu zu sein. Unser Handgepäck wird z. T. sehr eingehend durchsucht. Ich selbst habe Glück, denn ich werde nur flüchtig gefilzt. Zu unserer Überraschung werden unsere Seesäcke nicht durchsucht, und wir erhalten sie wenig später ausgehändigt. Wir beziehen die Baracken mit je 50 Mann. Sie sind bei weitem größer als die im Camp Gruber, aber enger belegt und luftiger. Wir werden es hier aushalten können, obgleich das Lager mit seiner Umgebung für das Auge keine Abwechslung bietet. Die Kakteen wachsen vor der Türe! Wir liegen im Lager II und befinden uns damit in der Mitte, damit ist uns die Aussicht nach außen versperrt. Der Buschwald tritt sehr weit zurück. Am Abend treffe ich den z. b. V. Hans Schlegel von unserer Einheit in Afrika. Er ging damals in Chancy (Algerien) „stiften“, wurde aber geschnappt. Er ging mit dem nächsten Transport nach England und von dort nach den USA. Er berichtet mir, daß das Lager I bei Wasser und Brot lebt, weil sie verweigert hätten, das Gras zwischen den Doppelzäunen zu mähen. Die Strafe besteht bereits seit zwei Tagen. Wir stehen am Abend noch lange am Zaun und erzählen uns unsere bisherigen Erlebnisse. Mit Einbruch der Dunkelheit geht manches Brot durch den Zaun.

Sonntag, 13. 8. 44

Es mag gegen 9.00 Uhr gehen. Wir haben einen herrlichen Sonntagmorgen. Es weht eine frische Brise, die den ganzen Tag anhält. Ich sitze an der SW-Ecke des Mittellagers und habe hier einen weiten Blick in das Land hinein. Nicht weit entfernt, etwa 3 km, liegt die Ortschaft Brady. In weitem Umkreis ist das Land mit Buschwald bewachsen. An der äußersten Ecke des Lagers in Richtung Brady steht der unvermeidliche Wachturm, nicht zu vergessen die Bogenlampen, die jeweils in 50 m Abstand stehen. Neben dem Lager I wird gerade Handball gespielt. Lebhaftes Zwischenrufe schallen herüber. Kameraden ziehen vorbei, sie drehen ihre Runden. Die Luft ist frisch und klar. Das Zirpen der Grillen kommt an die Lautstärke derer von Camp Gruber nicht heran.

Freitag, 18. 8. 44

Die amerikanische Lagerführung trat an unsere Lagerführung mit dem Ersuchen heran, ca. 35 Mann zur Arbeitsleistung zu stellen. Es sind Arbeitsposten für die wirtschaftliche Führung des gesamten Lagers. Es wurden

alle Stellen abgelehnt. Darauf verlangt der Kommandant, daß die Kompanie-Führer die Kompanie selbst befragen, dies geschieht in Gegenwart von amerikanischen Dolmetschern. Wir sind lediglich dafür, daß wir unsere eigene Müllabfuhr durch drei Mann stellen. Die neu hierher verlegte 5. Kompanie muß es sich erst einen Tag überlegen, wie sich der Kompanie-Führer ausdrückt. Er könnte ja keinen Mann dazu bestimmen, sonst würde man ihm das Kreuz einschlagen, das sagte er in Gegenwart der amerikanischen Dolmetscher.

Freitag, 25. 8. 44

Die amerikanische Lagerführung tritt an uns heran, daß wir Arbeitskommandos stellen. Nach ihrer Aussage wären Unteroffiziere mit anonymen Schreiben an sie herangetreten, bezahlte Arbeit zu erhalten. Beim Mittagessen tritt der Kompanie-Führer an die Kompanie heran, dieses Anliegen wird von der Gesamtheit abgelehnt.

Samstag, 26. 8. 44

Beim Frühstück teilt uns der Kompanie-Führer mit, daß der Oberst befohlen habe, bis um 8.00 Uhr zehn Mann Arbeitsdienst vom gesamten Lager zu stellen, um für uns bestimmte Verpflegung aus den Waggonen auszuladen und auf die Fahrzeuge zu verladen. Sollte dieses Kommando nicht gestellt werden, wird ab 8.00 Uhr die Verpflegung gesperrt, und es kommt nur Brot in das Lager. Diese Anordnung wird vom Oberst damit begründet, daß die MP sich weigert, weiter für uns die Verpflegung aus den Waggonen auszuladen und nach dem Dienst extra Posten für den großen Sportplatz abzustellen. Gestern wurde nach vielen Verhandlungen der große Sportplatz für das Lager II geöffnet. Der Befehl, ein Arbeitskommando zu stellen, wird von der gesamten Kompanie abgelehnt. – Auf unserer Baracke entsteht ein großer Disput über das Für und Wider. Wir sind uns alle klar darüber, daß wir nach drei Tagen Hunger diesen Befehl doch ausführen müssen. Denn über die Tätigkeit der Schweizer Vertreter sind wir uns klar darüber, daß sie im Sinne des Ami entscheiden. Die drei Lagerführer haben sich um 8.00 Uhr beim Oberst zur Aussprache angemeldet. Vom Kameraden Gondesen erfahre ich, daß sich um 8.00 Uhr zehn Mann zum Arbeitsdienst freiwillig gemeldet haben, und zwar vom Lager III sind es vier Mann und den anderen je drei Mann. Der Lagerführer hat der amerikanischen Führung zum Ausdruck gebracht, für die Sicherheit dieser Leute nicht garantieren zu können.

Freitag, 1. 9. 44

Am Abend um 20.00 Uhr fanden wir uns von der Kompanie im Speisesaal der 7. Kompanie zu einer Feierstunde anläßlich des 5. Jahrestages des

Kriegsbeginns zusammen. Wir erschienen alle in unserer Afrika-Uniform. Eine große Stille liegt über dem Raum. Am Kopfende sind die Nationalflaggen aufgespannt, dazu ein übergroßer Adler mit dem Spruch „Unser Glaube heißt Deutschland“. Das Streichquartett hat Platz genommen, die Lichter verlöschen, es ertönt das „Largo“ von Händel. Wir finden Zeit genug, um uns innerlich zu sammeln. Die ernstesten und feierlichen Töne sind verklungen. Es spricht der Kamerad Rosnow zu „Die Schlacht bei Salamis“. Wir hören von dieser ersten Seeschlacht der Weltgeschichte. Hier wurde der Ansturm der Perser gebrochen und die abendländische Kultur vor dem Untergang gerettet. Wie die Griechen am Sund von Salamis angesichts ihrer Frauen und Kinder in den Kampf gingen und wissen, daß sie alles verlieren oder auch gewinnen können. Daß nicht die Zahl der Feinde ausschlaggebend war. Die schwerfälligen Schiffe der Perser werden vernichtend geschlagen, und Xerxes zieht ab. – Es spricht der Kamerad Speitel anlässlich des 5. Jahrestages des Kriegsbeginns. Er läßt die Geschehnisse an unserem geistigen Auge vorüberziehen und kam auf die jüngsten Ereignisse zu sprechen, daß wir auch wieder in die Offensive gehen können. Wir hörten von den Erfolgen unserer Truppen bei Dorpat, wo in mehreren Tagen über 700 Geschütze und über 500 Panzer vernichtet wurden. Wir hören vom Rückzugsbefehl der Truppen auf den Westwall, weil dort erst die neue Geheimwaffe infolge ihrer furchtbaren Wirkung zum Einsatz kommen könne. Wir hören von der Feststellung im englischen Unterhaus, daß die Raketengeschütze nicht in Calais stehen, sondern in der Eifel. Hören weiter, daß in Schottland das Hauptmunitionslager und sechs weitere in die Luft geflogen sind. Man nimmt Fernzündung an. In einer kurzen Stille gedenken wir der Opfer, die an der Front und in der Heimat gebracht wurden, währenddessen das Quartett das Lied vom „Guten Kameraden“ spielt. Unterdrücktes Schluchzen hinter mir. Es wird einige Kameraden, die es besonders hart getroffen hat, doch sehr gepackt haben. – Der Kamerad schließt seine Ausführungen mit einem Sieg Heil auf Führer, Volk und Vaterland. Die Lieder der Nation beschließen die Feierstunde.

Montag, 11. 9. 44

Wir haben erfahren, daß heute die ersten „Brückenkopf-Gefangenen“ eintreffen werden. Im Laufe des Vormittags marschieren ca. 250 Mann ein. Für uns etwas Neues, jetzt auch das „Feldgrau“ zu sehen. Sie sehen im Vergleich zu uns sehr blaß aus. Sie machen sonst in ihrem Anzug einen guten Eindruck. Zu uns kommen sechs Mann zum Frühstück. Es sind alles Unteroffiziere. Ich habe heute zufällig Küchendienst und bin Zeuge ihrer ersten Berichte. Sie machen große Augen, als ihnen kalter Braten, Koteletts, Weißbrot in reicher Auswahl serviert wird. Im Grunde genommen können sie nur persönliche Erlebnisse wiedergeben und waren alle vom

„Bombenteppich“ mitgenommen worden. „Ja, wenn der nicht gewesen wäre!“ Am Nachmittag hängt alles am Zaun, denn sie kamen in das Lager III. Das Bild rundet sich ab. Auch an der Front hat sich der Verrat am Führer ausgewirkt. Es soll vorgekommen sein, daß Offiziere während der Angriffe übergelaufen sind. Man hört über den Fall von Cherbourg sehr Unrühmliches. Man hört, daß drei Tage vor der Invasion die gesamte Munition in Brest gesprengt werden sollte, es aber nicht ausgeführt wurde. Jetzt kämpft diese Festung heute noch. Wenn man hören muß, daß Urlauber in die kämpfende Linie geleitet wurden, und sie waren der Meinung, sich auf einem Rastplatz zu befinden. Am anderen Tag kamen die Amis und weckten die Kameraden zum Marsch in die Gefangenschaft! Ein großer Teil wurde erst im Monat August gefangengenommen. Alle sagen aus, daß die Franzosen Verrat größten Ausmaßes getrieben hätten, wie sie auch im Terror ihren Mann gestanden hätten. Wir erfahren, daß die meisten Kameraden seit Jahren in Frankreich gestanden hätten. Mein persönlicher Eindruck und auch meine eigene Erfahrung von 13 Monaten Frankreich-Aufenthalt, daß die gesamte Truppe vom jüngsten Landser bis hinauf zum General demoralisiert war. Frankreich hat mit seinen Huren eine Schlacht gewonnen. Ich erinnere mich der Aussage eines deutschen Truppenarztes, daß von der gesamten Truppe in Frankreich sich ständig ca. 150 000 in ärztlicher Behandlung (wegen Ansteckung) befanden. – Übereinstimmend wurde ausgesagt, daß die „HJ-Divisionen“ sich überragend geschlagen hätten! – Am Spätnachmittag rückten zu unserer Überraschung alte Kameraden vom Afrika-Korps ein. Wir wollten es nicht glauben, sie kamen aus Afrika. Sie waren 15 Monate in französischer Gefangenschaft. Viele von uns trafen alte Kameraden von ihren Einheiten wieder. Sie waren seinerzeit in Tunesien mit uns zur gleichen Zeit in Gefangenschaft geraten. Sie hatten aber das große Unglück gehabt, zu den Franzosen zu kommen. Was sie uns erzählten, war ein 15monatiges Martyrium gewesen. Sie waren in Französisch-Marokko, am Rande der Sahara, zum Bau der Wüsten-Bahn eingesetzt worden. Auf 1000 Mann starben 83 Mann an Unterernährung. Mit größter Schikane, grausamster Behandlung und schlechtester Kost wurden sie schlechter als Tiere gehalten. Wir waren erschüttert zu hören, wie man deutsche Soldaten zur letzten Ruhe getragen hatte. In einem Lumpen von Decke eingewickelt, wurden sie von Kameraden zum Friedhof getragen und unter präsentiertem Gewehr zur letzten Ruhe gebettet. Dabei zog man ihnen noch die Decke weg. Es war übrigens die erste Arbeit, rückten Kameraden in ein neues Lager ein, daß sie einen Friedhof anlegen mußten. Franzosen, die auf Grund eines Führer-Erlasses „Dieppe“ aus deutscher Kriegsgefangenschaft entlassen wurden, schikanierten deutsche Kameraden in Afrika bei 70°C (?) Hitze im Schatten. Hatten Kameraden das Pech, bestraft zu werden, trugen sie täglich sechs Stunden einen Sandsack von 30 Pfund im Nacken und mußten so ihre Runden drehen. Die Reitpeitsche, von Elsässern geschwungen,

half von Zeit zu Zeit nach, wenn der Schritt etwas langsamer wurde. Sendungen vom DRK wurden ihnen auch zugeteilt, aber wie. Die einen bekamen das Brot, die anderen die Butter, andere bekamen den Tabak, andere die Blättchen zum Drehen der Zigaretten, aber ohne Tabak. – Die Kameraden waren vom Essen überwältigt, das ihnen hier zum ersten Male aufgetischt wurde. Kameraden von 1,80 m hatten nur noch 94 Pfund am Körper. Wir alle haben nur einen Wunsch, einmal nach Hause zu kommen und die Herren Franzosen anzutreffen. Es wird da manche Rechnung noch beglichen werden müssen. Ein Schrei der Vergeltung wird sich Luft machen. Das können diese Bestien nie wieder gutmachen. Die jüngsten Ereignisse haben bewiesen, wie weit es mit unserer Gutmütigkeit gekommen ist. Der deutsche Michel lernt nie aus!

Von den „Brückenkopf-Leuten“ konnten wir aus England interessante Angelegenheiten erfahren. Dort teilte man die Gefangenen nach ihrer Landsmannschaft ein, so die „Ostmärker“, Sudetendeutsche, Schlesier usw. Man nahm Abstimmungen vor, ob sie für den Führer, gegen ihn oder neutral wären, doch damit hatten sie eine große Pleite erlebt. Es gab auch Schattenseiten, vorgelegte Verpflichtungsscheine zum Arbeiten wurden von einer großen Zahl unterschrieben. Scheinbar standen sie noch zu sehr unter dem Eindruck ihrer Gefangennahme. SS-Leuten drohte man mit Rußland, diese jedoch waren stark und ließen sich nicht einschüchtern. Es gab auch einige, die nach drei Tagen versuchten, einen Soldatenrat aufzustellen, diesen wurde aber „heimgeleuchtet“. Dasselbe, wie es zum Teil auch bei uns vorgekommen ist. Kameraden, die durch London gefahren wurden, wurden entweder die Augen verbunden, oder es wurden die Vorhänge in den Zügen vorgezogen. Einige konnten die VI fliegen sehen und das damit verbundene Geräusch hören. Das Verhältnis zwischen den Amis und Tommys ist dort sehr gespannt.

Samstag, 16. 9. 44

Gestern abend beim Schlafengehen kamen wir, mein Kamerad Erich G. und Speitel, noch ins Gespräch über die augenblickliche Lage. Speitel konnte uns aus vertraulichen Meldungen berichten, daß der Ami bei Aachen und bei Trier stünde.²² Aachen wäre bereits evakuiert, 309 Meilen wären sie noch von Berlin entfernt, wie der amerikanische Nachrichtendienst durchgab. 5000 deutsche Offiziere sollen erschossen worden sein, 350 000 deutsche Gefangene in Frankreich gemacht, Feldmarschall Kluge soll Selbstmord verübt haben. Der Kommentarsprecher Fritzsche soll im Rundfunk gesprochen haben, daß, wenn es schiefginge, das deutsche Volk keine Schuld träfe, lediglich dann die deutsche Wehrmacht. Die neuen deutschen Geheimwaffen wären bald da. Sie müßten aber erst in der Serienherstellung erzeugt werden. Das sind Nachrichten, die einem das Herz

fast abdrücken können. Was mag die West-Armee nur für eine Truppe sein? Was sagt die Heimat dazu? Das Ende wäre nicht auszudenken! Man muß sich die Opfer der Heimat vor Augen halten, im täglichen Bombenhagel eine Arbeit von 12 Stunden vollbracht zu haben. Demgegenüber soll es deutsche Soldaten im Westen gegeben haben, die vier Jahre dort in Saus und Braus gelebt hätten. Jetzt den Glauben noch zu behalten, ist ein schwierig Ding! Es können jetzt nur noch Wunder wirken, aber das ist ein billiger Trost.

Donnerstag, 29. 9. 44

Wir sind Zeuge der Ferntrauung des Kameraden Oberfeldwebel Siedemann. Das Theater ist durch die 6. Kompanie gefüllt. Es ist 9.00 Uhr, als Kamerad Siedemann mit dem Lagerführer und dem Kompanie-Führer den Raum betreten. Im Hintergrund der Bühne leuchten die Fahnen der Nation. Die Mitglieder des Orchesters haben Platz genommen. Vor ihnen steht ein kleiner Tisch, darauf steht das Porträtbild der Gattin, von Blumen geschmückt. Alle drei Kameraden nehmen vor dem Bild Platz. Der Musikleiter erhebt den Taktstock, ernste Musik ertönt. Kamerad Rosnow spricht Worte von Claudius über die Ehe. Weiter spricht Kamerad Speitel Worte des Führers. In kurzen Worten spricht Kamerad Oberwachtmeister Sickmann über die Bedeutung dieser Stunde, insbesondere für unseren Kameraden. Denn vor wenigen Stunden wurde in der Heimat die Ehe geschlossen, wie hier dieses Augenblickes gedacht wird. Nach weiteren Musikstücken spricht der Lagerführer die Glückwünsche des Lagers aus. Die Feier ist damit beendet.

Samstag, 14. 10. 44

Seit einigen Tagen gärt es wieder einmal im Lager. Unsaubere Elemente haben sich wieder entpuppt. Da erzählt man sich, daß ein Schiffskoch sich als Lump erwiesen hat. Dieser Mann hatte mit dem Ami Beziehungen aufgenommen und ließ sich am Morgen unter Bewachung abholen, nachdem er am Abend zuvor in einer Kompanie-Veranstaltung über nationalsozialistische Haltung gesprochen hatte! Ein anderer, ebenfalls aus dem Lager III, hatte dem Ami berichtet, daß die gesamte Lagerführung einen Druck ausüben würde auf die, die da arbeiten wollten. Ferner, daß deutsche Nachrichten in das Lager kämen. – Eben habe ich meinen Morgenspaziergang beendet, heute ist ja schulfrei, sehe ich zwei POW, ihren Seesack auf dem Rücken, mit einem Ami in Richtung auf das anliegende Arbeitslager gehen. Ganz empört wurde ich von Kameraden aus dem Nachbarlager III gefragt, von welcher Kompanie die Kameraden wären. Ich war ganz er-

staunt zu hören, daß sie aus unserem Lager kämen. Ich traf die Kompanie- und Lagerführer, diese stellten fest, daß die fraglichen POW aus der 5. Kompanie kämen. Es ist beschämend festzustellen, daß in dieser Notzeit sich die unsauberen Elemente von uns lösen. Mögen sie einst in der Heimat ihren Richter finden. Heute beim Frühstück wurde uns ein politischer Bericht aus der Heimat verlesen, der in einem Päckchen den Weg zu uns gefunden hatte. Er war vom April 1944 und zeigte uns die Kriegsziele auf, die Absichten der Feinde und ihre Vorbereitung. Er gab uns die Gewißheit, daß in der Heimat alles getan werde, um diesen Verteidigungskrieg siegreich zu beenden.

Amerikanische Abendmeldungen brachten gestern, daß laut Berlin die Russen die ostpreussische Grenze überschritten hätten. Tilsit wird von russischer Artillerie beschossen, Aachen soll bis zur Hälfte von den Amis besetzt worden sein.²³ Weiter tobt eine heftige Schlacht bei Metz. Wir können nur hoffen, daß wir diesen Winter gut überstehen.

Dienstag, 24. 10. 44

Es ist ein sonniger Oktobertag. Ich sitze vor der Baracke und lese gerade das Buch „Der Gefangene des Padscha“. – Hornsignale ertönen, es ist das Zeichen der bevorstehenden täglichen Flaggenparade, die hier die Amis feierlich vornehmen. Es ist 16.50 Uhr, als nach dem Hornsignal eine Walzermelodie erklingt, ich traue meinen Ohren nicht, es ist nicht zu glauben, eine Großlautsprecheranlage überträgt den „Kaiserwalzer“ von Johann Strauß. Diese unsterblichen Klänge sollen nun beim Heraustreten der Wachmannschaften die Zeit bis zur Flaggenparade um 17.00 Uhr verkürzen. Ich stehe am Tor und bin wohl ungefähr 250 m von dieser Zeremonie entfernt. Mit den letzten Klängen des Walzers haben die Mannschaften Aufstellung genommen. Es tritt eine kurze Pause ein. Drei Mann haben am Flaggenmast Aufstellung genommen, zwei Offiziere stehen vor der Front der angetretenen Abteilung. Ein kurzes Hornsignal, Kommandos ertönen, die Offiziere und Mannschaften ohne Gewehr grüßen durch Handanlegen an die Kopfbedeckung. Jetzt ertönt durch den Lautsprecher eine feierliche Melodie, und die Flagge wird langsam eingeholt, das erstreckt sich auf einen Zeitraum von ca. drei Minuten, und das alles wurde durch einen deutschen Walzer eingeleitet. Als wenn alles auf diesen Augenblick gewartet hätte, strömen nun die weiblichen Angestellten aus dem Hauptquartier. Mädchen in heller Kleidung, einen leichten Mantel über dem Arm. Links von den Wirtschaftsräumen oder Schuppen kommen deutsche Soldaten. Für uns sind es die „Überläufer“, die sich unter dem Schutz der Amis in das Arbeitslager begeben haben. Sie haben ihre tägliche Arbeit beendet und rücken in ihre Unterkünfte ein, nachdem sie sich einer körperlichen Untersuchung an der Wache unterzogen haben. Ich

zähle 16 Mann. Sie haben es vorgezogen, „ehe es zu spät ist, zum Ami überzuwechseln“. Täglich rauchen sie ihre dicken Zigarren oder Zigaretten ohne Einschränkung und haben ihr tägliches Bier (eine Flasche). Für uns bedeutet das nur Köder unter Ausnutzung der menschlichen Schwächen. Wir verzichten auf diese materiellen Genüsse und bleiben uns und unserem Vaterland treu, wenn auch alles zur Zeit dagegen spricht.

Donnerstag, 9. 11. 44

Zum heutigen Gedenktag wurde die vorgesehene Feierstunde vom Lagerkommandanten verboten und zum Arbeitstag erklärt. Der Lagerführer hat einen Aufruf erlassen, auf Grund des heutigen Tages im Gedenken an die Heimat eine namhafte Spende zu opfern. Auf den Schreibtischen liegen Einzeichnungslisten aus, die das DRK beauftragen sollen, die gezeichneten Beträge dem WHW²⁴ zu überweisen. Am Vormittag trage ich meinen Betrag von 200,- RM ein. Die bisherigen Beträge belaufen sich im Durchschnitt alle über 100,- RM. Höchstbeträge waren 1000,- und 5000,- RM. Die Feierstunde soll am 12. 11. 44 getarnt durchgeführt werden. Im Lager III wurde über die Lagerstraße hinweg an einem Leitungsdraht eine Hakenkreuzflagge befestigt. Wenig später wurde sie vom Ami heruntergeholt. Kurz vor Mittag fuhren vier Lkw mit Bewachung in das Lager III vor die Küchen und holten sämtliche Verpflegung heraus. Das gesamte Lager wurde auf Wasser und Brot gesetzt, weil sie es abgelehnt hatten, heute zu arbeiten, und das Werkzeug nicht abgeholt hatten. Wir arbeiteten zwar auch nicht, hatten aber das Werkzeug geholt und taten so, als ob wir arbeiten würden.

Sonntag, 12. 11. 44

Um 10.00 Uhr haben wir uns zu einer Feierstunde im Theater zusammengefunden. Der Sprecher Kamerad Speitel gedenkt in wenigen Worten des 9. November. Wir gedenken der Gefallenen der Bewegung und der des Krieges. Die Kapelle spielt das „Lied vom guten Kameraden“. Nachträglich erfahren wir, daß im Reich ebenfalls die Feier für die Gefallenen des 9. November am heutigen Tage durchgeführt wurde und der Volkssturm von insgesamt einer Million vereidigt wurde. Es wurde eine Proklamation des Führers vom Reichsführer Himmler verlesen. Hierin kam zum Ausdruck, daß das deutsche Volk zu jedem Opfer bereit sein müßte. Er, der Führer, werde das deutsche Volk zum Endsieg führen. Das Schweigen des Führers hatte einen großen Verleumdungs-Feldzug der feindlichen Presse zur Folge, unter dessen Wirkung wir auch zu leiden hatten. Der Nachrich-

tendienst gab durch, daß der Führer schwer erkrankt sei, einige Sender meldeten, er sei gelähmt, einige andere, er wäre wahnsinnig geworden.

Montag, 22. 1. 45

Gestern abend, bereits nach dem Zapfenstreich, kamen weitere Nachrichten von der Ostfront durch den Rundfunk. Es waren wahre Hiobsbotschaften! Es mag wohl 22.30 Uhr gewesen sein, als mir gegenüber Kamerad Speitel und Hein sich im Flüsterton unterhielten, doch laut genug, um es zu verstehen. So sollen die Russen 33 Meilen SW vor Königsberg stehen, nach Insterburg die Artillerie hineinschießen, Tannenberg genommen und die Russen vor Allenstein stehen. Bei Oppeln die schlesische Grenze in einer Front von 50 Meilen überschritten worden sein. Tilsit von uns aufgegeben sein. Ich glaubte, mir sollte das Herz stehenbleiben, so ungeheuerlich war das, was ich vernehmen mußte! Unfaßbar, und doch muß es stimmen. Ich kann es nicht glauben, nie, daß wir den Krieg verlieren, nie, daß unsere Fronten zusammenbrechen, es wäre ein Schrecken ohne Ende! Das alles mag mir wohl durch den Kopf gegangen sein, an Schlaf war nicht zu denken, Stunden vergingen, und ich wälzte mich von einer Seite auf die andere. Warum muß ich diesen schrecklichen Weg durch die Gefangenschaft gehen, das habe ich mich wohl schon oft gefragt. Es ist eine nervenaufreibende Zeit, daß man kein Ende absehen kann. Doch was nützt das alles, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, wo der Verstand aufhört, fängt der Glaube an.

Freitag, 20. 4. 45

Vor dem Frühstück wird ein Appell des Lagerführers verlesen. Er gedenkt in packenden Worten des Geburtstages des Führers, gedenkt des tapferen Kampfes unseres Volkes und ruft die Schwachen auf, sich an ihnen ein Vorbild zu nehmen. Die Starken aber weiter fest im Glauben an das eigene Volk zu bleiben, in der festen Gewißheit, daß das deutsche Volk am Ende doch siegen werde. Der Aufruf schloß mit einem „Sieg Heil“ auf den Führer.

In den Mittagsnachrichten hören wir, daß in den beiden ersten Tagen der russischen Offensive fast 800 Panzer abgeschossen wurden. Erstmals wird ein Vorstoß der Amis auf Dessau gemeldet. – Gegen 21.30 Uhr geht im gesamten Lager plötzlich das Licht aus. Schlagartig war in jede Baracke ein Posten gegangen und drehte die Sicherung aus. Es wurden sämtliche Kameraden, die sich auf der Lagerstraße befanden, in die Baracken geschickt. Mit Scheinwerfern, Holzknüppeln und Maschinenpistolen traten die Posten in Erscheinung. Bei uns auf der Baracke waren zwei Talglücker angesteckt worden. Da kamen auch schon mehrere Posten unter Führung eines deutschsprechenden Soldaten in unsere Baracke. „Gehen Sie sofort ins Bett!“ ertönte es in akzentfreiem Deutsch.

Freitag, 27. 4. 45

Am heutigen Tage wurde vom amerikanischen Kommandanten Saxone befohlen, daß ab sofort der „Nazi-Gruß“ verboten sei. Es ist ab sofort nur noch der militärische Gruß anzuwenden, das gilt auch beim Grüßen untereinander. Bei der Morgenzählung wurde dieser Befehl durch den deutschen Lagerführer verlesen, und es wurde von ihm gefragt, wer sich gegen diesen Befehl stellen will. Es trat niemand vor. Das Teillager II hatte entgegen der Empfehlung der Lagerführer diesen Befehl verweigert. Es wurde daraufhin die gesamte Verpflegung aus den Küchen abgeholt und das gesamte Lager auf „Wasser und Brot“ gesetzt. Die gesamte Lagerführung einschließlich Dolmetscher und Kompanie-Führer wurden in Untersuchungshaft gesetzt. Man spricht davon, daß sie vor das Kriegsgericht kommen sollen, wahrscheinlich wegen Anstiftung zur Meuterei.

Donnerstag, 3. 5. 45

In einer Ortszeitung aus Texas konnte ich heute lesen, daß der Führer den „Soldatentod“ gefunden habe im Kampf gegen den Bolschewismus. Es heißt weiter, daß Großadmiral Dönitz am 30. 4. 45 vom Führer zu seinem Nachfolger bestimmt wurde.²⁵ Der deutsche Rundfunk meldete am 2. 5. 45 über den Sender Hamburg wörtlich: Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, daß gestern nachmittag der Führer im Kampf um die Reichskanzlei den Tod gefunden habe. Diese Worte kündete ein Trommelwirbel an, Musik von Wagner beschloß diese Meldung. – Kurze Zeit darauf sprach Großadmiral Dönitz zum deutschen Volk, u. a. daß er das deutsche Volk führe und der Kampf gegen den Bolschewismus weitergehe. Er fordert die deutschen Soldaten auf, weiter ihre Pflicht zu tun. Die Nationalhymnen beschlossen diese Ansprache. Es heißt weiter, daß der russische Rundfunk meldet, daß dies ein großer Trick der Nazis sei. Der Führer sei geflohen und leite den Untergrundkrieg. – Wir alle sind in ernster und gefaßter Stimmung. Wir glauben nun, daß wir eines Tages mit den Amerikanern und den Engländern gegen den Russen kämpfen werden.

Montag, 7. 5. 45

Worte vermögen es nicht zu sagen, was wir empfinden zu wissen, daß unser Vaterland diesen Zweiten Weltkrieg verloren hat. Zu wissen, daß man als Einzelschicksal vor einem Nichts steht! – Meine Gedanken sind mehr denn je zu Haus, was mögen meine Eltern, was mögen die Schwestern machen? Wie werden sie alles überstanden haben? Ich selbst befürchte das Schlimmste.

Dienstag, 8. 5. 45

Der Kommandant gibt in einer Proklamation bekannt, daß es keine deutsche Wehrmacht und keine nationalsozialistische Regierung mehr gibt.²⁶ Wir sind allen Verpflichtungen entbunden. Bis um 16.30 Uhr verlangte der Kommandant eine Meldung, wieviel Prozent bereit sind, eine Arbeitsverpflichtung einzugehen. In einem diesbezüglichen Befehl erkennt er unsere Haltung an, bisher von unserem Recht Gebrauch gemacht zu haben. Jetzt, da wir nun allen Verpflichtungen entbunden sind, gibt es für uns nur noch die Wahl, hier zu arbeiten und damit für unsere Heimat, für die Amerika Verpflegung und Bekleidung liefern müsse! Von 325 Mann verweigerten 15 Mann eine Arbeitsverpflichtung.

Mittwoch, 9. 5. 45

Ich habe mich entschlossen, mich mit dem Kameraden Greif als Kraftfahrer zu melden, und wir wollen versuchen, zur Handelsmarine zu kommen.

Freitag, 11. 5. 45

Die Verpflegung ist in den letzten Tagen äußerst knapp geworden. Zum Abendbrot gab es Kartoffelsalat und fünf Scheiben Brot, eine Apfelsine und Kaffee. Der Kommandant hat auf eine Anfrage erklärt, daß auch die Amerikaner gekürzt worden sind, da z. Z. Transportschwierigkeiten herrschen. Von z. Z. herrschenden Streikbewegungen spricht man nicht.

Sonntag, 13. 5. 45

Heute habe ich eine Arbeitsverpflichtung auf 90 Tage unterschrieben, und zwar zur Handelsmarine und als Kraftfahrer.

Samstag, 19. 5. 45

Nach zweimaliger Rücksprache des Lagerführers beim Kommandanten wegen der z. Z. sehr schlechten Verpflegung wurde diesem erklärt, daß er keinen Einfluß auf die Zusammensetzung habe. Das sei „von oben“ festgesetzt. Er werde aber bei passender Gelegenheit darüber vorstellig werden. – Solange wie wir jetzt in den USA sind, haben wir noch nie so viel Hunger gelitten wie jetzt.

Freitag, 25. 5. 45

Am Vormittag erhielten wir Formulare mit der Aufforderung, daß wir uns zu einer Versetzung in jedes Lager und zu jeder Arbeit zu denselben Be-

dingungen wie für Mannschaften verpflichten. Frist war 12.30 Uhr. Bis zu dieser Zeit hatten etwa die Hälfte aller unterschrieben. Daraufhin kam vom Oberst die Genehmigung, daß die übrigen das Formular nach ihren Wünschen abändern können. Fritz Greif und ich entschlossen uns gegen 17.00 Uhr, davon Gebrauch zu machen, und verpflichteten uns zu einer 90tägigen Arbeit. Am Montag soll ein Transport von ca. 750 Mann erfolgen. Man spricht von Arizona, Bewässerungsarbeiten.

Auf jeder Baracke wurden fünf Hefte mit Aufnahmen von der amerikanischen und britischen Armee aus deutschen Konzentrationslagern und von den vorgefundenen Tatsachen aufgelegt. Wir wurden stark beeindruckt.

Sonntag, 27. 5. 45

Am Vormittag kam unsere Versetzung heraus. Wir werden nach dem Camp Florence [Arizona] am Montag in Marsch gesetzt. Unser beider Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Fritz Greif bleibt hier, ich bin dabei. Leider sind so unsere Pläne nicht in Erfüllung gegangen.

Montag, 28. 5. 45

Der Zeitpunkt ist gekommen, da es heißt, Abschied zu nehmen. Den Vormittag habe ich noch mit Fritz Greif verplaudert. Leider ist unser Wunsch, zusammen versetzt zu werden, nicht in Erfüllung gegangen. In den 37 Tagen, da wir zusammen waren, haben wir uns in tiefer Freundschaft gefunden. – Jeden Abend saßen wir noch nach dem „Zapfenstreich“ auf unserem Hocker hinter der Waschbaracke. Vor uns schimmerten in weiter Ferne die Lichter von Brady. Direkt vor uns aber zogen die Kameraden zu nächtlicher Stunde ihre Runden. In dieser Stunde von 22.00 bis 23.00 Uhr aber gingen unsere Gedanken zurück in die Heimat. So rollten unsere verlebten Jahre vor unserem geistigen Auge ab. Dann konnten wir wohl für diese Zeit vergessen, daß wir hinter Stacheldraht saßen. – Wir mußten annehmen, daß Fritz Greif wegen seiner Arbeitsunfähigkeit, auf Grund seiner schweren Verwundung nicht mitkam. So habe ich einen guten Freund und Landsmann aus meiner Heimat verloren. Wie Fritz Greif mir versicherte, will er nun versuchen, ausgetauscht zu werden. Einen Tag zuvor bekam er von seinem Mädels, Erika Lange, der Tochter von Lehrer Lange, seinen ersten Brief. Ich konnte mich überzeugen, daß die Zeilen von einem fabelhaften Charakter geschrieben worden waren. Wir haben gegenseitig Bilder ausgetauscht, und sie sollen für uns Erinnerung bleiben an den Tag, da der Zufall uns zusammenführte und wieder auseinanderriß. – Wir stehen abmarschbereit. Wir haben uns verabschiedet, viel haben wir uns nicht zu sagen. Wir wünschen uns gegenseitig alles Gute. Wann werden wir uns wiedersehen? Unser Abmarsch zum Bahnhof verzögert sich,

da jeder einzelne mit seiner Kennkarte von einem Offizier verglichen wird.

Wir nehmen Abschied von liebgewordenen Kameraden wie: Heinz Peters (Dipl.-Ing.), Karl Huber, Herbert Wallmeier, J. Paulsmeier, Herbert Ollendorf und Udo Geßner.

Wie immer müssen wir unseren Seesack vor das Lagertor tragen, von dort soll er mit Lkw zum Bahnhof transportiert werden. Bisher konnte ich meine heißumkämpfte Kamera heil durchbringen, um sie vor der Beschlagnahme zu retten. Bange Minuten hatte ich vor mir. Keine Seele wußte, ob wir wieder gefilzt werden. Mit meiner bisher erfolgreichen Taktik ging ich wieder als einer der letzten zum Tor hinaus. Am Ende der „Filzung“ wurden die Amis ruhiger und langsam müder bei einer Temperatur von über 30 °C im Schatten. – Als ich das Lagertor passierte, sehe ich rechter Hand einen großen Haufen Seesäcke liegen. Kurz entschlossen werfe ich meinen Sack hinzu und schließe mich den anderen Kameraden an. Doch da werde ich von einigen Kameraden angemostert, mich vor der „Filzung“ nicht zu drücken. Wenn die um mein Geheimnis wüßten. Jetzt erst werde ich gewahr, daß auf dem Rundweg die Kameraden in einzelnen Abständen ihren Seesack ausleeren mußten. Weiter bemerkte ich blitzschnell, daß die gefilzten Kameraden mit ihrem Seesack in einem Fünfer-Block antreten mußten und einzeln abgehakt wurden. Ich handelte wieder sehr schnell und stellte mich in die Fünfer-Gruppe. Ich erwischte einige Kameraden von meiner Baracke, die von meinem Geheimnis wüßten. Ich machte meinem Kameraden Udo Geßner durch Zeichen klar, daß mein Seesack bereits auf dem Haufen liege. In der Marschgruppe wurden wir, mit unserem Sack vor uns aufgestellt, einzeln von einem Offizier auf einer Namensliste abgehakt. Udo Geßner schaltete schnell. Auf mein Zeichen, als sein Namen abgehakt wurde, rückte er im Zeitlupentempo einen Schritt nach links und ließ dabei seinen Sack stehen. Als der Offizier meinen Namen in der Liste suchte, machte ich einen Schritt nach links und stand so vor seinem Sack. Alles O.K., sagte der Offizier. Unsere Fünfer-Rotte machte links um und marschierte in der Reihe zum Abwurfplatz. Vier Mann mit Sack, ich in der Mitte der Reihe „ohne“, ob ich wohl auffallen werde? Doch niemand merkte etwas. Erhöhter Pulsschlag. Ich hatte es wieder einmal geschafft!

Gegen 19.00 Uhr erreichten wir nach einer halben Stunde Marsch das Abstellgleis für unseren Sonderzug. Die Presse von Brady hatte berichtet, daß 750 Unteroffiziere sich zur Arbeit verpflichtet hätten. Zu unserem Erstaunen finden sich etwa zwanzig Autos ein, in der Mehrzahl mit weiblichen Personen besetzt. Wir bestiegen unsere Abteile. Doch wir können noch lange warten, denn erst um 21.15 Uhr fuhr der Zug an.

Mittwoch, 30. 5. 45

Um 6.40 Uhr haben wir in Tucson einen längeren Aufenthalt. Es ist die

bisher größte Stadt, die wir passiert haben. Auf einem Nebengleis hält ein Zug. In der Mehrzahl von Soldaten besetzt. Links neben uns auf einem Nebengleis steht ebenfalls ein Zug. Wir können genau in das Abteil eines Speisewagens hineinschauen. Zivilisten und Soldaten sitzen bei ihrem Morgenfrühstück, das aus einem Setzei und geröstetem Brot besteht. Weiß gekleidete Neger bedienen die Gäste. Auch die lieben Amis müssen beim Zahlen ihre Marken überreichen. Uns würdigt man keines Blickes. Wir sind ja deutsche Kriegsgefangene. Gegen 9.00 Uhr erreichen wir unser Ziel, das Lager Cortaro (Arizona), es ist ein Nebenlager von Florence. Mit gemischten Gefühlen standen wir auf einem Nebengleis und warteten, bis unsere Seesäcke ausgeladen waren. Wie wird unser Lager aussehen, werden wir hier zur Arbeit eingesetzt und was für welche? Es waren viele Fragen, die ihrer Erfüllung warteten. – Wir haben uns zum Abmarsch formiert und marschieren auf einem Landweg. Unsere Neugier sollte bald befriedigt werden. Von weitem sehen wir die Spitzen von einer Zeltstadt aufleuchten. Wir sind restlos bedient. Zu beiden Seiten der Straße sehen wir weite Baumwollfelder, das wird wohl unsere künftige Arbeit sein, sind unsere Gedanken. Nach einem dreiviertelstündigen Marsch erreichen wir das Lager. Der Lagerführer, ein Oberfähnrich, empfängt uns und läßt uns in der bisherigen Kompanie-Einteilung weiter bestehen. Er gibt uns bekannt, daß wir nach 7 bis 10 Tagen in Kompanie-Stärke zur endgültigen Arbeitsstelle versetzt werden. – Schnell haben wir unser Zelt bezogen, ein Hauszelt mit acht Mann belegt. Jetzt warten wir, was wir zum Mittag auf den Teller bekommen werden.

Unser Lager befindet sich auf einer Hochfläche von ungefähr 1200 Meter. Rings um uns herum ziehen sich die Berge entlang. Sie mögen eine Höhe von ca. 2500 Meter haben. Die Hitze ist hier ziemlich stark. In den Zelten kann man es nur für eine kurze Zeit aushalten, oder man sucht sich ein schattiges Plätzchen hinter dem Wachgebäude. Doch das haben auch schon andere entdeckt, und so muß man anstehen. Doch bereits gegen 18.00 Uhr wird es erträglich, dann scheinen die Grate und Höhen in klarer Sicht. Im Westen jedoch scheinen die Berge als dunkle Silhouette gegen den hellen Himmel, wenn die Sonne hinter den Bergen verschwunden ist. – Tagsüber erdröhnt die Luft von Motorengeräusch. Unzählige Flugzeuge befinden sich in der Luft. Im NW befindet sich ein Militärflugplatz. Des Nachmittags aber schlägt der Wind um und kommt aus Westen, das bedeutet nichts als Sandstürme. Auch daran haben wir uns gewöhnt. Es ist ganz so, wie wir es in Afrika erlebt hatten. Das Wichtigste aber, die Wasserfrage und das Essen, ist zu unserer Zufriedenheit gelöst. Mittags gibt es einen Salat, eine Milchsuppe, ein halbes Weißbrot und einen Apfel. Zum Abendbrot gibt es entweder Bohnensuppe, Haferbrei oder Pellkartoffeln mit einem Hering, dazu jeweils Kaffee. Des Morgens wieder Haferbrei und ein Viertel Brot und Erdnußbutter für eine Scheibe Brot. Es reicht aus, um satt zu werden.

Freitag, 1. 6. 45

Am Vormittag kamen Amis von Florence und prüften unsere politische Gesinnung. Zuvor unterschrieben wir wieder einmal eine Verpflichtung auf 90 Tage zur Arbeit, mit Wirkung vom 1. 6. 45. Anschließend wurden wir an einzelne Tische gerufen und kurz verhört. Nach harmlosen Fragen über die Zugehörigkeit zu welchem Truppenteil bzw. Wehrmachtteil (Heer, Marine und Luftwaffe) erfolgte die Frage von einem Sergeant in Frankfurter Dialekt, wie meine politische Einstellung sei. Ich sagte, daß ich ein anständiger deutscher Soldat sei mit einer deutschen Gesinnung. Auf die Frage, wie es mir in Deutschland gegangen sei, antwortete ich: „Nicht schlecht.“ O.K. war die Antwort. Mit einem schnellen Blick konnte ich feststellen, wie der Ami auf seinem Formblatt von drei Wahlmöglichkeiten – Demokrat/Nazi/Weder noch – das Wort „Nazi“ unterstrich. Somit wurde ich, obwohl ich keiner Organisation angehörte, außer der „Deutschen Arbeitsfront“²⁷ während meiner Ausbildungszeit bei der Sparkasse, zum „Nazi“ abgestempelt!

Freitag, 8. 6. 45

Am Abend breitete es sich mit Windeseile aus, daß morgen Versetzungen stattfinden sollen. Wir sind neugierig, ob wir auch dabei sind. In den Abendstunden kommt die Versetzungsliste heraus. Wir stellen fest, daß es alle Kameraden sind, die bei der „Gewissensprüfung“ zum „Nazi“ abgestempelt worden waren. Von unserem Zelt sind dabei: Karl Hauger, Walter Ohlendorf und ich selbst. Es geht nach dem Staat Idaho, an der Grenze von Kanada. Jetzt sind wir uns im klaren, daß wir nach dem Norden kommen und eine interessante Fahrt vor uns haben werden.

Samstag, 16. 6. 45

Gegen 13.30 Uhr treffen wir im Fort Shaw (Montana) ein. Es liegt etwa 25 Meilen von Great Falls entfernt. Wir fahren mit acht Lkw durch die Stadt. Sie macht einen sauberen Eindruck. Die Straßen sind mit parkenden Autos angefüllt. Fort Shaw ist eine kleine Siedlung. Es stehen hier etwa zehn Häuser, zum Teil verfallen. Wir sollen hier auf den umliegenden Farmen zum Zuckerrübenziehen eingesetzt werden. Untergebracht werden wir in einem Schulgebäude, im Turnsaal, und in acht Zelten mit je sechs Mann belegt. Wir liegen in einer herrlichen Lage. Rings von Hochflächen umgeben. Im Westen zieht sich das Felsengebirge hin, dessen Spitzen noch mit Schnee bedeckt sind. Hohe Pappeln, dichter Rasen, Vogelgezwitscher lassen uns den niedrigen Stacheldrahtzaun übersehen. Ein Captain, ein Oberleutnant und 40 Mann Bewachung sind für uns 234 Mann aufgebo-

ten. Am kommenden Montag soll es mit der Arbeit losgehen. Es sollen Gruppen von 15 bis 20 Mann gebildet werden.

Sonntag, 17. 6. 45

Es muß sich herumgesprochen haben, daß sich hier im Fort Shaw deutsche Kriegsgefangene, deutsche Soldaten des Afrika-Korps, befinden. Den ganzen Tag fahren Autos vor, bis auf den letzten Platz besetzt. Es war ein herrlicher Tag. Am Vormittag waren wir mit unserer Wäsche beschäftigt. Am Nachmittag standen wir vor dem Schulgebäude und sahen uns das Auffahren der Fahrzeuge mit an. Für uns wie auch für die Besucher etwas Neues. Man kam sich vor wie an einem Sonntag im Zoo. Dort kommen die Zuschauer auch mit Kind und Kegel, um sich die wilden Tiere anzusehen, so kamen wir uns auch vor. Die „Ladies“ natürlich durchwegs kräftig geschminkt. – Morgen beginnt unser erster Arbeitstag!

Montag, 18. 6. 45

Wir haben uns in einer Arbeitsgruppe von 20 Mann zusammengefunden und haben nun den ersten Arbeitstag hinter uns gebracht. Zuckerrüben verziehen war unsere Tätigkeit. Um 7.00 Uhr wurden wir von den Farmern abgeholt, denen wir zugeteilt waren. Nach einer zwanzigminütigen Fahrt erreichten wir unsere Arbeitsstelle. Das Grundstück selbst bestand nur aus einem Sommerhaus und zwei schäbigen Schuppen. Sonst alles in einem sehr verwahrlosten Zustand. Jeder von uns bewaffnete sich mit einer Rübenhacke am kurzen Stiel. Er hatte die Länge von 30 cm, das entsprach dem Maß für den Pflanzenabstand. Die Arbeit bestand darin, mit einem Schlag alle Pflanzen wegzuschlagen, so daß immer nur eine Pflanze im Abstand von 30 cm von der anderen stehenblieb. Oft mußte man mit der linken Hand eine oder zwei Pflanzen „nachziehen“, daher spricht man auch vom „Rübenverziehen“. – Nach einer achtsündigen Arbeitszeit hatten wir etwa $3\frac{1}{2}$ acre verzogen. Gegen 17.15 Uhr erreichten wir unsere Unterkunft. Jeder von uns klagte über Kreuzschmerzen.

Dienstag, 19. 6. 45

Nichts als Kreuzschmerzen! Das eigentliche Arbeitspensum soll sich nach den ersten zwei Tagen auf 10 acre pro Gruppe erhöhen, das soll die Hälfte sein, was die Zivilisten arbeiten. Schon jetzt kann man sagen, das kann von uns nie erreicht werden. Im Akkord wird für den Tag 12 \$ gezahlt und dabei ein acre verzogen. – Wir haben heute ein „Arschloch“ von Posten erwischt. Den ganzen Tag blieb er beim letzten Mann der Gruppe. In der siebten Stunde, als wir uns mühsam durch die Reihen schlugen oder schlepten, trieb er uns mit einem kräftigen Fluch an. – Beim Einschlafen

sah ich nur Reihen von Zuckerrüben vor mir und gab mir Mühe, mit jedem Schlag nur eine Pflanze stehen zu lassen.

Freitag, 22. 6. 45

Heute hat uns der Farmer John Walt, der Schweizer, angenehm überrascht. Zum Mittag bekamen wir eine Weißbrotschmitte mit Butter und zwei Scheiben Leberwurst sowie ein Stück Nudeltopfen. Er ist mit unserer Arbeit sehr zufrieden. Inzwischen hat es sich herausgestellt, daß die vielgerühmten Mexikaner auch nicht mehr arbeiten als wir und nicht solch eine gute Arbeit liefern. – Interessantes erfahren wir aus der Presse, demnach kostet ein Pferd nur 10 bis 15 \$, ein Dutzend Eier nur 0,30 \$!

Samstag, 21. 7. 45

6.00 Uhr Idaho Falls – 11.00 Uhr Minidoka. Wir sehen nur Steppe! Höhe: 4280 feet. Gegen 13.30 Uhr erreichen wir das Lager Fort Rupert, das nach halbstündiger Fahrt von der Stadt in einer weiten Grassteppe liegt. Als wir aussteigen, hören wir wildes Hundegebell. Die Posten haben zwei Schäferhunde mitgebracht. Ein uns fremder Captain benimmt sich äußerst gemein. Beim Zählen springt er mehrmals in die Rotten und versetzt Kameraden Faustschläge. Beim Marsch in das Lager müssen wir im Gleichschritt marschieren. Die Filzung findet in einer Baracke statt. Es werden uns die deutschen Uniformstücke abgenommen. Sie werden mit Namen versehen, und wir sollen sie beim Verlassen des Lagers wieder erhalten. Als wir in der „Filzbaracke“ in einer Linie vor unseren Seesäcken stehen, fing ein besonders eiliger Ami bei mir an. Er mußte aber abrechen, da der später eintretende Sergeant befahl, daß an der Gegenseite mit dem „Filzen“ zu beginnen ist. Diesen Wirrwarr nutzte ich mit dem Bluff aus, daß ich am Ausgang erklärte, daß ich bereits „gefilzt“ worden sei. So bekam ich wieder einmal meine geliebte Kamera durch. – Ein fragwürdiger Dolmetscher übersetzt eine Anordnung des Lagerführers. Wir erfahren, daß wir uns in einem Straflager befinden. Warum weiß kein Mensch. Der deutsche Führungsstab ist vom Ami eingesetzt worden. Bis Kriegsende war es erwünscht, daß das Führungspersonal von uns gewählt wurde. Von dortigen Kameraden werden wir gewarnt, keinem über den Weg zu trauen. Es herrscht eine gedrückte Stimmung. Der „deutsche“ Kompanieführer stellt sich vor, ohne seinen Namen zu nennen. Bei Verstößen droht er uns mit Arrest. Ich glaube, daß es ein Pole ist. Er soll angeblich ein Russe sein, der sich 18 Monate lang in deutscher Gefangenschaft befunden haben soll.

Montag, 23. 7. 45

Seit heute werden wir alle an einem täglichen Pflichtunterricht in Englisch teilnehmen. Seit heute ist es bei Strafe verboten, irgendein deutsches Uniformstück im persönlichen Besitz zu haben. Selbst Achselstücke sind eingeschlossen. – Die Gesamtheit der Kompanie ist im täglichen Arbeitsdienst eingeteilt. Es wird die stumpfsinnigste Arbeit verrichtet, die man sich vorstellen kann. Man sieht Bilder, bei denen man annehmen könnte, daß man sich in einem Irrenhaus befinden würde. Da sieht man zwei Mann, jeder mit einem Besen bewaffnet, stundenlang die Straße auf und ab marschieren, indem sie den Besen hinter sich herziehen, um so die Straße zu fegen. Ich selbst bin mit einem Kameraden zum Fensterputzen eingeteilt. Ich sitze rittlings auf der Fensterbank und putze einen halben Tag lang eine Fensterscheibe im Speisesaal. Anderntags müssen wir die letzten Kieselsteine suchen, um Entwässerungsgräben damit auszulegen.

Freitag, 27. 7. 45

Urpötzlichliche Verlegung. So stimmen wohl doch die Gerüchte, daß man uns aus Versehen hier ausgeladen hat.

Gegen 13.30 Uhr befinden wir uns auf der Durchfahrt (mit der Bahn) in Minidoka – gegen 14.30 Uhr durchfahren wir Shoshone. Im Zug herrscht eine unheimliche Hitze. – Wir durchfahren eine endlose Buschsteppe. – 16.40 Uhr Montains Home – 18.15 Uhr Nampa. Die Nacht hindurch fahren wir durch ein Gebirge.

Samstag, 28. 7. 45

7.15 Uhr The Dalles. Seit den frühen Morgenstunden fahren wir durch eine interessante Flußlandschaft. – 9.30 Uhr Portland – 10.45 Uhr Vancouver – 13.00 Uhr Contralia, hier sehen wir große Sägewerke. Seit den Morgenstunden sind wir durch ausgedehnte Tannenwälder gefahren. Gegen 13.30 Uhr befinden wir uns an einem großen See. – 15.00 Uhr erreichen wir Seattle. Fahrzeuge erwarten uns bereits am Bahnhof. Wir befinden uns in einer Millionenstadt. Es herrscht ein starker Fahrzeugverkehr in der Stadt. Ein Kradmelder fährt voraus und gibt ein Sirengeräusch von sich. Nach kurzer Fahrt erreichen wir ein großes Truppenlager, das unmittelbar an der Meeresbucht (Pouget Sound) auf einer Höhe liegt. Die Stadt selbst erstreckt sich zu beiden Seiten der umliegenden Höhen. Die Hoffnung, daß wir in guten Baracken Unterkunft finden würden, hat sich als Trugschluß erwiesen. Mit je vier Mann beziehen wir ein amerikanisches „Hauszelt“. Von innen durch ein Holzgerüst versteift. Die Seitenwände in halber Höhe ebenfalls durch eine Bretterwand „winterfest“ gemacht. Wir befinden uns in einem Arbeitslager mit 750 Mann Belegungsstärke. Wir sind die einzigen „Afrika“-Gefangenen, alle anderen sind „West“-Gefangene aus jüngster Zeit. Die Politik scheint hier keine Rolle zu spielen. Hier

gibt es keine sog. „Überläufer“ wie im Camp Rupert. – Die Stadt selbst besitzt einen großen Hafen, der eine große Rolle für den Pazifik-Einsatz spielt. Die hier vorhandenen Kameraden sind am Bahnhof und im Hafen mit dem Verladen von Kraftfahrzeugen beschäftigt. Unser Zelt befindet sich in der letzten Reihe und ist zugleich Eckzelt. Wir haben von hier einen schönen Blick auf die Stadt und Bucht, bedingt durch unsere Höhenlage. Die Steilufer sind mit Tannen (Pitchpine-Kiefer) bewachsen. Im Westen sehen wir einen hohen Gebirgszug (Olympia-Gebirge). Nach aller Wahrscheinlichkeit sollen wir geschlossen, unsere 80 Mann, die hierher verlegt wurden, in einer amerikanischen Truppenküche eingesetzt werden. Man spricht allerdings von 14 Arbeitsstunden. Das Beste bei dieser Arbeit ist, daß wir an der amerikanischen Truppenverpflegung teilnehmen sollen.

Montag, 30. 7. 45

Mit dem heutigen Tage arbeiten wir als geschlossenes Kommando in der Ami-Küche IV. Wir sind mit 70 Mann zum Küchendienst eingeteilt. Unser Dienst beginnt bereits um 4.45 Uhr und endet um 19.00 Uhr. Die Arbeit ist nicht allzu schwer, nur fällt einem das Stehen schwer. Unsere Verpflegung ist ausgezeichnet! Offiziell dürfen wir kein Kotelett, keine Butter und keinen Kuchen essen. Trotzdem ist das Fleisch mehr als ausreichend, das wir als „Ersatz“ bekommen, und Kuchen bekommen wir auch, nach dem Grundsatz, man soll dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden. Essen können wir, soviel wir wollen. Am heutigen Abendessen (warm) hatte ich mir zuviel auf das Tablett gelegt. Es gab „Hamburgers“, darauf in Fett gedämpfte Zwiebeln, Pommes frites, Salat mit Mayonnaise, zuvor eine Gemüsesuppe. Als Nachtisch Apfelkuchen und Bohnenkaffee. Zuvor hatte ich im Laufe des Tages eine nette Geste meines „Chef-Kochs“ Bill erlebt, dem ich als Anlernling zugeteilt wurde. Er fragte mich: „Do you like pineapples?“ Ich antwortete: „Yes“. Er gab mir ein Zeichen, faßte in eine große Konservendose und zog mit seinem Zeigefinger etliche Ringe pineapples heraus und drückte sie mir in die Hand. Ich drehte mich um, damit der Staff-Sergeant nichts sah, und drückte sie herunter. War das ein Genuß, waren meine Gedanken. Ja, zu nächtlicher Stunde wälzte ich mich in meinem amerikanischen Feldbett hin und her. Aber es blieb mir nichts übrig, ich mußte zur Toilette und steckte den Finger in den Mund. Ich erbrach mein schönes Abendessen. Ich hatte die Zwiebeln, die vor Fett getrieft hatten, nicht vertragen. Wir waren ja seit der Kapitulation auf Magerkost gesetzt worden und hatten alle an Gewicht verloren.

Montag, 10. 12. 45

Bei der Abendzählung wurde bekanntgegeben, daß die seinerzeit angege-

benen Weihnachtswünsche ins Wasser fallen. Der Ami will uns entgegenkommen. Wir dürfen für 1,30 \$ Zigaretten oder Schokolade bestellen. Hier zeigt sich wieder einmal das wahre Gesicht, erst Versprechungen, und dann kann man sie nicht erfüllen, obwohl es im voraus feststand, daß es nichts gibt. Weiter darf auf den Zelten kein Grünschluck angebracht werden. Es dürfte ohnehin kein Bedürfnis vorliegen, sich eine Weihnachtsstimmung vorzuzaubern. – Es gehen wieder Gerüchte im Lager um, daß bis Ende April nächsten Jahres alle deutschen Kriegsgefangenen in der Heimat sein sollen. Ich glaube an diesen Schwindel nicht. – Wie sehr die Spannung zwischen uns wächst, beweist ein kleines Beispiel bei uns in der Küche. Durch das Streichen der Küche bedingt, sollte die Küche ursprünglich am Sonntag durch das Kochpersonal gereinigt werden. Daraus ist aber nichts geworden, sondern wir hatten freibekommen. Ein anderes Kommando mußte die Arbeit verrichten. Das übrige Kommando wurde auf die übrigen Arbeiten verteilt. Das war aber ohne unseren Einfluß geschehen, sondern vom Ami befohlen. Es war Anlaß gegeben, gegen uns beim Ami etwas zu unternehmen. Schon lange war ja angekündigt worden, daß man etwas gegen die Köche unternehmen würde. Viele hatte es geärgert, daß die Köche zuviel aktive Zigaretten rauchen würden. Wir hätten uns auch dafür interessiert, wenn an der Ausgabe für die Spüler Zigaretten abgegeben würden. Es wurden sogar Verdächtigungen ausgesprochen, daß die Köche Verpflegung verschieben würden. Hier sind leider einige Kameraden vom Kochpersonal beteiligt, aber es dürfte sich nur auf einen Kameraden beziehen. Die Ursache zu dieser feindseligen Haltung dürfte daran liegen, daß wir in Schicht arbeiten und der übrige Teil nur an vier Tagen der Woche in Schicht arbeitet, während sie an drei Tagen voll arbeiten müßten, d. h. zwölf Stunden. Man hat nun beim „Alten“ erreicht, daß die Köche die Küchenmaschinen und Wurstschneidemaschinen reinigen müssen, jedoch nur, wenn es ihre Zeit erlaubt. Soweit ich die Lage überblicken kann, kam dieses Ersuchen nicht vom Küchenreinigungsdienst, sondern von solchen, die mit dieser Arbeit nichts zu tun haben. Bei uns herrscht eine äußerst miese Stimmung und wird morgen wahrscheinlich ihr Nachspiel haben. Jedenfalls hat man uns angegriffen, und wir werden Kontra geben. So lächerlich sich diese Sache anhört, so bezeichnend ist sie für uns Deutsche im allgemeinen. So wie hier bei uns in der Gefangenschaft, mag es auch in der Heimat sein, daß einer den anderen verkauft, wenn es einem etwas besser geht. Für den einzelnen, das heißt für den Angegriffenen, sein eigenes Ich in jeder Weise durchzusetzen. Wo ist die Gemeinschaft geblieben, die uns zwei Jahre geschlossen dem Ami zeigte und vieles durchzusetzen vermochte?! Ich will zu unseren Gunsten annehmen, daß es ein Zustand einer längeren Gefangenschaft sein mag und eine Ausgeburat überreizter Nerven, verursacht durch einen verlorenen Krieg. – In letzter Zeit verfallende ich immer mehr in Grübeleien, was immer eine schlaflose Nacht zur Folge hat. Es ist eine Kritik meiner eigenen

Vergangenheit. Eine weitere Erkenntnis, dem Leben zu wenig abgewonnen zu haben. Vorwürfe, zu anständig gelebt zu haben und das Leben zu wenig genossen zu haben. So sehe ich all meine verflorenen Mädchen vor Augen. Wie oft ich sie wohl enttäuscht haben mag. War das alles im Anfang eine stolze Erkenntnis, da ja ein guter Ausgang des Krieges das alles gerechtfertigt hätte.

So erfolgte mit militärischem Zusammenbruch auch ein moralischer Zusammenbruch, denn nun war alles umsonst gewesen. Diese Erkenntnis hatte ich oft in Rußland, wenn der Gevatter Tod mehr als einmal anklopfte. Dann kam in langen besinnlichen „Bunkerstunden“ in einem das Gefühl auf, im Leben zu wenig genommen zu haben, das Leben zu wenig genossen zu haben. Wäre es nach einem guten Ausgang des Krieges möglich gewesen, sich eine materielle Grundlage zu einem Lebensglück zu schaffen, so ist heute alles verloren. Kommen wir eines Tages in die Heimat zurück, dann beginnt der Kampf um das nackte Leben, und dann dürfte wohl kaum Zeit vorhanden sein, „leichten Abenteuern“ nachzugehen. Wir sind Überlebende aus einer kurzen, aber „großen Zeit“. Manchmal beneidet man die Kameraden, die in Rußland blieben und im Glauben an den deutschen Sieg ihr Blut dahingaben. Sie wissen nichts von der Vernichtung des deutschen Volkstums, sie wissen nichts vom Hungertod des deutschen Volkes, der gleichfalls den Tod einer europäischen Zivilisation bedeutet. Wie oft steigen mir Bilder der Erinnerung auf in diesen schlaflosen Stunden. Wie oft bin ich in Gedanken zu Haus. Wie oft sehe ich das Abschiedsbild vor meinen Augen, wie du, liebe Mama, mit der kleinen Ingrid auf dem Arm mir nachschaust, als ich euch in den ersten Tagen des Januar 1943 verließ. Wie du, kleine Ingrid, mir eine Kußhand nachwarfst. Ich ahnte so etwas, daß ich euch so bald nicht wiedersehen sollte. Wie nahm ich dieses Bild in meinem Gedächtnis auf. Nie werde ich es vergessen, sollte ich euch nicht wiedersehen können. Nichts weiß ich von eurem Schicksal. Rechne ich mit dem Schlimmsten, dann mag ich vielleicht der einzige Überlebende einer Familie sein, so wie es bei vielen sein mag. Du Menschenherz, wie magst du das alles überstehen? Wir müssen unseren Weg zu Ende gehen und weiter der Hoffnung leben. Möge einst der Tag kommen: „Immer daran denken, aber nicht davon sprechen.“ – Verachtung und Haß wurde in meinem Herzen geboren, als ich den Weg in die Gefangenschaft antrat, und so ist es auch heute geblieben. Lumpen, die sich Kameraden nennen, zu verachten und den Feind zu hassen, der sich mit dem Teufel verband, um das große deutsche Volk zu vernichten.

Samstag, 29. 12. 45

Heute abend um 19.30 Uhr mußten wir uns den Film „Deutschland erwecke“ ansehen. Er schildert uns die Zustände in den KZ-Lagern Buchen-

wald und Belsen beim Zusammenbruch, wie sie durch die Amerikaner angetroffen wurden. Die Sprache war deutsch. Es war ein Haßgesang auf alles Deutsche, auf das „Dritte Reich“ insbesondere. Kurze Ausschnitte aus der „Bewegung“ zeigten die Ziele auf, für die unser Vaterland gekämpft hatte.

Mittwoch, 2. 1. 1946

Heute abend um 20.00 Uhr hatten wir im Speisesaal unserer Lagerküche die schriftliche Prüfung abzulegen nach Abschluß des Unterrichts über „Amerikanische Geschichte“. Auf einem vorgedruckten Formular wurden uns 50 Fragen vorgelegt. Bei der Prüfung sollte ursprünglich der „Intelligence Officer“ zugegen sein, hatte aber abgesagt. Somit nahm unser Kamerad Lorenz, der den Unterricht geleitet hatte, die Prüfung ab. Die 49. Frage lautete: „Warum scheiterte der Völkerbund?“

Dienstag, 8. 1. 1946

Um 20.30 Uhr wurde uns durch den Lagersprecher (über Lautsprecher) eine Meldung aus der Presse durchgegeben. Das Kriegsdepartement teilt mit, daß alle Kriegsgefangenen, die sich zur Zeit in den USA befinden, bis zum 30. 4. 46 in ihre Heimatländer überführt werden sollen. Im Augenblick stehen 80 000 Deutsche zur Abfahrt bereit. Weiter wurde bekanntgegeben, daß laut „Genfer Konvention“ Amerika nicht verpflichtet wäre, vor Abschluß eines Friedensvertrages die Kriegsgefangenen heimzuschicken. Wegen der besonderen Arbeitslosigkeit wünscht das Kriegsdepartement eine frühere Heimschickung. Die 5000 japanischen Kriegsgefangenen werden auf den Hawaii-Inseln angesiedelt, da diese in ihrer Heimat als tot gelten.

Donnerstag, 9. 5. 46

Heute vor drei Jahren traten wir den Weg in die Gefangenschaft an. Heute vor einem Jahr unterschrieben wir im Camp Brady unseren Arbeitsvertrag auf 90 Tage. Nun habe ich bereits 265 Arbeitstage hinter mir. Rückblickend auf die drei Jahre waren es harte und lichte Tage, hoffnungsvolle und schmerzvolle. Die ersten zwei Jahre wurden durch den Glauben an den Sieg Deutschlands mit einer gewissen Leichtigkeit ertragen. Dann aber kamen die Tage eines März, April und Mai vor einem Jahr. Ich denke an die Nächte von Brady, da der Rundfunk die Meilenzahlen angab, als der Russe unaufhaltsam auf Berlin marschierte. Das Herz wollte einen schier erdrücken. Was ist aus den Eltern geworden, den lieben Schwestern, das frage ich mich schon ein ganzes Jahr. Seit über einem

Jahr keine Nachricht mehr von zu Haus. Man darf sich nicht selbst verlieren! Das Herz hat sich mit einer Eiskruste umgeben. Was wird nun werden!? Eine oft wiederholte Frage. Das Leben will gemeistert werden, doch zuvor die Gefangenschaft. Unsere Tage sind gezählt, daß wir abgelöst werden, man spricht vom 19. Mai. Wann werden wir die Fahrt in die Heimat antreten?

Mittwoch, 19. 6. 46

Am Montag wurde bei der Nachmittags-Zählung durch den Lagersprecher bekanntgegeben, daß am Donnerstag die Marschgruppe I (Zone I bis 4 und 6) das Lager verläßt. Gestern abend um 20.00 Uhr erschienen der Lagerkommandant vom Fort, der Führer des Kaplan. Corps, unser Lagerkommandant, die Lageroffiziere, der Lagerführer und als Zivilist Prof. Böhmer. Sie alle erschienen, um über den Lagerpfarrer Worte des Dankes und des Abschieds zu sagen. Am meisten beeindruckt waren wir von der Rede des Obersten, der uns sagte, daß er uns lange beobachtet habe, daß er unsere Arbeit gesehen habe und uns alles Gute wünscht, ein frohes Wiedersehen in der Heimat. Prof. Böhmer sprach darüber, was ihn am meisten in den USA beeindruckt hat als naturalisierter Deutscher, wenn er nun auch Amerika verlassen würde und einen Rückblick halten würde. Er sprach von der Gleichheit der Person, der persönlichen Freiheit, der Gewalt des Staatsbürgers durch seine Stimme. Er sprach weiter von der Hilfsbereitschaft des einzelnen, vom amerikanischen Tempo. Der Amerikaner müsse immer beschäftigt sein, und das können wir am besten beurteilen, er habe aber von uns das Gegenteil festgestellt. Er führte weiter aus, daß er sehr gern zu uns gekommen sei, denn wir wären für ihn die Brücke zwischen der alten und der neuen Heimat. Er berichtete, daß er seine Mutter in Kürze aus Deutschland erwarte, die nun im hohen Alter ihre Heimat verläßt. Seine Nachbarn wüßten, daß sie wenig Kleider habe, und so wurden ihm bereits welche angeboten. Kurz gesagt, es war eine Propagandarede für die Demokratie von Amerika. Auch er gab uns wie die übrigen Herren schöne Abschiedsworte mit auf den Weg und hoffe auf Nachricht aus unserer Heimat. Der Pfarrer, der wohl den besten Eindruck bei uns allen hinterlassen hat, ließ seine Adresse zurück. Zum Abschluß sprach der Lagersprecher und gab den Herren unseren Dank zum Ausdruck für ihr Erscheinen und ihr entgegengebrachtes Interesse. Im Laufe des Vormittags wurden die Seesäcke durchsucht. Es wurde insbesondere die Seife, Zigaretten auf die vorgeschriebene Menge überprüft (vier Stangen Zigaretten, acht Stück Seife). Es wurde festgestellt, daß in den vier zugelassenen Stangen Zigaretten jeweils zwei Päckchen mehr enthalten waren, wer erwischt wurde, hatte sie einmal gehabt. Ich selbst hatte Glück und bekam alles durch. In mein Bücherpaket hatte ich bei der Zensur einen Teil meiner schwarzen Zigaretten hineingeschmuggelt. Bei der Waage hatten wir

auch Glück, es waren 65 Pfund eingestellt, einschl. 10 Pfund Bücher, und so kam ich mit 3 Pfund Übergewicht durch. Es gab natürlich auch etwas zum Lachen, ein Kamerad hatte den Befehl, alles aus den Behältern zu entleeren, nicht durchgeführt. Die Folge war, daß der Posten alles aus dem Karton auskippte und nicht wenig erstaunt war, daß es im Karton noch immer klapperte. Es waren Zigaretten, lose im doppelten Boden verpackt! Handschuhe, Seife und Zigaretten wurden von den Posten als willkommene Beute vereinnahmt.

Donnerstag, 20. 6. 46

Seit 6.30 Uhr stehen wir am Tor. Gegen 8.00 Uhr verlassen wir das Lager. Völlig durchschwitzt haben wir den Abmarschplatz erreicht. Ich trage am Körper eine Sommergarnitur Unterwäsche, eine Wintergarnitur, eine Khakihose, eine Tuchhose, einen Winterpullover, einen Uniformrock, unter dem Wintermantel den Brotbeutel getarnt, angefüllt mit Seife, zwei Paar Strümpfe und ein Paar Schnürschuhe (Alaska-Stiefel). Die Presse ist erschienen, Aufnahmen werden gemacht. Fahrzeuge fahren vor. Neger fahren uns, die freuen sich mit uns, daß wir heimkehren sollen. Gegen 10.00 Uhr verläßt der Zug den Verladebahnhof des Lagers. Zonenweise haben wir die Wagen bestiegen. Linker Hand grüßt uns das Olympiagebirge, weiße Schneefelder bedecken die Spitzen. Unendlich lang erstreckt sich die Bucht. Abgestellte Kriegsschiffe, Transporter. Bald durchfahren wir das Felsengebirge. Es ist eine großartige Gebirgslandschaft. Schneebedeckte Gipfel, enge Schluchten, vorbei an reißenden Gebirgsbächen, dicht bewachsene Berghänge mit hohen Tannenwäldern. Das Tal breitet sich aus, wir sind im Wenadscheetal, berühmt wegen seiner Obstplantagen. Auf den windgeschützten Berghängen erstrecken sich die großen Obstplantagen. In der Mehrzahl Äpfel und Birnen. Gebirgswasser wird zur Bewässerung abgeleitet. Von 15.00 bis 17.00 Uhr haben wir Aufenthalt. Bis zum Einbruch der Abenddämmerung durchfahren wir ein weites Steppengelände. In den Abendstunden durchfahren wir wieder bebautes Land. Gegen 22.00 Uhr erreichen wir Spokane und bleiben auf einer Straßenbrücke stehen. Wir sehen auf eine hellerleuchtete Straße. Lichtreklamen blinken uns entgegen. Liebespärchen wandeln eng umschlungen daher. Die Fahrzeuge reißen nicht ab. In der Nacht durchfahren wir den Staat Idaho.

Sonntag, 23. 6. 46

Gegen 8.00 Uhr erreichen wir die Vorstädte von Chicago im Staate Illinois. Zeitweilig können wir die Umrisse der Wolkenkratzer von Chicago sehen. Wir durchfahren das Industrieviertel. Fabrik an Fabrik. Selbst an einem großen Schlachtviehhof geht die Fahrt vorbei. Hier herrscht ein un-

heimlicher Gestank, doch bekommen wir einen Eindruck von dieser Anlage. Zwei tote Schweine von etwa 4 bis 5 Zentner liegen auf einer Rampe. Wahrscheinlich sind sie kurz vor Feierabend kaputtgegangen. Wir laufen nun in einen Überholungsbahnhof ein. Hier werden die Züge nachgesehen und versorgt. Neger beiderlei Geschlechts reinigen die D-Züge. Um 13.30 Uhr verlassen wir Chicago. Die Fahrt geht südlich des Michigansees durch den Staat Indiana. 17.30 Uhr Battle Creek. Den Staat Michigan erreichen wir um 14.00 Uhr. Wieder geht es an herrlichen Seen entlang. Autos parken irgendwo am Strand. Schöne Motorboote, Paddelboote, Segelboote. Alt und jung badet im See. Dichte Laubwälder und Hecken durchziehen das Land. Weizenfelder von unermeßlich großer Ausdehnung. Farmen, von dichtem Laubholz umgeben, den grauen hohen Silos, rot gestrichene und weiß abgesetzte Farmhäuser. Hier herrscht jetzt in erster Linie Viehzucht. Die Weideflächen werden von dichtem Laubwald unterbrochen, Weißdornhecken grenzen die Weideflächen voneinander ab. Schöne aufgelockerte Landstädte. Jedes Haus ist von dichten Laubbäumen umgeben. Schöne gepflegte Rasenflächen umgeben das Haus. Plattenbelegte Wege führen vom Haus zur Straße. Kein Zaun stört das Bild! Jedes Haus steht im gleichen Abstand vom nächsten. In der Nacht durchfahren wir kanadisches Gebiet, nördlich am Eriesee entlang. Passieren Buffalo im Staat New York.

Montag, 24. 6. 46

Gegen 7.00 Uhr passieren wir die Stadt Syracuse. Noch immer dicht bewaldetes Gebiet, Erlen und Weiden. Schwarzweiß und buntgeflecktes Rindvieh auf den Weiden. Es herrscht teilweise Bergland vor. Das landwirtschaftliche Gebiet wechselt nun in Industriegebiet über. Seit 11.00 Uhr fahren wir am Hudson-Fluß entlang. Der Strom erreicht die Breite der Donau bei Wien. Die Flußlandschaft hat den Charakter der Wachau, nur daß die Burg-Ruinen fehlen, statt dessen stehen Villen auf den Höhen. Gegen 16.00 Uhr erreichen wir das Verschiffungslager Shanks. Lautsprecher orientieren unsere Posten. Fahrzeuge fahren für unser Gepäck vor. Bald marschieren wir zum Lager. Es herrscht hier eine unheimliche Hitze. Uns läuft der Schweiß, wenn man bedenkt, daß wir einen Pullover und Wintermantel tragen. Große Massen stehen am Lagereingang. Etwa 9000 POW sollen hier im Lager sein. Täglich gehen etwa 3000 ab. Wir treffen viele Bekannte aus früheren Lagern. Etwa zwei Tage sollen wir hier bleiben.

Mittwoch, 26. 6. 46

Schon gestern war es uns bekannt, daß heute der Tag unserer Verschiffung sei. Bereits um 11.15 Uhr mußten wir abmarschbereit antreten. Es hatte viel Schweiß gekostet, bis wir um 12.15 Uhr die Fahrzeuge bestiegen

hatten. Die Negerfahrer fuhren uns wie die Feuerwehr. Etwa acht Meilen ging die Fahrt auf einer herrlichen Waldstraße entlang. Mittels eines Fährschiffes wurden wir auf einen Truppentransporter der Viktoria-Klasse gebracht. Gegen 13.00 Uhr verließen wir amerikanischen Boden. Ich schätze, daß etwa 1000 Mann das Schiff betreten haben. In drei Etagen sind wir untergebracht. Unter Deck sind an Haltestangen je acht Hängematten aufgehängt. Es gibt einen Speisesaal sowie Toilettenräume an Bord. Gebläse sorgen für frische Luft. Gegen 16.30 Uhr werden die Anker gelichtet. Wir durften zu unserer Freude an Deck bleiben. Der Hudsonfluß wird immer breiter. Zu beiden Seiten bewaldete Hänge. Zur linken Seite erstrecken sich die ersten Häusermassen von New York. Unmittelbar am Uferand zieht sich eine Autohochbahn entlang. Eine nicht abreißende Autoschlange nach beiden Fahrtrichtungen. Auf der rechten Seite verkehren D- und Güterzüge nach beiden Richtungen. Wir passieren eine ungeheure Hängebrücke, getragen von gewaltigen hohen Betontürmen. Die Häusermassen werden dichter, die ersten Hochhäuser sind zu sehen. Gegen 17.00 Uhr passieren wir die ersten Wolkenkratzer. Gewaltig ragen diese grauen Stahlbetonklötze in den Himmel hinein. Wir nähern uns der berühmten Halbinsel Manhattan, hier sind die Wolkenkratzer auf engem Raum massiert. Das höchste Bauwerk der Welt, das Empire State Building, und das Chrysler-Gebäude als zweithöchstes zeigen sich uns in einmaliger Höhe. Nun fahren wir zur linken Seite an den Anlegestellen der Passagierdampfer und zur rechten an den Frachtern vorbei. Dort wo sich der Hudson zur Bucht ausweitet, der äußersten Spitze der Halbinsel gegenüber, erhebt sich die Freiheitsstatue, den Ankommenden zum Gruß, den Scheidenden zum Abschied. Auf einer Insel ragt diese Figur, auf einen Sockel gestellt, in den Himmel. Das Haupt nach Osten gedreht, von einem Strahlenkranz umgeben, die rechte Hand erhoben, umfaßt eine Fackel, die Fackel der amerikanischen Freiheit. Was man darunter zu verstehen hat, dafür muß man drei Jahre als POW in diesem Lande gelebt haben. Noch einmal werfen wir einen Blick nach rückwärts und sehen das berühmte Panorama des Wolkenkratzer Viertels von See her, wie es sich als eine gewaltige Masse gegen den blauen Himmel abhebt. Mit zunehmender Entfernung jedoch verschwinden die Wolkenkratzer immer mehr im Dunst dieser großen Stadt. Nicht zu zählende Schiffe, hauptsächlich Transporter, liegen in der Bucht. In Höhe des Feuerschiffes wird der Lotse von einem Motorboot an Bord genommen, wir beobachten dieses interessante Manöver. Das Festland tritt immer mehr zurück, wir befinden uns nun auf freier See. Es ist Zeit zum Essen geworden. In einzelnen Buchstabengruppen werden wir in den Speisesaal gerufen. Masse Mensch, wo man hinschaut, wann werden wir daraus erlöst werden? Es ist 21.00 Uhr geworden. Ich liege in der vierten Etage, im vierten Bett hoch und schreibe diese Zeilen. Aus der Lautsprecheranlage ertönt amerikanische Musik.

Freitag, 5. 7. 46

Wetter: leicht bewölkt, Sonnenschein. Frühstück: Haschee, Reisbrei, zwei Scheiben Brot, Kaffee. Gegen Mitternacht hatten wir die südliche Enge der Irischen See durchquert. Gegen 7.00 Uhr sehen wir rechter Hand Land, es ist die englische Küste! Schwärme von Möven begleiten uns. Um 12.30 Uhr fallen die Anker im Hafen von Liverpool. Seit 19.00 Uhr stehen wir an Deck, um erst gegen 23.30 Uhr den bereitstehenden Zug zu betreten. Gegen 0.15 Uhr verlassen wir den Bahnhof. Das Ziel ist unbekannt.

Sonnabend, 6. 7. 46

Gegen 5.30 Uhr erreichen wir den Bahnhof Nottingham. Unser Gepäck wird verladen. Wir marschieren in etwa 15 Minuten zum Lager. Es ist im Wollaton-Park gelegen. Bis zur Mittagszeit liegen wir auf der Filzwiese.

Die Filzung geht schnell vonstatten. Die Tommies sehen nach Zivilklamotten. Wir werden in Baracken mit je 50 Mann untergebracht. Es ist ein Durchgangslager, das in einem schönen Eichen- und Buchenpark eingerichtet wurde. Am Rande, auf einer Höhe jenseits des Stacheldrahts liegt ein Schloß. – Am Abend sehen wir im Lagerkino einen Vorfilm: „Singen des Deutschland“ und als Hauptfilm den deutschen Film: „Glück unterwegs“.

Sonntag, 7. 7. 46

Gestern abend kamen weitere 1000 Mann aus Übersee, vom Camp Shanks bei New York. Einen Tag haben wir gebraucht, um uns von dem Schock zu erholen, daß wir nicht in die Heimat geschickt, sondern in der Landwirtschaft eingesetzt werden sollen. Der Menschenhandel geht weiter. – Am Abend Konzert im Freien. Die Kapelle überraschte uns mit guter Musik, ein Chor und Tenor gaben Einlagen. Auf der Höhe am Schloß hatte sich eine Menschenmenge eingefunden. Darunter viele Mädchen und Frauen! – Am Nachmittag wurden wir neu aufgenommen, d. h., wir erhielten auch eine neue Gefangenen-Nummer.

Dienstag, 9. 7. 46

Am Vormittag mußte jede Gruppe zur großen Aufnahme und einen Fragebogen mit sechs Fragen ausfüllen.

Die 1. Frage lautete: „War die nationalsozialistische Idee eine gute Idee?“

Die 2. Frage: „War die nazistische Idee nur schlecht ausgeführt worden?“

Die 3. Frage: „Würde ein nationalsozialistischer Sieg das menschliche Dasein der übrigen Völker Europas verbessert haben?“

Die 4. Frage: „Waren Sie Mitglied der Partei?“

Die 5. Frage: „Ist das deutsche Volk am Krieg schuldig?“

Die 6. Frage: „Wird der Prozeß in Nürnberg²⁸ zur Aburteilung der führenden Nazis zu Recht geführt?“

Der Inhalt der Fragen war uns schon zuvor bekannt geworden. Die Ratschläge des Stammpersonals besagten, daß die ersten fünf Fragen mit „nein“ zu beantworten wären und die letzte Frage mit „ja“. Im großen und ganzen ist in diesem Sinne der Fragebogen beantwortet worden. „Wir sind nur noch Maske“, war die allgemeine Stimmung. Es hat kein Mensch Interesse, sich irgendwie die „Finger zu verbrennen“. Gestern gab der Rundfunk bekannt, daß in New York die letzten 8000 deutschen POW auf ihren Abtransport nach Übersee warten, aber wohin, das wurde nicht bekanntgegeben. Wir selbst haben es ja am eigenen Körper erlebt, wohin die Reise ging! – Am Abend wurde uns von den Kameraden „von drüben“ die Operette „Zauber der Liebe“ gegeben. Geschrieben in vier Akten und komponiert von Kurt H. Heinrich. Sie hatte „die große Sehnsucht nach Liebe“ zum Thema und war vielleicht ein Spiegel unseres eigenen Ichs. Es gab nette Schlager, die gewiß einmal ihren Weg in der Heimat machen werden. Natürlich war das weibliche Geschlecht auch vertreten. Alles in allem waren wir überrascht von dem Dargebotenen und klatschten begeistert Beifall.

Mittwoch, 24. 7. 46

Wir haben unseren ersten Arbeitstag bei einem Bauern hinter uns. Mit 13 Mann fanden wir uns um 7.30 Uhr am Tor ein. Hier stand ein Lkw einer Farmgenossenschaft. Fünf weitere POW aus einem benachbarten Lager waren uns zugeteilt. Es hieß, daß wir Rüben verziehen sollten, und das gab uns einen leichten Schock (in Erinnerung an das Rübenziehen in den USA). Die Fahrt ging quer durch die Stadt Nottingham. Was uns überraschte, waren die vielen Frauen, die wir zur Arbeitsstelle eilen sahen. Die Bürgersteige waren dicht begangen, an den Haltestellen drängten sie sich. Nur wenige Männer konnten wir entdecken. Was uns an den Frauen auffiel, daß sie im Durchschnitt sehr klein waren. Alle sehr schlank, blaß und leicht geschminkt. Weiter fiel uns auf, daß sie keine Strümpfe trugen. Viele lächelten uns zu, alle nahmen zumindest Notiz von uns. Kinder winkten uns zu. Nach vierzig Minuten Fahrzeit erreichten wir eine kleine Bergarbeitersiedlung nahe einer Kohlenzeche. Kumpels, ihren Schutzhelm

noch auf dem Kopf, kamen von der Arbeit heim. Schwarz im Gesicht, wie sie aus dem Stollen kamen, gingen sie nach Haus. Für uns brachte das ein Erstaunen zum Ausdruck, denn uns war bekannt, daß unsere Kumpels gewaschen die Zeche verließen. – Vom Bauernhof fuhren wir zum nahen Feld. Der Bauer selbst nahm von uns keine Notiz. Unser Lkw-Fahrer, zugleich Vorarbeiter, regelte den Arbeitsablauf mit ihm. Wir hatten Kartoffeln zu lesen. Je neun Mann auf eine Reihe eingeteilt, fuhr der Bauer mit seinem Traktor und angehängter Kartoffelbuddelmaschine Runde für Runde. Jeder von uns hatte etwa ein Strecke von 50 m zu sammeln. Es waren Frühkartoffeln und im Durchschnitt sehr klein. Bald hatten wir es heraus, daß es sich zu zweit besser sammelte. Der Geizkragen von Bauer hielt an, wenn er auf der Strecke noch eine kleine Kartoffel liegen sah. – Von 12.00 bis 13.00 Uhr gab es Mittagspause, und wir verzehrten unser halbes Brot, dazu etwas Margarine, etwa 20 g, etwas Fleisch, ca. 30 g. Der Bauer hatte uns einen Wasserkakao zur Verfügung gestellt. Das „Stimmungsbarometer“ war nicht das beste. Es wurde über den geizigen Bauern geschimpft, 38 Milchkühe auf der Weide und keinen Tropfen Milch im Kakao. – Von 13.00 bis 17.00 Uhr ging es im alten Tempo weiter. Bis zum Freitag soll hier unsere Arbeit dauern. Wir hoffen, dann ein kleines Kommando mit vier Mann zu bekommen. In der Mittagspause erzählten uns die Kameraden vom 262. Lager Episoden aus ihrer Zeit in Belgien. Zum Teil wurden sie an der Elbe gefangengenommen und nach Belgien transportiert. Es wurde ihnen alles abgenommen, selbst das Taschentuch. Den Winter verbrachten sie im 228. Lager. Untergebracht in Zelten auf nacktem Kalkboden. Sie erhielten fünf Decken pro Nase. Öfen mußten sie sich aus Konservendosen herstellen. Pro Tag gab es ein Pfund Kohle. Geheizt werden durfte erst ab 17.00 Uhr. Schikaniert wurden sie auf das schwerste. Sie mußten stundenlang bei der Zählung im Schlamm stehen. An den Wintertagen mußten die Zeltwände aufgerollt werden. Geschlagen und auf Hungerrationen gesetzt. Ein jeder erklärte ihnen, daß aus diesem Lager ein belgisches Belsen²⁹ gemacht würde. Von 25 000 Mann starben 5000 Mann an der Ruhr. Am Anfang wurden sie von der belgischen Bevölkerung beschimpft und bedroht. Später, als die Bevölkerung die englische Besatzungszeit verspürte, verwandelte sich der Haß in Sympathie, und man dachte an die deutsche Besatzungszeit zurück.

Die KPD hatte durch eine Untergrundbewegung Fluchtversuche organisiert. Die Gebühr bestand in einer goldenen Uhr oder Wertsachen von ansehnlichem Wert. Die Flüchtlinge wurden bis zur deutschen Grenze gebracht und erhielten ordnungsgemäße Entlassungspapiere. In erster Linie wurden sie in die russische Zone überführt. Die drei Kameraden im Alter von 19 bis 21 Jahren und ein älterer Kamerad von etwa 35 Jahren erklären uns, „wir können es nicht mit Worten schildern, was wir mitgemacht haben“. – Im Monat März kamen die ersten Kameraden aus den Staaten, denen hatte man auch erzählt, daß sie nach Hause kämen. Sie mußten

freiwillig ihren Tabaksbestand abgeben und durften nur zwei Päckchen Zigaretten und vier Päckchen Tabak behalten. Die dortigen Kameraden erhielten jedoch nur einen geringen Prozentsatz an Rauchwaren, alles andere verschwand.

Mittwoch, 14. 8. 46

Überraschend schnell hat unsere Zeit im Wollaton-Park ein Ende gefunden. Was es uns bedeutete, empfinden wir jetzt in einer trostlosen Einsamkeit auf einem ehemaligen Fliegerhorst der RAF. Gegen 9.00 Uhr verließen wir 47 Mann, meistens „Amerikaner“, wie wir von Übersee genannt wurden, die man schnell loswerden wollte, das Lager. Im Fahrzeug wurden wir zum Hauptbahnhof von Nottingham gebracht. Mit einem fahrplanmäßigen Zug verließen wir um 11.00 Uhr die Stadt und fuhren über Lincoln. Gegen 14.30 Uhr erreichten wir in der Nähe von Boston das Lager Revesby. So liegen wir nun mit 150 Mann in einer Wellblechbaracke (Nissen-System) und sollen hier etwa drei Monate lang in der Landwirtschaft eingesetzt werden. Unsere Stimmung ist trostlos! Noch dazu, wenn man hinterher erfährt, daß eigentlich diese 47 Mann vom Stammpersonal versetzt werden sollten. Der Lagerführer hatte es verstanden, uns dafür abzuschieben. Das ist eine Folge der überaus großzügigen Selbstverwaltung der POW, deren Opfer wir nun geworden sind. Wir befinden uns in einem Seitenlager des Lagers 79.

Montag, 19. 8. 46

Am Abend sprach der „Intelligence“-Sergeant zu uns. Er kam auf unsere Arbeit in der Landwirtschaft zu sprechen, daß die Ernährungslage in der Welt kritisch sei, so auch in Deutschland. England müsse größere Mengen Lebensmittel in die britische Zone einführen, und sie hätten selbst nichts im Überfluß. Von unserer Arbeit sei es abhängig, daß die englische Ernte restlos eingebracht werde und somit einen Beitrag an der Ernährung Deutschlands liefere. Von unserer Arbeit wird es abhängen, in welcher Reihenfolge wir heimkehren werden. Wann allerdings, darüber kann er auch keine Angaben machen. Ab September sollen allerdings von Nordengland monatlich 500 POW nach Deutschland kommen. Es ist wohl anzunehmen, daß die Zahl in Kürze erhöht werden wird. Auf unsere Einwände, daß uns schon so oft eine baldige Heimkehr versprochen wurde, kam er auf unsere Kriegsschuld zu sprechen. Wir hätten friedliebende Völker überfallen. Wir sollten nur an das russische Volk denken, und nun müßten wir auch die Folgen zu tragen wissen. In einer anschließenden Debatte wurde eingewandt, daß bereits viele Nazis nach Hause gekommen wären, und die eigentlichen Anti-Nazis wären immer noch hier, das wäre wohl keine Gerechtigkeit. Er mußte diesen Einwänden beipflichten

und bemerkte hierzu, daß es sich eben um Leute handelt, denen man in der Heimat nichts nachsagen konnte. Er sprach ein fließendes Deutsch ohne Akzent. Ich habe später erfahren, daß er tschechischer Jude war.

Samstag, 7. 9. 46

Wieder Weizen eingefahren. Um 12.30 Uhr Feierabend. Nach Rücksprache mit dem Bauern, daß er uns etwas besseres Essen geben sollte, konnte er nicht stattgeben. Er erklärte uns, daß es für ihn verboten sei und er wöchentlicher eine schriftliche Belehrung bekäme. Er mußte POW melden, die mit einem solchen Ansinnen an ihn herantreten.

Die Presse hatte inzwischen laufend berichtet, daß es die Ernte wahrscheinlich verregnen würde. Man mußte mit der schlechtesten Ernte seit achtzig Jahren rechnen. Man hatte die letzte Chance dem Wochenende gegeben, aber auch das verregnete es gründlich. So muß man wohl diese Ernte aufgeben. Noch nie in meinem Leben hatte ich ausgewachsenes Getreide gesehen. Die aufgestellten Mandeln hatten alle einen grünen Schimmer. Die Körner hatten in der Ähre grün ausgetrieben.

Ein besonderes Ereignis brachte die vergangene Woche. Eine Rede des Außenministers Byrnes (USA) in Stuttgart zum deutschen Volk. „Hoffnung für Deutschland“ brachten die Zeitungen als Überschriften. Byrnes brachte zum Ausdruck, daß das amerikanische Volk für die Freiheit der Völker gekämpft habe und Amerika nun entschlossen sei, sich weiter an der europäischen Politik zu beteiligen. In absehbarer Zeit soll das deutsche Volk eine demokratische Regierung erhalten. Es werde eine bundesstaatliche Verfassung gefordert. Wenn auch der Krieg schon ein Jahr vorüber sei, so müsse bald ein Friedensvertrag dem deutschen Volk vorgelegt werden. Amerika entspreche dem Antrag Frankreichs, das Saargebiet abzutreten. Im Osten sollten Grenzbereinigungen zugunsten Polens vorgenommen und eine endgültige Grenze festgelegt werden. Amerika ist bereit, Deutschland zu helfen. Es müsse aber Jahre harter Arbeit hinter sich bringen, um wieder den Lebensstandard europäischer Völker zu erreichen. „Es liegt nicht im Interesse des deutschen Volkes und des unseren, daß es in einem Kampfe zwischen Ost und West eine Rolle spielen wird“, war ein deutlicher Hinweis auf die augenblickliche Lage.

Ich konnte mit eigenen Ohren hören, wie der Rundfunk die Worte brachte: „Amerika habe einen weiteren Beitrag geleistet und sämtliche Kriegsgefangenen in die Heimat entlassen.“ Wir selbst spüren die Unwahrheit eines Staatsmannes am eigenen Körper. Er führte weiter aus, daß „Deutschland wieder einen Platz an der Sonne erhalte“.

Donnerstag, 28. 11. 46

Gestern fuhren wir mit Werner Anders und Fritz Neumann nach einer

Woche Arbeitsruhe wieder hinaus zur Arbeit. Wir waren zu dritt bei einem Bauern eingeteilt und waren neugierig, was es für Arbeit geben würde. Wir hatten über eine Stunde zu fahren. Es war die Strecke über Northkyme. Als wir den kleinen Hof betraten, sahen wir, daß Vorbereitungen zum Dreschen getroffen wurden. Es dauerte bis etwa gegen 10.00 Uhr, da der Bauer seinen Traktor nur schwer aufstellen konnte. Ich selbst stand auf der Miete und reichte einem Mädchen, der Nichte vom Bauern, die Garben zu. Sie stand auf der Dreschmaschine und schnitt die Garben mit einem Messer auf und ließ das Getreide in den Kasten rutschen. Es war ein windiger und regnerischer Tag. Gegen 11.00 Uhr machten wir Pause und kamen nicht mehr zur Arbeit, da der bisher feine Regen nun immer stärker geworden war. Unser englischer Zivilfahrer, wegen seiner schlechten Fahreigenschaften übel verleumdet, war schon beim Einfahren in den Hof in den größten Dreck gefahren, als er im Hof nicht mehr kehrtmachen konnte und auf die Wiese fuhr.

Gegen 12.00 Uhr verließen wir das Gehöft, um die anderen Kommandos abzuholen. Etwa um 13.00 Uhr fuhr unser Lkw auf regennaßer Straße in eine rechtwinklige Kurve mit einer Geschwindigkeit von ca. 30 Meilen. Der Fahrer bremste in der Kurve scharf ab, es gab einen scharfen Ruck, und der Lkw mit ca. 35 Mann kippte um, alle vier Räder nach oben. Ich fühlte einen starken Schlag gegen meine rechte Kopfhälfte. Mein rechter Arm war mir zurückgerissen worden und war so zusammengedrückt, daß ich mich nicht rühren konnte. Wir alle saßen auf aufgestellten Bänken, die nicht auf dem Boden befestigt waren. Ich saß auf der letzten Bank mit dem Rücken zum Fahrerhaus. Uns war klargeworden, es hatte einen Unfall gegeben. Es gab sofort einige Kameraden, die zur Ruhe mahnten. Wir machten uns etwas Luft und riefen den anderen zu, daß sie sich beeilen sollten, aus dem Lkw herauszukommen. Nur schwer bekam ich meinen Arm in eine normale Lage und war der letzte, der aus dem Wagen herauskroch. Ich sah noch vor mir das gerissene Maschendrahtgitter, das als Auflage für die Plane diente. Meine Mütze lag vor mir, innen mit Blut befleckt. Werner Anders rief mir zu, ich sollte nach hinten aussteigen bzw. kriechen. Meine erste Frage war, als ich draußen war, ob mein Kopf ganz war. Erklärte mich auf, daß ich einen Riß über dem rechten Auge hätte. Ich solle nicht hinfassen. Im nachhinein konnte ich mich erinnern, daß vom gesprungenen Drahtgeflecht ein Stück senkrecht stand, scharf wie eine Messerspitze, hatte es meine Kopfhaut dicht über dem rechten Auge aufgeschnitten. Ich wurde in ein nahes Farmerhaus gebracht, dort befanden sich schon die anderen Verletzten. Ich sah zwei aufgeregte Frauen hin und her laufen, wie sie ihren Teppich zusammenrollten und die Stühle zusammenschoben. Einige Kameraden hatte man auf den Boden gelegt. Ich mußte mich auf einen Stuhl setzen. Ich spürte starke Schmerzen im Kopf. Wenig später kam ein ziviler Arzt, der uns die Erste Hilfe zukommen ließ. Ich wurde in ein anderes Haus geführt, in der Küche lagen andere Ver-

letzte. Auch hier war ein Arzt an der Arbeit. Bald waren alle verbunden und unsere Namen aufgeschrieben. Ein „Bobby“ war auch anwesend und ließ sich unsere Namen geben. Der Kraftfahrer, der nach dem Unfall querfeldein geflüchtet war, inzwischen zurückgekehrt, verteilte Zigaretten, die Hausfrau schenkte uns einen Tee ein. Gegen 15.30 Uhr erschienen zwei Fahrzeuge, die den Lkw abschleppten und die Unverletzten mitnahmen. Wir anderen mußten bis 18.00 Uhr warten, bis uns ein Pkw zum Hauptlager Morby brachte. Nach einer Stunde Fahrt erreichten wir das Lager. Im dortigen Krankenrevier wurde ich von einem deutschen Unterarzt, im Rang eines Oberfähnrichs, ärztlich behandelt. Ich erhielt eine örtliche Betäubung, die Schnittwunde wurde mit mehreren Fäden genäht, anschließend wurde ich zu Bett gebracht. Die weitere Diagnose lautete: mittelschwere Gehirnerschütterung. Meine rechte Kopfhälfte war verschwollen.

Donnerstag, 5. 12. 46

Am heutigen Vormittag wurden wir zu dritt nach Lincoln in das englische Lazarett transportiert zwecks Röntgenuntersuchung. Von mir wurde je eine Aufnahme vom Kopf und von meiner Schulter gemacht. Die Aufnahmen zeigten keine inneren Verletzungen. Zwei Kameraden waren bereits gestern eingeliefert, einer mit einem Schädelbruch, der andere mit einem Oberarmbruch. Die Fahrt war für mich sehr anstrengend. Ich leide noch immer an sehr starken Kopfschmerzen. Die ersten sieben Tage war ich in einem Einzelzimmer untergebracht worden, da ich unbedingte Ruhe benötigte. Seit heute liege ich wieder in einem Krankensaal mit 18 Betten. Die Nähte wurden entfernt, und ich trage nur noch ein Kopfpflaster.

Mittwoch, 25. 12. 46

Gestern wurde uns die Verfügung des Kriegsministeriums bekanntgegeben, daß es den Kriegsgefangenen gestattet sei, im Umkreis von fünf Meilen das Lager zu verlassen, Einladungen von englischen Familien anzunehmen und Gespräche mit den Zivilisten zu führen. Es ist verboten, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen sowie öffentliche Häuser zu betreten, wie Kinos, Tanzstätten, Gastwirtschaften.

Auf allgemeinen Wunsch des Lagers wurde auf eine Weihnachtsfeier verzichtet. So verlief der gestrige Tag wie jeder andere. Für heute und den nächsten Tag ist arbeitsfrei. Heute morgen gab es zum Frühstück einen Stollen, zwei Pfefferkuchen und eine Handvoll Pfeffernüsse. Ein Weihnachtsbaum steht im Speisesaal, ein äußeres Zeichen, daß wir Weihnachten haben. Allgemein kann festgestellt werden, daß jeder bemüht ist, die Gefühle einer weihnachtlichen Stimmung zu unterdrücken. Wer hatte wohl vergangene Weihnachten nicht gehofft, doch bestimmt diese Weih-

nachten bei den Angehörigen zu verbringen? Die Enttäuschung ist zu groß, um sich dem Zauber dieses deutschesten aller deutschen Feste hinzugeben. Ein bedeckter Himmel spiegelt unsere Stimmung wider. Ein starker Wind zerfetzte die Regenwolken. Am Vormittag wie am Nachmittag machte ich einen Spaziergang in die nähere Umgebung.

Zu Mittag gab es eine Flasche Bier, das Stück Fleisch war dieses Mal in einem Stück zu sehen, und die Soße fiel etwas fetter aus als sonst.

Einige Kameraden hatten Einladungen erhalten und dürfen bis um 22.00 Uhr ausbleiben. Bei der Nachmittagszählung um 16.30 Uhr fehlten bereits 18 Mann. Die Folge, daß bei der Zählung die Fehlenden aufgeschrieben wurden. Leider gab es zu den Feiertagen keine Post. Die Theatergemeinschaft wartet an den Feiertagen mit einem Varietéprogramm auf.

Sonntag, 26. 1. 47

Gestern berichtete „Daily Mail“, daß es den deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich freigestellt wird, entweder nach Hause zu fahren oder sich als freie Arbeiter zu verpflichten. Es handelt sich um 476 000.³⁰

Seit Freitag bin ich wieder in Arbeit mit einem Kommando von zehn Mann beim Grabenreinigen. Wir haben eine Fahrt von einer Stunde. Man hat uns Gummistiefel zur Verfügung gestellt. Es ist eine schwere Arbeit, den Morast aus den Gräben zu entfernen.

Mittwoch, 29. 1. 47

Die heutige Presse bringt die Nachricht, daß auf Grund einer Anfrage im Unterhaus sich zur Zeit 355 000 deutsche Kriegsgefangene im Land befinden. Seit September 1945 bis Ende des Jahres 1946 wurden 466 000 Deutsche heimbefördert.

Samstag, 1. 2. 47

Abschrift des Fragebogens über die politische Einstellung: „Hitler ist in einer verzweifelten Lage des deutschen Volkes zur Macht gekommen und verstand es, durch – Brot und Spiele – von verantwortungsvoller Mitarbeit abzuhalten. Diejenigen, die da warnten, wurden als – Meckerer – in den KZ kaltgestellt. Durch geschickte Propaganda wurde seine Stellung als – Despot – dem Volk verschleiert. Er führte das Volk in einen Krieg, den es nie gewollt, auf einen Weg, den es selbst in der Masse nicht zurück konnte. Hätten sich Männer gefunden, ihn zur rechten Zeit zu vernichten, dann wäre es vielleicht nicht zu spät geworden. Durch Nichtachtung des Lebens einzelner wie fremder Nationen, durch Verletzung abgeschlosse-

ner Verträge, hat er das Vertrauen der Welt Deutschland gegenüber auf das empfindlichste Maß mißbraucht und die deutsche Ehre beschmutzt. Beim Scheitern seiner Pläne sich der Verantwortung entzog und sie plötzlich dem deutschen Volk zuschob, somit das Volk in den Abgrund einer völligen Vernichtung stoßen wollte. Aus dem Nichts emporgestiegen, in das Nichts hinabgestiegen, sich selbst und seiner Idee den Tod gegeben.“

Gegen 18.40 Uhr erfolgte meine Vernehmung durch einen Major. Als ich den Schulraum betrat, sah ich den Offizier hinter einem Schreibtisch sitzen, und er schrieb. Es dauerte einige Sekunden, bis er aufblickte und meinen Namen nannte. Er hatte meinen ausgefüllten Fragebogen vor sich liegen, den ich seinerzeit in Amerika ausgefüllt hatte. Ich überreichte meinen hier ausgefüllten Fragebogen. Er las meine Angaben, drehte das Blatt und las meine Stellungnahme über Hitler.

„Wofür haben Sie das EK II bekommen?“ war seine erste Frage. Ich gab zur Antwort, daß ich es in Rußland erhalten hätte, bei der Abwehr eines Angriffs auf den Troß durch die Russen. „Seit wann sind Sie in der Wehrmacht, sind Sie vorher bei der Polizei gewesen?“ war die zweite Frage. Ich erklärte, daß ich 1933 bei der Polizei eingetreten wäre und im Oktober 1935 zur Luftwaffe übernommen wurde. „Sehen Sie, das war auch solch eine Sache, die übertreten wurde“, war seine Antwort. Ich erklärte ihm, daß ich auf Grund wirtschaftlicher Nöte einen Beruf meinen Neigungen entsprechend nicht ergreifen konnte. Ich wurde durch meinen Vater beeinflußt – Junge, werde Beamter –, mich zur Polizei zu melden.

„Ja, und warum hat Deutschland den Krieg verloren?“ war die dritte Frage. Ich antwortete, daß der Krieg schon zu Unrecht begonnen wurde und damit schon verloren war.

„Nicht durch den Verrat Ihrer Offiziere?“ war seine Zwischenbemerkung.

„Dieser Verrat hatte keinen Einfluß mehr auf den Ausgang des Krieges“, gab ich zur Antwort.

„Ja, was dachten Sie sich, als das Regime 1933 zur Macht kam?“ war seine vierte Frage.

„Daß es nichts Gutes bedeuten konnte, wenn das durchgeführt wird, was programmiert wurde“, antwortete ich.

Damit war das Verhör beendet, und ich war nach sechs Minuten entlassen.

Freitag, 30. 5. 47

Seit Mittwoch, 28. 5. 47, arbeiten wir an der Ausfallstraße Woodhall-Kirkby, in der Nähe des Polenlagers. Wir wären ja gern noch eine Zeitlang an der alten Baustelle geblieben, in der Nähe von Conningsby. Unsere Arbeitsbude stand einem einzelstehenden Haus gegenüber, hier wohnt ein ehemaliger Förster. Unser Kaffeekoch, Hermann, hatte „Was-

serbeziehungen“ aufgenommen, mit dem Erfolg, daß wir jeden Tag eine Flasche Milch und sechs Eier bekamen, also jeder Mann von uns ein Ei zu Mittag erhielt.

Am letzten Mittwoch hatte ich in Vertretung die Gelegenheit, die alte Dame zu sprechen, und war erfreut, wirklich eine nette Frau kennenzulernen, die voll Hochachtung von uns Deutschen sprach. Ihr Gatte war vor dem Frieden in der Nähe von Köln und hatte den denkbar besten Eindruck von Deutschland. Sie sprach ein ausgezeichnetes Englisch, daß es eine Freude war, sich mit ihr zu unterhalten. Ja, erklärte ich ihr, das wäre das erste Mal gewesen, daß wir Eier geschenkt bekommen hätten, und die nicht von einem Bauern, sondern von einem Rentier.

Jetzt arbeiten wir in der Nähe des Polen-Camps und können so etwas Einblick bekommen. Wir konnten nur feststellen, daß sich diese Soldaten der englischen Armee den ganzen Tag sonnten und dafür vom englischen Staat bezahlt wurden. Unsere englischen Arbeiter, mit denen wir zusammen arbeiten, sind gar nicht gut auf die Polen zu sprechen. Sie werden als Arbeitswillige von ihnen abgelehnt. Die Polen haben zum Teil Quartiere mit ihren Frauen. Das Lager besteht aus „Nissen-Hütten“ und ist von schattigen Bäumen umgeben. Nur eine Viertelstunde Fußweg von Woodhall-Spa entfernt. – Die Gerüchte haben sich nun bewahrheitet, daß unser Lager aufgelöst wird. Die Versetzungen werden nun täglich durchgeführt.

Sonntag, 8. 6. 47

Am 4. 6. 47 wurden wir mit 65 Mann von Tattershall zum Lager 262 Langar verlegt und kamen in das Seitenlager Abdelton, ca. eine Meile von Nottingham entfernt gelegen. Wir trafen gegen 12.00 Uhr im Hauptlager ein und traten am Abend die Fahrt im Lkw zum Seitenlager an. Hier traf ich alte Kameraden vom Lager Brady (USA), mit denen ich auch im Lager Fort Lawton zusammen war. Wir sind in einem kleinen Lager untergebracht, das ehemals Landmädchen als Unterkunft gedient hatte. Zur Zeit sind wir etwa 130 Mann stark. Das Lager wird von einem Sergeanten und einem Korporal geführt. Es sollte sich herausstellen, daß diese Herren einen sehr starken Druck auf uns ausübten. Ihre stärkste Waffe gegen uns, die Ausgangssperre.

Am letzten Donnerstag war ich das erste Mal in der Stadt Nottingham. Ich kam bis zur Trent-Brücke, benannt nach dem Fluß Trent, und mußte wegen Regen wieder kehrtmachen.

Am Freitag und gestern war ich wieder mit einem Kameraden in der Stadt, und wir kamen bis zum Stadtzentrum. Wir waren ca. 45 Minuten gelaufen. Was uns sehr verwirrte, war der starke Verkehr. Nun ja, seit Jahren hatten wir hinter Stacheldraht gelebt. Gestern machten wir einen Spaziergang am Trent-Ufer entlang. Vorbei an vielen Sportplätzen, auf denen Tennis und Kricket gespielt wurde. Autos hielten am Straßenrand, und die Insassen schauten dem Spiel zu.

Unser Weg führte uns zum Schloß von Nottingham, hier saßen wir eine halbe Stunde. Wir waren beeindruckt von der Pflege der Parkanlagen, im Gegensatz zu den Straßen, die einen sehr schmutzigen Eindruck machten. Papierfetzen, Schmutz jeder Art wird vom Wind durcheinandergewirbelt. Unser Weg führte uns weiter zum Marktplatz, an dessen Ende sich der monumentale Bau der Stadthalle emporhebt. Es ist ein viereckiger Bau, die Stirnseite von einer Säulenreihe durchbrochen. Eine flache Dachkonstruktion, darüber erhebt sich eine gewaltige Kuppel. Als wir unter dem Säulengang standen und den Verkehr an uns vorüberfluten ließen, kam ein älteres Ehepaar vorüber und musterte uns. Der alte Herr trat zu uns heran und gab meinem Kameraden ein 2-Schilling-Stück mit dem Zeichen, daß es für uns beide wäre.

Gestern gab es die erste Ausgangssperre. Um 14.00 Uhr kehrten wir von der Arbeit zurück, vom Rübenhacken, als wir erfuhren, daß erst um 17.00 Uhr Ausgangserlaubnis gewährt würde.

Heute morgen bei der Zählung erfahren wir, erst um 12.00 Uhr Ausgang, da die Lagerarbeiten nicht zur Befriedigung des Sergeanten ausgefallen wären. Heute wurden sogar Leute zum Kohlenschaufeln verlangt. Die Einwände, daß viele um 10.00 Uhr zur Kirche gehen wollten, wurden abgelehnt. Ich erlebe es zum ersten Mal, daß wir am Sonntag Arbeitsdienst stellen mußten, solange ich in Gefangenschaft bin. Der Lagersprecher ist der ganzen Lage nicht gewachsen.

Trotz aller Schwierigkeiten gingen wir am Nachmittag aus. Unser Weg führte uns am Trent-Uferstrand entlang über die große Trent-Brücke. Das Wetter war ausgezeichnet. Auf der Promenade herrschte ein reger Spaziergängerverkehr, meist junge Menschen. Ruderboote zogen vorbei. In Höhe des Gefallenen-Denkmal für die Toten des Ersten Weltkrieges bogen wir ein und durchschritten die gewaltige Pforte dieses Monuments. Ein wunderbarer Steingewächsgarten nahm uns auf. Vorerst war wohl nichts, was uns interessieren könnte. Wir wählten den Weg am Trent entlang, um in weitem Bogen nach der dritten Brücke stadteinwärts zu gehen. Von weitem wird das Schloß von Nottingham sichtbar, das auf steilen Sandfelsen errichtet und unser Ziel war. Nach etwa 20 Minuten Weg auf steiler Zufahrtsstraße durchschritten wir das Tor. Ein schön gepflegter Garten nahm uns auf. Von der Schloßterrasse hatten wir einen weiten Blick über das grüne Hügelland. Wir waren wohl insgesamt zwei Stunden gelaufen und bedurften der Ruhe. Gegen Abend, etwa 18.00 Uhr, gingen wir zum Marktplatz, um hier unsere Studien zu treiben. Es dauerte auch nicht lange, und eine Kapelle der Heilsarmee nahm Aufstellung. In ihrer blauen Uniform mit rot abgesetzten Biesen und Schirmmützen brachten sie mit ihren Blasinstrumenten Marschmusik. In den Pausen las irgend jemand von den uniformierten Begleitern etwas aus der Heiligen Schrift. Nach und nach wurde die Kapelle von nachfolgenden Musikanten aufgefüllt. Frauen, ebenfalls in Uniform, schlossen den offenen Halbkreis und san-

gen Kirchenlieder. Die Zuhörer wurden immer zahlreicher und warfen nach Aufforderung Münzen in den Kreis der Musikkapelle. Es mag wohl eine Stunde gedauert haben, als sie sich zum Abmarsch formierten und mit Musik den Marktplatz verließen. Wenig später sollten wir durch Volksredner überrascht werden. Vor uns auf den Stufen stand ein junger Mann. Es war ein Vertreter einer kirchlichen Sekte. In lebhafter Sprache warb er für seine Idee. Es mögen wohl 30 Zuhörer gewesen sein. Es herrschte Schweigen. Wir konnten ernste ausdruckslose Gesichter beobachten. Doch er war nicht der einzige, der sprach; etwa 15 m weiter warb ein kommunistischer Redner für seine Partei. Im einfachen Arbeiteranzug stand er auf der Brüstung und schleuderte seine Worte unter die Zuhörer, die einen Kreis von ca. 100 Personen bildeten. Ich war neugierig und hörte zu. Ich konnte noch die Worte vernehmen: „Rußland, das größte Land der Welt und Paradies der Arbeiter“, als mir ein älterer Herr auf den Arm tippte und uns fortzog. Er sprach sich sehr abfällig über den Redner aus, natürlich auch über Rußland. Ich erklärte ihm, daß ich das „Arbeiterparadies“ ein Jahr lang im Feldzug erlebt hätte. Ja, ich traute meinen Ohren nicht, er zitierte Worte aus A. Hitlers „Mein Kampf“, worin die Judenfrage angeschnitten wurde. Ich konnte ihm nicht beipflichten, da ich „Mein Kampf“ bisher noch nicht gelesen hatte. Gegenüber dem kommunistischen Redner sprach ein Apostel einer kirchlichen Sekte. Hier hatte sich ein Kreis gebildet von jungen Menschen. Sie sangen religiöse Lieder. Man kann sich vorstellen, daß der vorgenannte Redner sich alle Mühe gab, um sich gegenüber dem Gesang zu behaupten. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren. Zwischen allen aber promenierte junge Mädchen, sie lachten und scherzten. Kaum hatte uns der alte Herr verlassen, als uns ein Herr im schwarzen Anzug ansprach. Er stellte sich als Pfarrer der Methodistenkirche vor. Er versicherte uns, daß er an die Worte Jesu glaube und an seine Wiederkehr. Er fragte uns natürlich, was wir vom Glauben halten und welcher Konfession wir angehörten. Er freute sich zu hören, daß wir uns als Konfessionsangehörige bekannten. Wir klagten ihm unser Leid, daß wir am Vormittag nicht zur Kirche gehen konnten, da wir Ausgangssperre hatten und Kohlen schippen mußten. „Aber das können Sie nachholen“, war seine Entgegnung. „Ich lade Sie zu einer Abendandacht ein.“ Wir konnten nun schlecht ablehnen und folgten ihm. Groß war unser Erstaunen, als er uns zum Gemeinschaftshaus der Methodisten führte. Er zeigte auf eine Tafel, auf der die einzelnen Räume aufgeführt waren, und ich sah: „Andacht für Taubstumme“. Das kann ja nett werden, dachte ich bei mir. Wir betraten einen kleinen Raum, eine kleine Gemeinde von ca. 15 Personen war versammelt und wartete auf ihren Pfarrer. Unser Begleiter stellte uns der Gemeinde in der Zeichensprache vor, und wir wurden durch Handschlag begrüßt. Es herrschte unter den Anwesenden eine ehrliche Freude, daß zwei deutsche Kriegsgefangene als Gäste anwesend waren. Es wurde uns die Bibel und ein Gesangbuch in die Hand

gedrückt. Ein älterer Herr begab sich zum flachen Podium und eröffnete den Gottesdienst. Man sang gemeinsam ein Lied, d. h. wir zu dritt. Während der Herr auf dem Podium durch Zeichengebung vorlas und alle anderen folgten dem Text im Buch. Der Pfarrer hielt seine Rede in der Zeichensprache, während unser Begleiter uns den Text übersetzte. Ich tat es in Deutsch, da mein Kamerad kein Englisch verstand. Der Predigt lag das Thema „Die Liebe Gottes“ zu Grunde. Eine Stunde dauerte der Gottesdienst, und anschließend folgte eine kleine Aussprache, die sich in der Hauptsache auf unsere Person bezog.

Freitag, 20. 6. 47

Als ich gegen 17.30 Uhr von der Arbeit, vom Rübenhacken, heimkehrte und vom Wagen sprang, überraschte mich der Lagersprecher mit der Ankündigung, daß ich meine Sachen packen müßte. Ich habe mich morgen abmarschbereit zu halten zwecks Fahrt zum Hauptlager. Mir wurde ganz anders, wie ich die Worte „versetzt“ hörte. „Ja, warum denn“, fragte ich zurück. „Zwecks Überführung in die Heimat“, bekam ich zur Antwort. Ich konnte es kaum glauben, ich war sprachlos. Ich hatte vorerst damit nicht gerechnet, nachdem mich der Lagerdolmetscher für den Posten als Hauptlagersprecher vorschlagen wollte. Ich hatte abgelehnt. – Das war so: Vor etwa 14 Tagen mußte ich nach Rückkehr von der Arbeit zur Schreibstube. Nun, was sollte das bedeuten, fragte ich mich. Ich hatte ja kein schlechtes Gewissen. Da empfing mich der Lagerdolmetscher, ein Pole der „Anders-Armee“, und fragte mich, wie es mir hier in England nach der Überführung aus den USA gefiele. „Nun, sehr gut, vor allen Dingen die Toleranz der Engländer.“ „Ich habe aus Ihren Personalien festgestellt, daß Sie in Westpreußen geboren sind, ich auch“, gab er zur Antwort. Ich war erstaunt. „Ja, da haben wir beide unsere Heimat verloren, meine Eltern mußten unsere Heimat im Januar 1920 verlassen.“ „Ja, ich habe eine schöne Aufgabe für Sie, ich suche einen Hauptlagersprecher und halte Sie für geeignet.“ Nur das nicht, dachte ich mir. Ich holte tief Luft und lehnte sehr höflich ab. „Ja, warum denn? Sie bekommen ein eigenes Unterkunftszimmer, einen höheren Sold, eine bessere Verpflegung, ein Dolmetscher wird Ihnen zur Verfügung gestellt.“ Ich merkte, von diesem Posten kommst du nicht los. Aber da fiel mir plötzlich meine Einstufung in Gruppe 12 ein, die als nächste anstand zur Entlassung in die Heimat. Da gab er sich geschlagen, aber er versuchte es noch einmal mit der Bemerkung: „Wollen Sie sich nicht freiwillig auf ein Jahr verpflichten?“ „Nein, danke“, gab ich zur Antwort, damit war unsere Unterredung beendet.

Montag, 23. 6. 47

Am Vormittag Vorbesichtigung durch den Quartiermeister. Am Nachmit-

tag Besichtigung durch den Kommandanten einschließlich Seesack. Wir packten vorsichtshalber nur die zustehenden Sachen ein, so daß im allgemeinen die Säcke ziemlich zusammengefallen waren. Das fiel auch dem Kommandanten auf, und er fragte verschiedene POW, ob sie ihren zweiten Seesack unter dem Bett stehen hätten. Er stellte an jeden Fragen über Zeit der Gefangennahme, Truppenteil usw. Inzwischen war es mir aufgefallen, daß ich mich unter Kameraden befand, die in die britische und russische Zone entlassen werden sollten. Nach Rücksprache mit dem Lager-sprecher erfahre ich, daß meine Entlassung in die russische Zone vorgesehen sei. Demnach wurde mein Antrag im Camp 79 nicht berücksichtigt, obwohl er als genehmigt zurückkam, daß ich in die amerikanische Zone entlassen werden möchte. Mir wurde geraten, eine Änderung im Munsterlager (britische Zone) zu versuchen.

Dienstag, 24. 6. 47

Um 9.30 Uhr mußten wir vor dem Hauptquartier stehen. Die ersten zehn POW wurden gefilzt, verschiedene hatten das Pech, ihre amerikanischen Zigaretten loszuwerden.

Wir wurden mit Lkw zum Bahnhof gefahren. 11.15 Uhr ab Bingham, 13.50 Uhr an Leicester. Nach zwei Stunden Marsch erreichten wir das Lager Nr. 34 Scraftoft, Thurnby/Leics. Am heutigen Tag herrschte sehr warmes Wetter, selbst das Handgepäck wurde zu schwer. Wir wurden zonenweise auf die Baracken eingewiesen. Empfingen ein Drittel Brot und je neun Mann eine Büchse Schinken (1 lb).

Samstag, 5. 7. 47

Die Tage wollen nicht vergehen. Man hat sich inzwischen auf die hiesigen Verhältnisse umgestellt. Wenn wir um 7.00 Uhr unseren dünnen Wasserpottage verdrückt haben, ist noch Zeit bis 8.30 Uhr, um zur Zählung zu gehen. Wenige Minuten danach hat sich alles unter die Decken verkrochen, bis kurz vor 12.00 Uhr wird geschlafen. Nur so kann das ewige Hungergefühl herabgedrückt werden. Zur Zeit herrscht ein ungewöhnlich kühles Wetter, daß man selbst nachts mit drei Decken sich gerade warm halten kann. Haben wir den dünnen Mittagseintopf eingenommen, wird wieder bis 16.00 Uhr geschlafen. Nach der Einnahme des Abendbrots von einem Drittel Brot, 10 g Margarine, 56 g Belag fühlt man sich etwas wohler und gesättigt, daß man etwa eine Stunde „Runden drehen“ kann. Man sitzt dann noch im Gras und unterhält sich mit den Kameraden. Die Stimmung ist im allgemeinen sehr ernst und gefaßt. Jeder macht sich insgeheim Sorgen und Pläne, wie er den Weg in der Heimat weiter machen wird.

Heute begehe ich meinen Jahrestag, daß ich ein Jahr in England bin. Wieder ein Jahr, das vom freien Leben abgeschnitten wurde. Im Vergleich zu denen, die bereits von den USA aus ihre Fahrt in die Heimat antreten konnten.

Donnerstag, 10. 7. 47

Bereits um 3.00 Uhr Wecken. Um 4.00 Uhr empfangen wir unseren Wasserpottage. 5.00 Uhr Abgabe der Decken und Strohsack. Überall heißt es stehen und warten. Um 6.00 Uhr müssen wir heraustreten und warten wieder bis 7.00 Uhr am Tor. Es hat in den letzten zehn Tagen fast immer geregnet. Es ist sehr frisch, und wir frieren jämmerlich. In jeweiliger Fahrzeugbesatzung passieren wir ein letztes Mal das Tor und durften die „Augen links“ nehmen, denn der Kommandant stand am Tor und grüßte uns ein letztes Mal. Auf dem Bahnhof hieß es wieder warten, als wir um 9.00 Uhr den Bahnhof von Leicester verließen. Ein erregendes Gefühl. Kaum saßen wir im Zug, wurde als Mahlzeit ein Drittel Brot verdrückt. Bald fielen uns die Augen zu, denn wir hatten ja in der letzten Nacht kaum geschlafen.

Um 13.00 Uhr erreichen wir den Kai von Hull. Ein Gepäckkommando hatte bereits in Leicester die Seesäcke verladen. Jetzt marschierten wir am Gepäckwagen vorbei und schnappten uns einen Seesack. Nur 50 Schritt und wir hatten das Schiff erreicht. Die „Stamford“ der Viktoria-Klasse sollte uns heimbringen. In riesigen Netzen wurden die Säcke an Bord genommen.

Um 13.20 Uhr bestieg ich die Schiffstreppe und verließ somit englischen Boden, auf dem ich ein Jahr und fünf Tage unfreiwillig verbracht hatte. Wir mußten alle sofort unter Deck. Pünktlich um 14.00 Uhr verließ das Schiff den Hafen. Ich saß im dritten Deck und unterhielt mich mit den Kameraden, als mir gegenüber mich einer fragte, woher ich käme. Ich antwortete: „Aus Nauen.“ „Was, aus Nauen, in welcher Straße?“ „Gartenstraße“, gab ich zur Antwort. Es stellte sich heraus, daß dieser Kamerad in unserer Nachbarschaft beim Tierarzt Dr. Friesicke gewohnt hatte.

Noch einmal gehen wir an Deck. Es regnete, als wir die weite Bucht von Hull verließen. Um 16.00 Uhr gibt es eine warme Mahlzeit, grüne Erbsen, zwei Salzkartoffeln, ein wenig Fleisch, drei Scheiben Brot und ein wenig Margarine. Um 21.00 Uhr gibt es noch einmal Kakao.

Freitag, 11. 7. 47

Frühstück: Grießsuppe, drei Kartoffeln, ein Stück gebratene Leber, Soße, ein halber Becher Kaffee, zwei Scheiben Brot.

Das Wetter ist nach wie vor verregnet. Gegen 9.30 Uhr passieren wir Helgoland. Die vordere Hälfte ist von den Engländern weggesprengt wor-

den, man sieht einige Grate aus dem Wasser ragen. Von der hinteren Hälfte ist der Leuchtturm zu sehen, und ganz schwach konnte man die Schattenrisse von Häusern beobachten. Gegen 11.00 Uhr: ein halber Becher Suppe, vier Salzkartoffeln, Soße, eine dünne Scheibe Rindfleisch, Reissuppe, eine Scheibe Brot.

Gegen 13.00 Uhr sollen wir Cuxhaven erreichen. Die Stimmung ist keine freudige, alles sehr ernst. Man macht sich keine falschen Vorstellungen. Wie vorgesehen erreichen wir um 13.00 Uhr Cuxhaven. 13.20 Uhr betreten wir deutschen Boden. Etwa 200 m sind zu laufen, und wir besteigen unseren Zug, der uns nach Munsterlager bringen soll. Sang- und klanglos betraten wir nach genau viereinhalb Jahren deutschen Boden, denn am 10. 1. 43 befand ich mich in Italien. Gegen 15.00 Uhr fahren wir ab, 19.30 Uhr Lüneburg. Bei unserer Fahrt durch Hamburg-Harburg bekommen wir einen Begriff vom Ausmaß der Zerstörung, Ruinen und nochmals Ruinen. Um 21.30 Uhr erreichen wir das Lager Munsterlager. Etwa eine dreiviertel Stunde hatten wir zu laufen. Unser Gepäck wurde gefahren. Wir werden zonenweise auf die Baracken eingewiesen und empfangen noch in der Nacht, etwa gegen 2.00 Uhr, unseren Seesack. Wir erhalten noch eine warme Suppe, ein halbes Brot, etwas Margarine, Käse und Zucker.

Samstag, 12. 7. 47

Am Vormittag erhalten wir unseren Bonus ausgezahlt: 178,- RM. Vor uns wird ein Transport abgefertigt, der aus Rußland kam. Ein Bild des Jammers, ein Bild ohne Worte. Man muß sie gesehen und gesprochen haben.

Am Nachmittag erhalten wir unser Entlassungsgeld, weiter werden unsere Personalaufnahmen gemacht.

Dienstag, 15. 7. 47

Heute früh verließen die Kameraden das Lager, die in der russischen Zone zu Hause sind, zur Fahrt nach Friedland, um dort den Russen übergeben zu werden.

Meine Umschreibung zur Entlassung in die amerikanische Zone vollzog sich ohne Schwierigkeiten. – Vorgestern ging ich mit dem Kameraden Werner Fenger in den Wald zum Blaubeerenpflücken.

Was war das für Gefühl, wieder die würzige Waldluft zu atmen. Vorbei an Tannen und Kiefern hatten wir eine halbe Stunde zu laufen. Es war natürlich alles von POW überlaufen, die hier auf der Suche nach Blaubeeren waren, auch viele Frauen und Kinder waren beim Pflücken. In etwa zwei Stunden hatte ich die Hälfte meines englischen Kochgeschirres vollgepflückt. Am Abend mit Zucker vermischt, gab es eine wunderbare Nachspeise.

Jetzt in den vergangenen Tagen hatten wir ausreichend Gelegenheit, mit

den Kameraden zu sprechen, die aus Rußland zurückkamen. Sie ergaben einen erschütternden Anblick, der all ihr Leid und Elend deutlich widerspiegelte. Die meisten trugen noch ihre deutsche Uniform, die mit vielen Flickern notdürftig instand gesetzt war. Das Schuhzeug bestand meist aus selbstgefertigten Holzschuhen, der Oberschuh aus Leinen gefertigt. Sie trugen deutlich die Merkmale einer starken Unterernährung. Viele hatten Wasser, bezeichnend war ihre blasse Gesichtsfarbe, stark abgemagerte Arme und Füße, kurz geschorener Kopf. Sie strömten den üblichen Duft einer Entlassung aus (bedingt durch die Entlausung der Bekleidung).

Sie gaben uns ein Stimmungsbild vom russischen Volk und den russischen Soldaten, ein Stimmungsbild der dortigen deutschen Lagerführung. Sie steckten in den weitaus meisten Fällen mit den Posten unter einer Decke, während sie das Los ihrer Kameraden zum Teil noch verschlechterten, sich an der Verpflegung vergriffen und diese verschachtelten. „Ja, für eine Suppe verkauften sie ihr Vaterland“, wie einer sich ausdrückte. Auch der Herr Paulus³¹ (Befehlshaber der eingeschlossenen Armee in Stalingrad) stand unter dem Zeichen der Verachtung. „Der Herr hätte in Nürnberg zuerst gehängt werden müssen“, konnte man hören. Den Größenwahn russischer Offiziere gibt folgende Äußerung eines russischen Majors wieder: „Rußland hat in diesem Krieg die stärkste Militärmacht der Welt geschlagen, und das war Deutschland, folglich wird es auch Amerika und England besiegen.“

Donnerstag, 17. 7. 47

Gestern zogen wir in das Qu-Lager um. Es wird ein Transport von insgesamt 1140 Mann zusammengestellt. Am Tag zuvor kam ein A-Transport („Demokraten“) aus England mit 600 Mann an. Diese Herren haben das Glück, mit uns zu fahren und wahrscheinlich in Dachau als erste abgefertigt zu werden. Heute früh bereits um 3.15 Uhr Wecken. Das Gepäck wird verladen. Um 6.30 Uhr marschierten wir vom Lager ab. Nach 15 Minuten werden wir vom deutschen Transportstab auf die Waggonen eingewiesen. Es ist ein deutscher Lazarettzug, der ausgeschlachtet wurde. Keine Sitzflächen, wir müssen uns auf unser Handgepäck setzen. Mit 56 Mann in einem Wagenabteil. Endlich ist es soweit, 8.20 Uhr fuhr der Zug an, und wir sind im Begriff, unsere letzte Etappe dieses dornenreichen Weges zu beenden. – Celle erreichen wir gegen 10.25 Uhr – Göttingen um 15.45 Uhr – Würzburg an 3.30 Uhr, ab 6.00 Uhr – Augsburg an 14.30 Uhr – München an 15.30 Uhr – Dachau an 19.00 Uhr.

Wir durchfahren die Lüneburger Heide, nach vielen Jahren sehe ich den herrlichen deutschen Wald wieder. Mit wehmütigem Herzen muß man sehen, wie große Waldflächen kahlgeschlagen wurden, um nach England transportiert zu werden. Hinter Göttingen zieht ein herrliches Hügel-land vorüber. Das Korn ist gelb und harrt der Ernte. Je weiter wir nach

Süden kommen, um so mehr ist das Getreide schon eingefahren. Wie oft konnten wir beobachten, daß junge Frauen mit der Sense das reife Korn mähen. Überall, wo wir hinsehen, fehlt es an Männern. Frauen winken uns zu. Auf den Bahnhöfen sehen wir Massen von Menschen, wieder in der Mehrzahl Frauen. Mit Handgepäck, sie wollen oder kommen vom Hamstern. Die einzige Möglichkeit, sich am Leben zu halten. Wir sehen in abgehärmte Gesichter. Auf den Bahnhöfen, wo wir Aufenthalt haben, kommen wir mit ihnen ins Gespräch. Überall hören wir von ihnen von der großen Not. Die Ruinen der Städte, durch die wir fahren, reden eine bedröht Sprache.

Wir haben vom totalen Krieg gefaselt, die anderen haben ihn geführt. Das konnte man insbesondere in England feststellen, wo ich kaum zerstörte Häuser und Fabriken feststellen konnte. Man sprach vom Ausradiieren englischer Städte, ausradiert aber wurden deutsche Städte. Welch ein Gefühl. Welch ein Bild deutscher Landschaft. Welche schmucke Dörfer. Hier auf dem Lande ein Bild des Friedens, ein Bild rastloser Arbeit.

Unvergeßlich war die Fahrt durch das schöne Mainfranken mit seiner Perle, der unvergeßlichen Stadt Würzburg, die ein Opfer des Krieges wurde. Wenn ich an die verkommenen Dörfer und Häuser in England zurückdenke, dann sieht man den krassen Unterschied gegenüber den schmucken deutschen Dörfern mit den Fachwerkbauten, den bunt gestrichenen Fassaden. Alles in allem ein freundliches Bild. Jeder Quadratmeter Boden ist bestellt. – Ein hochsommerliches Wetter, im Gegensatz zu England, das hier eine gewisse Beständigkeit besitzt.

Unsere Hoffnung, Dachau in 24 Stunden zu erreichen, wird zerschlagen, zu oft hielt der Zug. Noch lange müssen wir im ehemaligen KZ Dachau herumstehen. Wir werden ärztlich untersucht. Ein Abblasen mit Läusepulver berechtigt uns zum Eintritt in das Entlassungslager. Das Einweisen auf die Baracken geht sehr langsam vonstatten und ist schlecht organisiert. Die große Masse benimmt sich unmöglich. Jeder schiebt und drängt. Leider haben die älteren Semester ein rücksichtsloses Benehmen. Ich konnte nur feststellen, daß die wenigsten Kameraden auf Grund der Dauer der Gefangenschaft entlassen werden. Es sind „Kranke“, Bergarbeiter, besondere Fälle und die „A-Leute“. Es sind 600 von insgesamt 1140 Mann. Noch spät nachts gibt es eine Scheibe Weißbrot, etwa 10 g Margarine und Tee. Es wird wieder betrogen, wohin man schaut. Diese letzten Tage und Stunden geben einem den Rest dieser unrühmlichen Zeit. Es mag 2.00 Uhr nachts gewesen sein, da ich den dritten Stock im Original-KZ-Bett (blankes Holz) besteige, um zu schlafen.

Samstag, 2. 8. 47

Der Tag meiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft ist gekommen. Um 7.30 Uhr mußten wir am Tor des „Cage 7“ (Käfig) stehen. Mein Ge-

päck war innerhalb der 14 Tage in Dachau mehr geworden. Es hatte mich nur einige Zigaretten gekostet, und ich hatte drei Arbeitshosen, drei Arbeitsjacken, eine Winterjoppe, ein Paar Arbeitsschuhe, zwei Decken, zwei Hemden, zwei Tuchhosen, zwei Jacken mehr in meinem Bestand.

Es begann die Zeit des Wartens, aber es bestand die Aussicht, noch heute das Tor der Freiheit zu passieren. Wir aßen noch zum Mittag, bekamen um 14.00 Uhr unseren Bohnenkaffee, um dann endlich gegen 15.30 Uhr aufgerufen zu werden. In Trupps zu 20 Mann nahmen wir Aufstellung vor dem Tor und erhielten die letzten Anweisungen vom Vertreter des Arbeitsamtes. Dann kam der große Augenblick, da uns der Entlassungsschein ausgehändigt wurde. In Marschordnung passierten wir den Posten, eine letzte Zählung, und wir waren entlassen. Die Sonne schien heiß, und wir hatten einen Weg von etwa einem Kilometer bis zum Schlagbaum zurückzulegen. Dort sollten uns die Fuhrunternehmer (mit Handwagen) in Empfang nehmen, um unser Gepäck zum Bahnhof zu fahren. Ja, diesen Weg werde ich nicht vergessen. Ich kam immer nur eine Strecke von etwa 50 m, dann mußte ich mein Gepäck absetzen, um zu verschlafen. Meinen Seesack hatte ich auf den Rücken geschnallt, in der linken Hand einen großen Karton mit meiner gehamsterten Bekleidung, etwa 50 Pfund. In der rechten Hand meine Handtasche mit Brot und Toilettensachen. Ich brauchte wohl eine Stunde, bis ich am Schlagbaum ankam, aber die Handwagenfahrer waren nicht mehr dort. Ich war ja der letzte. Da kam ein älterer Herr mit einem Fahrrad daher, er suchte noch einen Kunden. Der Seesack wurde über den Gepäckständer quer gelegt, vorn auf den Lenker den Karton, auf den Seesack stützte ich meine Handtasche auf. So ging es zum Bahnhof. Die Gebühren betrugen nach freiem Ermessen. Ich gab vier „Ami“ (Zigaretten) und 1,— RM. Auf dem Bahnhof half mir noch der Zugführer mein Gepäck zu verstauen, das kostete eine „Ami“, aber ich war im Abteil.

Um 17.00 Uhr verließ der Zug den Bahnhof Dachau, und gegen 17.30 Uhr erreichte ich den Hauptbahnhof von München. Was ich auf dieser Strecke an Ruinen zu sehen bekam, hatte ich in England nicht in einem Jahr gesehen. So stand ich vor dem Hauptbahnhofsgebäude. Vor mir die Ruinen des Telegrafenamtes. Was tun?

Ich fragte einen älteren Herren nach einer Taxe. Ich stellte fest, daß ich zur falschen Seite hinausgegangen war. Er half mir liebenswürdigerweise, mein Gepäck zur anderen Seite tragen, und das kostete wieder eine „Ami“ (Zigarette). Auf Grund meines Entlassungsscheines konnte ich eine Taxe beanspruchen, mußte aber warten, bis mindestens noch zwei Personen beisammen waren. Sie erschienen nach einer halben Stunde Wartezeit in der Person eines „Fräuleins“ und eines Ami-Soldaten. Ich mußte kräftig schlucken. Aber was sollte man sagen.

Während meines Englandaufenthaltes korrespondierte ich mit einem ehemaligen Kriegskameraden S.-T. Er war einer meiner drei Geschützfüh-

rer einer Flakeinheit während des Rußlandfeldzuges. So hatten wir vereinbart, daß ich einige Tage in seiner Wohnung absteigen könnte. Bald hatte ich mein Ziel im Süden von München erreicht. Mit letzter Kraftanstrengung schleppte ich mein Gepäck bis zum dritten Stock. Ich drückte voll Erwartung auf den Klingelknopf. Es öffnete die Schwiegermutter meines Kameraden. Die Eheleute waren gerade abwesend. Nun, es dauerte nicht lange, und es gab eine freudige Begrüßung.

Ich spendierte meinen mitgebrachten Bohnenkaffee aus England, der im Gegensatz zum Tee nicht rationiert war, eine Stange Pall Mall, Toiletenseife für das neugeborene Baby.

Nun bat ich um eine kleine Schüssel, öffnete meine Kakaobüchse, schüttete den Inhalt in die Schüssel und zog meine wohlverpackte Zeiss-Ikon-Kamera 6×9 heraus. Dann bat ich um ein scharfes Messer, schlitzte meine selbstgebastelte Schreibmappe an den Seiten auf. Zuerst die eine Hälfte und brachte meine so getarnten 6×9-Negative und aus der anderen Hälfte die 6×9-Positive heraus. Vier Jahre, zwei Monate und 23 Tage hatte ich um meine Kamera erfolgreich gekämpft. Wenn ich zurückdenke, dann waren es zu fünfzig Prozent Glück und fünfzig Prozent blitzschnelle Reaktion, um bei „99 Filzungen“ dem Ami ein Schnippchen zu schlagen.

Schlußwort:

Ich genehmigte mir selbst einen „Urlaub“ bis zum 18. 8. 47, um am 19. 8. 47 bei der Firma Ph. Holzmann AG eine einjährige Umschulung zum Facharbeiter für das Maurerhandwerk anzutreten. Da ich keine Bleibe hatte, mußte ich wohl oder übel in das Barackenlager der Firma Holzmann in München-Obersendling einziehen. Mit 16 Mann auf der „Bude“ bezog ich meinen mit Papierschnitzel gefüllten Strohsack im „II. Stock“. Mein erster Arbeitseinsatz erfolgte im Justizpalast in München am Stachus. Hier gab es viel Arbeit. Eingedrückte Wände und abgefallener Putz an den Wänden. Eine Folge der vielen Luftangriffe auf München. Eines Tages hatte ich in einem Hauptgang des Gebäudes einen Türbogen zu verputzen. Ein älterer Herr, mit einem Aktenbündel unter dem Arm, kam mit mir ins Gespräch. „Na“, sagte er, „Sie sind doch auch nicht vom Bau?“ „Nein“, sagte ich, „ich war Berufssoldat, und seit der Stunde ‚Null‘ bin ich Umschüler.“

„Ja“, sagte der Herr, „ich war hier vor der Stunde ‚Null‘ der Präsident im Hause! Und jetzt bin ich Amtsbote.“ – Das gab mir zu denken. Wer war wohl tiefer gefallen?

Anmerkungen

¹ Weder die Türkei noch Spanien traten in den Krieg ein, beide Staaten verfolgten eine Neutralitätspolitik. Die Türkei erklärte lediglich am 23. Februar 1945 Deutschland und Japan pro forma den Krieg. Der spanische General Franco erklärte zu Beginn des Krieges seine Neutralität und war auch nicht durch Hitlers Drängen zu einem Kriegseintritt zu bewegen. Nach dem Abschluß des „Iberischen Pakts“ mit Portugal am 20. Dezember 1942 kühlten sich die Beziehungen zu Deutschland merklich ab. Japan hatte am 13. April 1941 einen vierjährigen Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion geschlossen, der von der Sowjetunion aber 1944 gekündigt wurde. Japan machte Eroberungen im asiatischen Raum (Burma, Philippinen, Hongkong, Singapur), marschierte jedoch nicht in der Sowjetunion ein.

² Es ist erstaunlich, daß die gefangenen deutschen Soldaten diesen nach der Kapitulation von Stalingrad am 31. Januar 1943 doch sehr unrealistischen Berichten Glauben schenkten. Keine der angegebenen Informationen traf zu.

³ POW = Prisoner of War (Kriegsgefangener).

⁴ Dem am 22. August 1864 in Genf abgeschlossenen internationalen Abkommen zum Schutz der Verwundeten, der Kriegsgefangenen und der Zivilbevölkerung in Kriegszeiten folgte am 27. Juli 1919 eine neue weitgehende Regelung zur Behandlung der Kriegsgefangenen, die von allen bedeutenderen Staaten mit Ausnahme von Japan und der Sowjetunion ratifiziert wurde.

⁵ Italien hatte am 3. September 1943 ein zunächst noch geheimes Waffenstillstandsabkommen mit den Alliierten geschlossen, das formal der Forderung des amerikanischen Präsidenten Roosevelt nach einer bedingungslosen Kapitulation entsprach, Italien aber gewisse Rechte ließ. Der Waffenstillstand wurde erst am 8. September bekanntgegeben.

⁶ Nach dem Bekanntwerden des Waffenstillstands wurde im Zuge der deutschen Gegenmaßnahmen Rom von deutschen Truppen besetzt, der Regierung Badoglio und der königlichen Familie gelang die Flucht zu den Alliierten. Nach der Befreiung Mussolinis durch die Deutschen trat er am 12. September an die Spitze der am 9. September gebildeten Gegenregierung, der Repubblica Sociale Italiana, die unter deutscher Kontrolle stand und ihren Regierungssitz in Salò am Gardasee hatte.

⁷ Der „Stellvertreter des Führers“, Rudolf Heß, flog am 10. Mai 1941 nach Schottland, wo er wenige Kilometer vom Sitz des Herzogs von Hamilton entfernt mit einem Fallschirm absprang. Er beabsichtigte, die britische Regierung mit Hilfe des ihm flüchtig bekannten Herzogs davon zu überzeugen, daß Hitler keineswegs plane, eine gleichfalls nordische Rasse zu vernichten. Er wolle lediglich freie Hand im Osten. Sollte Großbritannien dies aber verhindern wollen, würde es vollständig zerstört werden. Heß wurde jedoch gefangengenommen und im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozeß zu lebenslanger Haft verurteilt, die er bis zu seinem Tod am 17. August 1987 in Berlin-Spandau absaß. Durch seine lange Haft wurde er von neonazistischen Gruppen zum Märtyrer hochstilisiert.

⁸ Jedes Jahr fand am 9. November das Treffen der „Alten Kämpfer“ im Münchner Bürgerbräukeller statt, um der Opfer des fehlgeschlagenen Hitlerputsches am 9. November 1923 zu gedenken, eben der „Gefallenen der Bewegung“.

⁹ Hitler hielt die Rede am Nachmittag des 8. November im Löwenbräukeller in München. Abends wurde sie im Rundfunk übertragen.

¹⁰ Rommel war bis 21. November 1943 Befehlshaber der Heeresgruppe B in Norditalien. Verbände der 71. Infanterie-Division besetzten in der Adria zwar die Inseln Lussino, Cherso und Krk, eroberten aber keine Schlüsselstellungen. Während des gesamten Novembers fanden heftige Kämpfe um den Dnjepr statt, die Krim wurde aber noch gehalten, Kiew allerdings war am 6. November von den Sowjets erobert worden.

¹¹ Die 6. deutsche Armee unter General d. Art. de Angelis räumte Odessa am 10. April 1944.

¹² Am 15. April 1944 hatte Badoglio ein neues Kabinett gebildet, in dem der Kommunist Palmiro Togliatti vertreten war.

¹³ Die Deutschen hatten am 2. Oktober 1940 für alle Juden Warschaus und die jüdischen Flüchtlinge aus der Umgebung ein Ghetto errichtet, das etwa 400 000 bis 500 000 Menschen umfaßte. Als die Deutschen am 19. April 1943 das durch Deportationen, vornehmlich nach Treblinka, bereits stark dezimierte Ghetto liquidieren wollten, leisteten einige Bewohner organisierten bewaffneten Widerstand. Die Deutschen, die mit wenig Gegenwehr gerechnet hatten, mußten ihre Vorgehensweise ändern; sie vermieden jetzt direkte Auseinandersetzungen auf der Straße und brannten statt dessen die Häuser ab, warfen Handgranaten und setzten Gas ein. Am 8. Mai fiel das Hauptquartier der Widerstandsbewegung in deutsche Hände, wodurch der Widerstand gebrochen war, vereinzelt gab es aber noch bis Juni Kämpfe.

¹⁴ Vgl. Die Wehrmachtberichte 1939–1945, Bd. 3, Köln 1989, S. 94.

¹⁵ Die Invasion begann am 6. Juni 1944 mit der alliierten Landung in der Normandie.

¹⁶ Während des ganzen Jahres 1944 griffen deutsche Flugzeuge London an. Am 12./13. Juni begann das Flak-Regiment 155 mit dem Abschluß von V 1 (unbemannte Flugkörper) auf den Großraum London; am 15./16. Juni erreichte diese Aktion einen Höhepunkt.

¹⁷ Die Alliierten zogen am 4. Juni 1944 in Rom ein. Die Deutschen erlitten beim Rückzug schwere Verluste durch nachstoßende amerikanische Panzerverbände.

¹⁸ London stand während dieser Tage unter starker Bombardierung durch V 1-Waffen.

¹⁹ Nach dem mißlungenen Attentat vom 20. Juli 1944 löste Heinz Guderian General Zeitzler als Chef des Generalstabes des Heeres ab. Ebenfalls eine Folge des Attentats war die Berufung Heinrich Himmlers zum Oberbefehlshaber des Ersatzheeres und Chef der Heeresrüstung.

²⁰ Am 25. Juli 1944 ernannte Hitler – auf Vorschlag von Hermann Göring – Reichsminister Goebbels zum „Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz“. Daraufhin hielt dieser am Abend des 26. Juli eine lange Rede, die über alle deutschen Sender übertragen wurde, in der er seine „fast religiöse, andächtige Dankbarkeit“ über das fehlgeschlagene Attentat auf Hitler betonte und den „totalen Krieg“ zum „Gebot der Stunde“ erhob.

²¹ Die Deutschen räumten am 28. Juli nach der Zerstörung aller wichtigen militärischen Anlagen die Städte Lemberg, Brest-Litowsk, Bialystok und Dünaburg.

²² Seit 14. September standen die Amerikaner südlich bzw. südöstlich von Aachen. Von dort aus gelangen ihnen Einbrüche in Vorfeldstellungen des Westwalls. Etwa einen Monat lang fanden dort heftige Kämpfe statt. Trier war von August bis Dezember 1944 immer wieder Ziel alliierter Bombenangriffe. Kämpfe um die Stadt gab es aber erst im März 1945.

²³ Seit dem 12. Oktober wurde in der Gegend um Tilsit gekämpft, am 15. des Monats erlitt die Stadt einen schweren Bombenangriff. Die US-Armee eroberte Aachen am 21. Oktober 1944.

²⁴ Das Winterhilfswerk (WHW) war eine unter beträchtlichem Propagandaaufwand betriebene Sammel- und Spendenaktion, die ab 1933 jeweils in den Wintermonaten durchgeführt wurde, und zwar von der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“ (NSV) unter Aufsicht des Propagandaministeriums.

²⁵ Adolf Hitler hatte am 30. April, zusammen mit seiner langjährigen Geliebten Eva Braun, die er am Tag zuvor noch geheiratet hatte, Selbstmord begangen. Eva Braun hatte Gift genommen, Hitler sich mit einer Pistole in den Mund geschossen. Er

hatte testamentarisch Großadmiral Karl Dönitz zu seinem Nachfolger ernannt. Dessen Regierungszeit währte vom 1. bis 23. Mai 1945, als ihn die Briten absetzten und gefangennahmen. Vom Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg wurde er zu zehn Jahren Haft verurteilt.

²⁶ Am 8. Mai 1945 erfolgte die bedingungslose Kapitulation der Deutschen Wehrmacht. General Jodl unterzeichnete am 7. Mai im US-Hauptquartier in Reims die Kapitulationsurkunde, Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel am 9. Mai im sowjetischen Hauptquartier in Berlin-Karlshorst.

²⁷ Die „Deutsche Arbeitsfront“ (DAF) war nach der Zerschlagung aller freien und unabhängigen Gewerkschaften am 2. Mai 1933 als Einheitsorganisation aller Arbeitnehmer und Arbeitgeber gegründet worden. Unter ihrem Leiter Robert Ley war sie mit bis zu 25 Millionen Mitgliedern die größte Massenorganisation des Dritten Reiches. Sie sollte die Arbeiterschaft für den NS-Staat gewinnen, kontrollierte die Einstellung und Entlassung der Arbeitskräfte, ihre Entlohnung und Sozialversicherung. Auch die „nationalsozialistische Gemeinschaft Kraft durch Freude“ (KdF), die für Millionen von deutschen Arbeitern die Freizeit organisierte, unterstand der DAF.

²⁸ Im November 1945 begann der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg. Zwölf sog. Hauptkriegsverbrecher wurden zum Tode verurteilt (darunter Göring, Streicher, Ribbentrop, Frank, Keitel und Jodl), sieben zu Freiheitsstrafen und drei freigesprochen (Urteilsverkündung: 30. 9. – 1. 10. 1946). Zwölf sog. Nachfolgeprozesse unter US-Gerichtshoheit u. a. gegen Diplomaten, Militärs und Vertreter der Wirtschaft folgten.

²⁹ Gemeint ist das Konzentrationslager Bergen-Belsen, das in der Nähe von Hannover lag. Errichtet wurde das „Aufenthaltslager“, das ursprünglich dem Gefangenenaustausch mit im Ausland festgehaltenen Deutschen dienen sollte, im Juli 1943. Deshalb waren dort anfänglich auch die Bedingungen etwas besser als in anderen Lagern. 1944 aber herrschten fürchterliche Zustände. 37 000 Menschen starben durch Zwangsarbeit, Mißhandlungen und Epidemien vor der Befreiung des Lagers durch die Briten am 15. April 1945, darunter auch Anne Frank. Nach dem Krieg wurde Belsen das größte Lager für Displaced Persons in der britischen Besatzungszone.

³⁰ In einer Note vom 14. Januar 1947 bat die französische Regierung die USA um ihre Zustimmung zu dem Vorhaben, die deutschen Kriegsgefangenen selbst entscheiden zu lassen, ob sie nach Deutschland entlassen oder als „Freie Zivilarbeiter“ in Frankreich bleiben wollten. Am 28. Januar gaben die USA ihr Einverständnis. Die Übernahme in das Arbeitsverhältnis – eine raschere Entlassung war die Folge – begann im Juli 1947 und umfaßte 137 987 fast ausschließlich deutsche Kriegsgefangene. Vgl. Kurt Böhme, Die deutschen Kriegsgefangenen in französischer Hand, München 1971, S. 133 ff.

³¹ Generalfeldmarschall Friedrich Paulus hatte den Oberbefehl über die 6. Armee, deren Überreste am 31. Januar 1943 bei Stalingrad kapitulieren mußten. Paulus geriet in sowjetische Kriegsgefangenschaft. 1946 sagte er als Zeuge der sowjetischen Anklage vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg aus, blieb aber bis November 1953 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Er hatte sich dort dem „Bund Deutscher Offiziere“ angeschlossen, der das Ende des NS-Regimes und des Krieges propagierte. Danach zog er in die DDR und starb am 1. Februar 1957 in Dresden.

